

Wiener Stadt-Bibliothek.

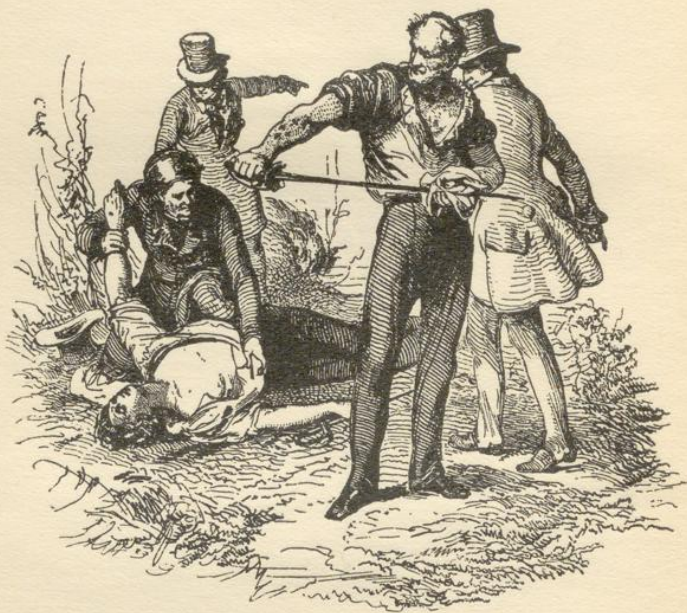
57199 A

1954

S PD. -

f. 14.6.35.
UGO

AUS DEM
WANDERBUCH
eines
verabschiedeten Lanzknechtes.



ALS MANUSKRIFT CEDRUCKT.

WIEN 1844.

Zu dem Aufsatz: „Der Lanzknecht“

Jahrbuch
deutscher Bibliophilen
und Literaturfreunde

XX. JAHRGANG

1934

Herausgegeben

von

HANS FEIGL

Mit einer Bildbeigabe

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN · WIEN · LEIPZIG

Jahrbuch
deutscher
und literarische
Veranstaltungen
1934



Sp. 123657

Jahrbuch
deutscher Bibliophilen
und Literaturfreunde

Vertrag
deutscher Bibliotheken
und Verleger

Vorwort

Mit diesem Bande verzeichnet unser Jahrbuch seinen zwanzigsten Jahrgang. Das darf uns wohl mit Genugtuung erfüllen und gibt uns wohl auch das Anrecht, an dieser Stelle einige Worte über uns selbst zu verlieren.

Zum ersten Male im Jahre 1913 erschienen — in den ersten Jahrgängen noch unter dem Titel „Deutscher Bibliophilen-Kalender“ — hatte unser Jahrbuch die ganzen Jahre des Erscheinens her mit der Ungunst der Zeiten zu kämpfen. Denn Kriegs-, Nachkriegs- und Zeiten schwerer, noch immer andauernder Wirtschaftskrise waren alles andere denn darnach angetan, ein Beginnen wie unseres, das einer Sache Weniger und der Wenigen dienen wollte, zu fördern. Daß es dennoch gelang, unser Schiff durch alle die vielen Klippen hindurchzusteuern und um unser Jahrbuch eine aufmerksame, treue Gemeinde zu versammeln, dürfen wir wohl der Art, wie wir des bibliophilen Amtes zu walten für richtig befanden, zugute halten. Unser Kurs stand von vornherein fest und wir ließen uns trotz mancherlei Verlockungen, verschiedenen Bekrittelungen und gelegentlich mehr oder weniger gut gemeinten Ratschlägen, „Modernisten“ zu werden, in unserer Auffassung nicht beirren und in keine andere Richtung abdrängen. Es war nicht immer leicht, hier Steuermann zu sein. Scheiterten doch einzelne Versuche, Unternehmungen ähnlich wie die unsere ins Leben zu rufen, nach kurzer Zeit des Bestehens. Anderes wieder mußte sich, wollte man nicht dem gleichen Schicksal frühen Endes erliegen, noch rechtzeitig umstellen und sich, wenn auch begreiflicherweise nicht gerne in ausdrücklichen Worten, so doch in

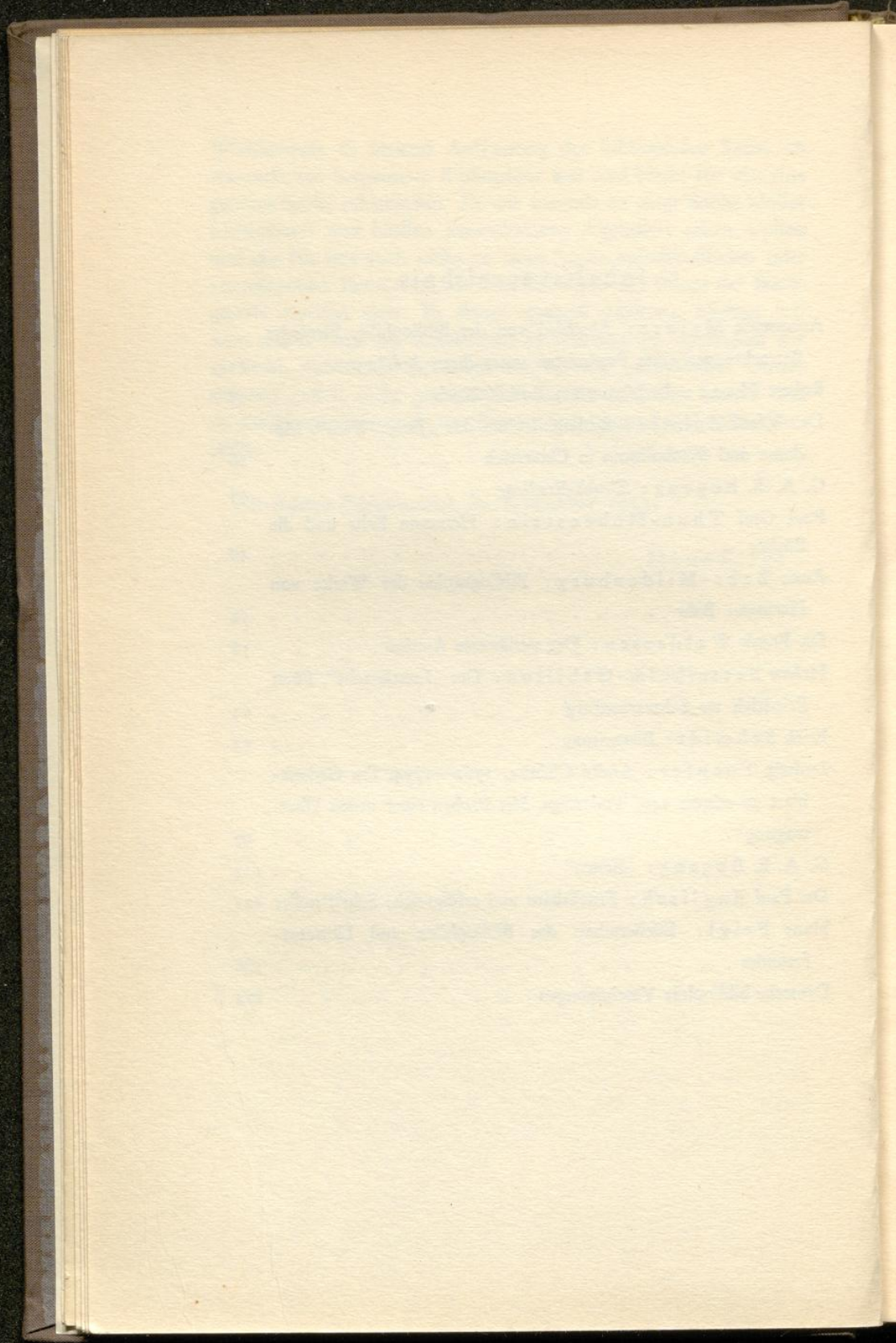
Wirklichkeit zu unserer Auffassung der bibliophilen Sache im wesentlichen bequemen. Bibliophilie war und bleibt für uns eine geistige Sache schlechthin, die wir niemals zu einer Sache bloßer Liebhaberei und bloßen Sammlertums degradiert sehen wollen und die für uns auch nicht zu einer Sache ausschließlicher oder vorwiegender Freude am schönen Buch und der Pflege der Buchgestalt werden darf. In dieser unserer Haltung blieben wir vom ersten Tage des Erscheinens an fest und ihr verdanken wir es wohl, daß unser Jahrbuch ein für ein periodisches Unternehmen gewiß nicht geringes Lebensalter erreichen konnte und so das älteste Unternehmen dieser Art in deutschen Landen darstellt.

Alt-Aussee (Steiermark), im September 1934.

Hans Feigl

Inhaltsverzeichnis

Annemarie Meiner: Abschied von der Bibliophilie. Elegische Betrachtungen eines Pessimisten unter ihren Anhängern . . .	11
Robert Haas: In Memoriam Rudolf Koch	18
Dr. Alfred Zohner: Bibliophiles um das „Junge Wien“. Moderne und Symbolismus in Österreich	26
G. A. E. Bogeng: Druck-Erstlinge	43
Paul Graf Thun-Hohenstein: Hermann Bahr und die Bücher	49
Anna Bahr-Mildenburg: Bibliographie der Werke von Hermann Bahr	52
Dr. Frank Waldassen: Der verlästerte Aretino	56
Helene Bettelheim-Gabillon: Der „Lanzknecht“, Fürst Friedrich zu Schwarzenberg	63
Erich Schmidt: Bierzeitung	93
Ludwig Toepfer: André Chénier. 1762—1794. Ein Gedenkblatt zu seinem 140. Todestage. Mit Proben einer neuen Übertragung	97
G. A. E. Bogeng: „Selten“	113
Dr. Paul Englisch: Fruchtbare und erfolgreiche Schriftsteller	121
Hans Feigl: Bücherschau des Bibliophilen und Literaturfreundes	126
Deutsche bibliophile Vereinigungen	174



ANNEMARIE MEINER

Abschied von der Bibliophilie

Elegische Betrachtungen eines Pessimisten
unter ihren Anhängern

„Ach, wer bringt die schönen Tage, jene holde Zeit zurück!“
— wo der Bücherfreund im klausnerischen Zwiegespräch mit einem Buch die große Welt um sich herum vergaß! Jene Zeit, in der man Stunden und Tage auf Dulten, bei Antiquaren und Ramschverkäufern verbringen konnte, mit keinem anderen Ziel vor Augen, keinem anderen Gedanken im Kopf, als dem an ein Buch, an ein ganz bestimmtes Buch, das man unbedingt haben muß, um eine schmerzhaft-störende Lücke auszufüllen! Jene schönen Tage, oder vielmehr Abende, besser noch Nächte, in denen man sich, allein oder mit einem Wahlverwandten, den Bücherfreuden hingab, Entdeckungen machte und Neuland eroberte!

* * *

Keiner, keiner bringt sie wieder! Sie sind gewesen, sind Vergangenheit. Stilles Verweilen, ruhiges Sich-Besinnen, schwärmerisches Werben, liebendes Besitzergreifen, Leben, wirkliches Leben mit einem Buch — wo gibt es das noch?

Es kann heute garnicht mehr möglich sein! Denn in der gärenden Welt, in der wir uns befinden, wird der Einzelmensch, ob er will oder nicht, von den Wogen der Ereignisse mitgerissen und fast völlig verschlungen. Jeder Tag, so dünkt uns, kommt und schwindet schneller als der gewesene. Selbst die Nacht scheint mit Unruhe erfüllt, von unsichtbaren Spannungen durchzuckt zu sein. Und fast jede Stunde tritt mit neuen Forderungen und Ansprüchen an uns heran, dringender, drängender und bedrängender als jemals.

* * *

Damals, als die Bibliophilen sich in einer offiziellen Körperschaft zusammenschlossen und eine eigene Zeitschrift, die ihre Interessen und Neigungen vertrat, gründeten, auch dann noch, als die meisten Tochtergesellschaften entstanden, lebte man, mit historischen Maßen gemessen, in einer der längsten Perioden der Ruhe und ungestörten Entwicklung, die einem Volk zuteil werden können. Es waren jene Jahrzehnte vor dem Krieg, die wir mit „Friedenszeiten“ zu bezeichnen pflegen — in der richtigen Erkenntnis, daß der Friede vor dem Weltkrieg etwas anderes war als der Zustand nach dem Krieg —, und die uns heute wie ein Märchen vorkommen. In diesen glücklichen zwanzig Jahren bis zum Krieg nun (wie weit liegt er schon zurück und scheint doch erst gestern gewesen zu sein!) konnte die Bibliophilie, d. h. die bibliophilen Gesellschaften und die Einzelgänger (und letztere sind meist die eigentlichen Bücherfreunde) ein ungetrübtes Leben führen. Jeder aus diesem Kreise verdiente so viel, daß er behaglich leben und darüber hinaus sich eine Liebhaberei leisten konnte. Beruf und Öffentlichkeit beanspruchten selten jemand so stark, daß er nicht noch überschüssige Energien für sich und seine Neigungen freigehabt hätte. Man konnte auf lange Sicht Dispositionen treffen und mit einiger Sicherheit das Erbe seiner Vorfahren antreten und vermehren. So erklärt sich die Freude am Besitz, an schönen Dingen, an Kunst und Büchern bei den meisten gebildeten Menschen jener Zeit.

* * *

Das waren aber auch noch Jahre, wo die, deren Geldbeutel klein und deren Einnahmen unregelmäßig waren, gern und freudig große und kleine Opfer für das Buch brachten. Die größten Privatbibliotheken entstanden damals nicht etwa in den Häusern der Wohlhabenden, sondern in engen Mansardenstuben, in der ländlichen Vorstadt, in verschwiegenen Winkeln. Kam es darauf an, wie man sich kleidete und ob man altmodisch aussah, wenn man dafür das Budget für Bücher erhöhen konnte? Und was sollte den Bücherfreund, der fern vom Getriebe der Anderen in der Welt des Geistes und der Schönheit lebte, schon ablenken?

* * *

Es gab kein Radio und keinen Lautsprecher, jene fürchterlichsten Feinde der Stillen im Lande, der Bücherbessenen! Wo ist heute noch eine Behausung, gleich ob Stadt oder Dorf, die gegen das Gebrüll der Lautsprecher neben, über und unter ihr, in der engeren und weiteren Nachbarschaft gefeit ist, und der jene absolute Ruhe eignet, die die Vorbedingung zu intensiver, fruchtbringender Arbeit mit und am Buch ist. Sie ist mit Gold nicht aufzuwiegen — wahrlich ein Paradies auf Erden! Wo sind noch Menschen, denen das Herz blutet, wenn heilige, ewige Tonschöpfungen zur Unterhaltung, als Begleitgeräusch, das man schon nicht mehr entbehren kann und will, mißbraucht werden? Und wer hält mich nicht für „zeitfern“ und „rückständig“, wenn ich erkläre, daß jeder Vortrag, jedes Konzert und Theaterstück, die ich unmittelbar, ohne Zwischenträger erlebe, mit dem ganzen Fluidum lebendigen Lebens, von dem sie umwoben sind, mir hundertmal mehr geben und bedeuten (auch wenn die einzelne Leistung unvollkommen ist), als die technisch einwandfreiste Übertragung durchs Mikrophon. An das Buch aber, an das in Muße und Selbstvergessenheit, in Erwartung und Spannung, in Rausch und Entzücken gelesene Buch — was kommt von allen Darbietungen des Radioprogramms an die Wonnen heran, die ein Buch zu bereiten vermag?!

„Intelligente bedürfen des Radio nicht“ — sagt irgend jemand in einem modernen Lustspiel voll beißender Ironie, und das Publikum lacht schadenfroh. Ich aber sage euch: es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr fern, in der man vom Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Radio und der Art, wie es gebraucht wird, rückschließen kann, ob einer ein wahrer Intelligenter, ein wahrer Weiser, ob einer ein Bibliophiler ist —

* * *

In einer Welt ohne besondere politischen und wirtschaftlichen Sorgen, in einer Zeit größter Geistes- und Zensurfreiheit und in einer vorwiegend individualistischen Epoche war es freilich leicht, ein Bücherfreund zu sein. Aber wer fühlte sich da nicht alles als Bibliophile? Wir wollen keineswegs die Schattenseiten dieser „holden Zeit“ übersehen! Die aus äußerlichen Gründen, aus sol-

chen der Mode, Prunksucht und Eitelkeit Bibliophile wurden, sind heute fast alle der bitteren Not der Zeit zum Opfer gefallen, und das ist kein Schade.

Aber was soll aus den echten Bibliophilen werden?

Wer ist denn nun eigentlich ein wahrer Bücherliebhaber? Sicher längst nicht jeder, dessen Name in einer Mitgliederliste einer bibliophilen Gesellschaft steht. Diese bibliophilen Gesellschaften sind im Grunde nur ein notwendiges Übel. Aber sie erfüllten in einer bestimmten Zeitspanne, das soll ganz gewiß nicht gelehnet und vergessen werden, vorbildlich bestimmte Aufgaben. Sie sind es gewesen, die durch ihre Publikationen und gesellschaftlichen Veranstaltungen weiten Kreisen die Augen für das schöne Buch geöffnet, den Sinn für Qualität geweckt und die Lust am Sammeln weitergegeben haben. Aber diese Aufgaben sind erfüllt. In schönster Weise haben sich Schriftgießereien, Druckereien, Verlage und Buchbindereien die Forderungen der Bibliophilen zu eigen gemacht, und die es nicht taten, denen ist nicht zu helfen. Die breite Masse aber wird man nie dahin bringen, daß sie Qualitätsunterschiede in der Buch- und Druckgestaltung erkennt, beachtet und — dementsprechend zu bezahlen gewillt ist.

* * *

Echte, wahre Bibliophilie ist eine Angelegenheit der Wenigen, der Einzelgänger, der Sonderlinge, der Stillen. Nur die dazu Geborenen und die aus innerster Neigung zum Buch hinfinden, sind wirkliche Bücherfreunde. Und wie die wenigen Freunde, die einen auf dem Weg durchs Leben begleiten, sind auch die Freunde des Buches: treu und verlässlich, verschwiegen und ehrlich, voll Feingefühl und Zartheit. In ihrer Arbeitsweise gründlich bis zur Pedanterie, in ihren Anschauungen, die auf Erfahrung und Kenntnis beruhen, durch nichts und niemand zu beeinflussen, in ihrem Denken sehr selbständig und eigen, „Priester am Geiste“ und Verehrer der Schönheit — jene wahren Bibliophilen sind das Individualistischste, was man sich denken kann. Sonderbare Käuze gibt es unter ihnen. Wer weiß nicht von jenem Schwabinger, der wie ein Nachtfalter das Tageslicht scheut und erst ab 7 Uhr abends zu leben beginnt? Und wer hat nicht von Buch-

freunden gehört, die kaum sehen oder hören können und dabei unendlich mehr von dem wissen, worauf es ankommt, als mancher mit ganz normalen Sinnen?

* * *

Ach, Bücher zu lieben, ist Herzenssache und Lustgenuß, ist eine Leidenschaft, ein Lebensziel! Aber wehe dem, der zu viel von diesem Glück verrät! Es kehrt sich ab, wenn es beredet und zerredet wird!

Aus der Art und Weise, wie einer von seinen Büchern, oder ganz allgemein von dem Buche und der Bibliophilie spricht, werdet ihr erkennen, ob er ein Eingeweihter oder ein Mitläufer, ein Adept oder ein Snob ist. Wer die Bibliophilie in überschwenglichen Tönen preist und jeden von ihrer Notwendigkeit überzeugen will und die Kunst des Zuhörens nicht besitzt, der ist bestimmt kein Bibliophiler!

* * *

Die also Gearteten bedürfen keiner bibliophilen Gesellschaft, um glücklich zu werden, sich bestätigt zu sehen oder ihre Aufgaben zugewiesen zu bekommen. Ein unsichtbares, geheimes Band umschlingt sie alle. Sie wissen voneinander, ohne sich zu sehen, oder zu sprechen; sie erkennen sich an irgendeinem Zeichen, einer Gebärde, einem Blick. Es ist ihnen auch gleichgültig, wo einer herkommt und welches Amt er hat, wenn er nur Demut, Treue und Verantwortungsgefühl gegenüber dem Buch besitzt! In dem Kreis derer, die mit dem Buch aufs innigste verwachsen sind, kann jeder nach seiner Façon selig werden.

* * *

Aber, so frage ich voll Sorge und Angst nochmals, was wird aus solchen Bibliophilen in unserer Zeit? Diese Eigenbrötler, Heimlichen, Individualisten sind doch wohl recht „unzeitgemäß“, Grund genug, ihnen zu mißtrauen und sie aussterben zu lassen. Daß sie tatsächlich allmählich aussterben, scheint nur zu wahrscheinlich. Oder hat jemand unter der Jugend (d. h. bis zum Alter von 30 Jahren) Wahlverwandte entdeckt, junge Leute, denen die innere und äußere Schönheit eines Buches wirklich et-

was bedeutet, und die ein altes Buch als eine „durch manche Zeiten und Hände gegangene Wesenheit“ empfinden können? Oft mangelt gerade den Kindern von Bücherfreunden jedes Verständnis für das Buch, und die Söhne von Buchkünstlern treten nicht immer, weil es sie „treibt“, in die Fußstapfen des Vaters —

Wer wagt noch zu hoffen, daß Bücherfreunde so lange da sind, als die Zeugnisse des wahren und freien Geistes, die Bücher, der Hütung, Wahrung und Wartung bedürfen??

* * *

Wahre Bibliophile sind im Grunde ihres Wesens, trotz aller individuellen Verschiedenheiten, immer die gleichen, wann und unter welchen Bedingungen sie auch leben. Im Gegensatz zu ihnen müssen die bibliophilen Gesellschaften als öffentliche Organe viel stärker den Wandlungen unterliegen, die diese Öffentlichkeit durchmacht. Und so ist es ganz natürlich, daß in einer so ungeheuren Umwandlungs- und Umwertungsperiode wie der heutigen auch die offizielle Bibliophilie in ein neues Gewand gesteckt wird. Fragt sich nur, ob es ein bibliophiles ist. Wenn man sich mit der „wissenschaftlichen Erforschung der Buch- und Schriftkultur aller Zeiten und Völker“ beschäftigt, für die „Fortentwicklung deutscher Buchkunst“ eintritt, „im volkserzieherischen Sinne für eine vorbildliche Buch- und Druckgestaltung wertvollen deutschen Schrifttums“ „kämpft“, so ist das Buchkunde, Buchwissenschaft, Buchpolitik, Kulturpolitik, aber es ist nicht mehr Bibliophilie im alten Sinn.

Von jener alten Bibliophilie, der, exklusiv und individuell wie sie war, das Sammeln von Seltenheiten das Wichtigste war, die ein wenig Luxus und das Ausgefallene und Besondere liebte und ein Eigenleben führte, um das sich keine Macht kümmerte — von dieser Bibliophilie heißt es für immer Abschied nehmen.

* * *

Ach, sie ist auch ein Stückchen von jenem vieille Europe, das nur noch in denen lebendig ist, die sein Verschwinden beklagen! Ach, sie gehört zu den individualistischen Dingen, die in das Zeit-

alter des Massenmenschen nicht mehr passen! Ach, solch nobler Krankheit ist kein Rollstuhl mehr zu Dienste!

Ja, wenn wir die Sachlage nüchtern und klar überprüfen, müssen wir zu dem Schluß kommen: es ist keine Zeit mehr für Bibliophilie!

Wie soll der noch sammeln, der sich nicht mehr die Miete für das eine „überflüssige“ Stübchen leisten kann, das überflösse von seinen Schätzen? Wie soll man noch bibliophile Gaben in Auftrag geben, wenn man vor lauter Spenden sich selbst kein Buch mehr spenden kann? Wo soll man Mitgliedsbeiträge heraussparen, wenn man schon jede Straßenbahnfahrt dreimal in der Tasche herumdreht?

* * *

Lassen wir sie in den Cimeterien der Bücherkisten schlafen, die holden Schätze in ihren Van Geldern-Hüllen, in ihren pergamentenen und schweinsledernen Särglein! Ihr Geisteszauber (er war es doch zuerst, der uns zu gläubigen Bibliophilen machte) wird, wenn die Stunde kommt, die Kistendeckel sprengen. Unsere Liebe aber wird bis dahin, wenn wir's erleben, im Jahrbuch das Brevier andächtigen Gedenkens lesen. Noch blieb uns die Lust zu leiden und zu klagen, noch sind wir ein wenig — Bibliophile!

ROBERT HAAS

In Memoriam Rudolf Koch

Im April 1934 starb Rudolf Koch, der größte Schreibmeister Deutschlands. Allen seinen Freunden ist dieser Tod unerwartet gekommen. Das Gefühl, einen der Besten viel zu früh verloren zu haben, verstärkt die Trauer und das Bewußtsein der Schwere dieses Verlustes. Aber wie oft geschieht es, daß gerade die Besten auf dem Scheitelpunkt ihrer Laufbahn hinweggehen müssen!

Die Art seiner künstlerischen Gesinnung war in unserer Zeit fast schon vergessen. Er hat dem mittelalterlichen Handwerksgeist in seinem Leben und durch sein Schaffen — die ihm eins waren — wieder zur Gültigkeit verholfen. Dazu gehört ein Wichtiges: Demut, Zurückstellung der eigenen Person, Unterordnung des Künstlertums, das höchste Form der Persönlichkeit ist, unter eine gemeinsame Idee. Rudolf Koch hat dies scheinbar Unvereinbare zustandegebracht. In ihm war das Bewußtsein wach, daß wir keine Einzelmenschen, sondern eine Gesamtheit sind. Und der Schritt weiter: Er will nicht nur der Künstler sein, der seltene Ausgaben, kostbare Schriften und Drucke für Liebhaber schafft, sondern als ein guter Handwerker die unmittelbaren Bedürfnisse des Tages befriedigen. Und das ist ihm auch gelungen. Kaum ein Schriftkünstler ist mit seinen Schöpfungen, die doch eigentlich fern vom Tagesschaffen stehen, so sehr volkstümlich und weit über die Grenzen seiner Heimat bekannt geworden wie gerade er. Was er für die Schrift und darüber hinaus für eine Fülle anderer Kunstzweige geleistet hat, die erst durch sein Schaffen mit ihr in Zusammenhang gebracht worden sind, ist schwer zu erfassen. Schrittweise drang er in wahres Neuland vor, gefolgt von einer Reihe von Schülern und Mitarbeitern, weisend und mitge-

rissen, lehrend und selber lernend. Das ist der wunderbare Zug Kochs, daß er nichts daran fand, von seinen Mitarbeitern oder auch von seinen Schülern das anzunehmen, was sie nach seiner eigenen Meinung besser konnten als er. So kam eine Freiheit des Schaffens in diesen Kreis, die das oberste Gesetz der Gemeinschaft ist: Ein- und Unterordnung von Allem unter die Idee.

Der Lebensweg Kochs ist in trefflicher Weise von ihm selbst erzählt worden. Die Aufrichtigkeit seines Wesens, seines ganzen Lebens spiegelt sich in dieser Schilderung. Er ist am 20. November 1876 in Nürnberg geboren. Die Eltern stammen aus Hamburg und aus dem Vogtland; der Vater ist Bildhauer und Beamter am Museum gewesen und ist früh gestorben. Im Jahre 1892 kam Koch in eine Metallwarenfabrik und lernte ziselieren. Nebenbei bildete er sich im Zeichnen aus. Bald sieht er, daß er nicht im richtigen Beruf steht, und geht 1896 an die Nürnberger Kunstgewerbeschule. Er findet sie kaum für ihn geeignet, bleibt aber drei Semester und will Zeichenlehrer werden. In München wird er aber nicht zugelassen und findet eine Stelle als Zeichner in einer lithographischen Anstalt. Er ist kurze Zeit in London. In Leipzig hört er von Buchkunst und wittert, daß dies etwas für ihn sein könnte. Er zeichnet Bucheinbände und arbeitet in dieser Richtung weiter. In den Jahren 1899 bis 1902 lernt er viel, und findet auch dann genug Arbeit, als er sich selbständig macht. Nun tut er, nach seinen eigenen Worten, die klügste Tat seines Lebens: Er heiratet.

Im Jahre 1903 kommt er endlich auf seinen eigentlichen Weg. Er versucht sich im Schreiben. Er probiert, vollkommen Autodidakt, ein Jahr lang herum. Der erste, der ihm Mut macht und ihn fördert, ist Hans Weber in Leipzig. Diederichs gibt ihm auch Arbeit. Endlich, 1906, kommt er in die Stadt, die seine eigentliche Heimat geworden ist und die durch seinen Namen Weltruf erlangen sollte. Die Rudhardsche Gießerei in Offenbach suchte einen Mitarbeiter und Koch wird angenommen.

Die Rudhardsche Gießerei war 1982 von den Gebrüdern Klingspor übernommen worden. Von da an waren die Leiter bemüht, die rein industrielle Arbeit mit einem künstlerischen Gesamtplan zu vereinigen. Namen wie Behrens, Hupp, Tiemann

sind mit der Firma in Arbeitsgemeinschaft getreten. Von einem so verständnisvollen und weitblickenden Mann wie Karl Klingspor ist nun Koch berufen worden.

Der Schrift und dem Stempelschnitt, Satz und Druck werden die gleiche Sorgfalt zugewendet. Dabei verlangt die fast an Feinmechanik grenzende Arbeit in der Schriftgießerei pedantische Sorgfalt. Eine harte Schule für den freien und ungebundenen Künstler, aber diese scheinbar unvereinbaren Forderungen gehen dennoch eine glückhafte Verbindung ein.

Im Jahre 1908 übernahm Hugo Eberhardt die Leitung der Technischen Lehranstalten in Offenbach. Er erkannte die große Wichtigkeit der durch die günstige Zusammenarbeit von Künstlern mit einem industriellen Unternehmer geschaffenen Atmosphäre. Diese wollte er auch der Schule zugutekommen lassen. Er verpflichtete die beiden wichtigsten Männer bei Klingspor, Ernst Engel als Drucker und Rudolf Koch als Leiter des Schriftunterrichts. Die Gelegenheit, die sich hier bot, war auch wirklich selten. Ein Lehrer, der aus einem großen Betrieb kam, mit den Erfahrungen des Augenblicks, konnte dieses stets lebendige und gegenwartsnahe Gefühl direkt seinen Schülern vermitteln. Andererseits empfing der Lehrende durch die Verbindung mit der lernbegierigen Jugend die Impulse, die ihn selber instand setzen, lehrend zu lernen.

In dieser Verbindung Kochs mit der Schule trat 1921 eine entscheidende Wendung ein. Professor Eberhardt richtete Rudolf Koch in der Schule eine Werkstatt ein, die die innerste Beziehung zum Schaffen Kochs ermöglichte. Diese Tat ist nicht hoch genug einzuschätzen. Koch selbst schildert die nun einsetzende Arbeit und ihre Art trefflich und eingehend in einem „Die Werkstatt“ benannten Aufsatz¹. Sein ganzes Herz ging hier auf. In der räumlich nahen Mitarbeit mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden erwuchs auch die innerliche Nähe zu einer derart starken Intensität, daß es möglich war, dies zu leisten, was die Welt an den Erzeugnissen der „Offenbacher Werkstatt“ kennt und schätzt.

Es ist hier nicht der Ort und der Raum, um alles, woran dort

¹ Archiv für Gebrauchsgraphik, Koch-Heft.

gearbeitet wurde, eingehend zu erörtern. Ich muß mich mit der Aufzählung begnügen, aber auch diese mag ein starkes Bild geben von dem großen Sinn dieser Art zu arbeiten. Die Schrift ist ur-eigenste Domäne Kochs. Hier offenbart sich sein innerstes Wesen. Er schreibt, weil er muß, weil er so seine innere Spannung, in die er durch das Erleben eines Textes kommt, loswerden kann. Er schreibt sich's im wahrsten Sinn von der Seele. Und diese Spannung teilt sich dem hingeschriebenen Zeichen mit. Welche Schrift immer Koch geschrieben oder geschnitten, gepunzt oder getrieben hat, sie ist sein geistiges Kind, ist von seiner Bewegung bewegt. Sie ist ein expressionistisches Bildwerk wie irgend eine Malerei von van Gogh oder Nolde. Und diese Erregung teilt sich auch den Schriften mit, die er für den Buchdrucker geschaffen hat. Es ist ein Glück, daß er gleichgesinnten Geist und willige Hände für das findet, was er bei und mit Klingspor geschaffen hat. Und die Verbindung zwischen Schreiber und Drucker schafft ein Gegengewicht zu den allzu weitgehenden Bestrebungen, das Buch zu entpersönlichen, wie es die mechanisierte Graphik anstrebte.

Die Anwendungen, die Schriftbetätigung bringt oder fordert, sind in den verschiedensten Richtungen von Koch verfolgt worden. Die Verbindung von Schrift mit Architektur, mit dem Raum, ist gegeben durch das Beschreiben der Wand selbst. Die Technik ist meist Fresko oder Tempera, Verwendung von Holz-, Stein- oder Metallschriften. Eine andere und wichtige Anwendungsart war der Wandteppich mit Schrift. Die Schwierigkeit, die hier zu überwinden war, ist kaum glaublich. Koch mußte erst die Werkstoffe finden, die Garne, den Grund, die Farben. Es wurde gesponnen und gewebt und gestickt. Der Beginn dieser Arbeiten war im Jahre 1923. Seither sind eine Reihe prächtiger Teppiche entstanden, und damit Entscheidendes für die Entwicklung der Schriftenanwendung geleistet worden. Wichtig ist zu bemerken, daß die lineare Wirkung in ihrer Bedeutung zurücktritt, weil der Farbengegensatz zwischen Schrift und Grund verwischt wird. Dafür wird die Form und der Körper der Schrift betont, bei Weglassung alles Unwesentlichen.

Weitere Schriftverwendungen boten Arbeiten in Metall. Die

Art des handwerklichen Entstehens solcher Schrift gibt ihr wesentliche Unterscheidungen von den früher genannten Anwendungsgebieten. Das Räumliche wird dominieren und die Leserlichkeit erschweren. Aber die Eindringlichkeit solchen Lesens oder Suchens wird belohnt durch ein nicht nur äußerliches Sich-Mühen um den Wortlaut, auch der Wortsinn wird eingeprägt, viel mehr als bei oberflächlichem Ersehen des Wortganzen. Und außerdem wird die Form des Gerätes durch das Abtasten mit dem Auge noch in gesteigertem Maße räumlich erfüllt.

Hier sind eine Anzahl kirchlicher Geräte zu nennen, groß und einfach in der Linie, immer mit Schrift oder Zeichen geziert. Nicht das Unwichtigste sind die Inschriften auf Glocken, die vorher so sehr im Argen lagen. Koch hat die Schriften unmittelbar auf die Modelle aufgelegt und so Wirkungen erzielt, die die üblichen Schriftmodelle der Gießer weit in den Schatten stellten. Richtige Maße, kräftige Behandlung der jeweils zur Glocke passenden Schriften sind die Resultate.

Unter den weiteren Werken Kochs sei das „Zeichenbuch“ besonders genannt, weil es auf die gesamte Gebrauchsgraphik nachhaltig gewirkt hat. Es ist dies eine Sammlung von graphischen Bildern, die ganze Zusammenhänge geistiger Haltung und inneren Erlebens vermitteln können. Koch sammelte diese fast der Vergessenheit bestimmten Zeichen, astronomische, chemische, Runen, Haus- und Steinmetzzeichen, kirchliche Symbole, und ließ sie in Buchform 1923 und 1926 erscheinen.

Eine anfangs nur als Entspannung nach harter Arbeit gedachte Gewohnheit ist der Ausgangspunkt zu einem anderen großangelegten Unterfangen. Koch zeichnete zur Erholung an Sonntagen Blumen. Diese Zeichnungen zu vervielfältigen, unternahm auf Rat von Freunden ein Schüler Kochs, Fritz Kredel, und nach längeren Studien kam das „Blumenbuch“ zustande (1922—28), eine Sammlung von ungefähr 300 Holzschnitten von unglaublicher Versenkung in das Wesen dieser einfachen Gebilde, ein direkter Nachfahr der alten Kräuterbücher. An diesen Schnitten hat Kredel seine große Meisterschaft schrittweise errungen. Dies scheinbar abseits liegende Werk der Schreiberwerkstatt war doch ein starkes Band zu gemeinsamem Erleben und gemeinsamer Arbeit.

Koch hat früher auch selbst in Holz geschnitten, so z. B. Einblattdrucke („Der Soldatenstiefel“ u. a.). Große Werke seiner Holzschnittschule sind die Landkarten, die Deutschland- und die Palästina-Karte. Die in der Kavalierverspektive gezeichneten Karten sind dekorative Blätter höchsten Schmuckes, leicht gefärbt, und sowohl als Ganzes als auch in den Einzelheiten gleich stark in ihrer Wirkung.

Die Schreibkunst ist aber immer der ruhende Pol geblieben. Was hier von Koch geleistet wurde, ist so ungemein viel, daß auch hier nur Weniges angedeutet werden kann. Er ist vor allem der Lehrer, der in einer Linie mit seinen großen Zeitgenossen Johnston, Larisch, Ehmcke stand. Seine wichtigsten Bücher sind „Die Offenbacher Schrift“ (1928), ein Lehrbuch zur Neugestaltung des Schreibunterrichtes, und dann „Schreiben als Kunstfertigkeit“. Auch ein kleines „Schreibbüchlein“ erschien von ihm. In allen diesen ist eine Fülle von Anregungen und Neuem gegeben. Kochs Schreibkunst zu erfassen, ist bei dem ungemein weitgespannten Raum seiner Tätigkeit fast nicht möglich. Wie aus der Betätigung als Schriftkünstler die Schaffung der Type für den Buchdrucker erwächst, wie sich die Erfordernisse beider Zweige ineinander verflechten und einander ergänzen, muß den Freund erlesener Schriftgestaltung zur Bewunderung hinreißen.

Der Ernst seinen Aufgaben gegenüber erhellt daraus, daß er sich nicht genug sein ließ, dem Stempelschneider Vorzeichnungen zu machen, er selbst schnitt Schrift in Holz, er schnitt Punzen für seine Jessen-Schrift; vollends neu und doch auf altem Schriftgießerbrauch fußend war die Arbeit an der „Neuland“, die er fast ohne Vorzeichnung mit Punzen in das Metall schlug und mit der Feile aus dem Block sozusagen herauschnitt. Eine Art Bildhauerei der Type.

Koch hat ungefähr 20 neue Typen geschaffen: Beginnend von der Deutschen Schrift (1906/10) zur Koch-Schrift, über die Maximilian (1913/14) zur Frühling (1913/14) und Klingsporschrift (1926), alles Frakturen oder gotische Typen, jede vollkommen ein Kind seiner Hand und seines Geistes. Aber in allen übrigen Zweigen der Schriftform hat er Unvergängliches gegeben. Ich nenne nur als Beispiel die Neuland (1925), die Wallau (1925/30),

die Holla (1930), die Koch-Antiqua (1920/22), die Kabel (1929), die Jessen (1925/30). Wichtig für die Publizistik ist vor allem die 1916—22 entstandene Deutsche Anzeigen-Schrift geworden, die auch im Zeitungsdruck Eingang gefunden hat. Seine Fürsorge für das Buch selber hat zum Teil Niederschlag in seinen Blockbüchern und den „Rudolfinischen Drucken“ gefunden (1917—26). Der Bibeldruck war nunmehr seine wichtigste Aufgabe. Er hat sie in der Schrift „Vorarbeiten für einen Bibeldruck“ 1930 erörtert. 2 Bände, Evangelien und apostolische Schriften, wurden 1926 und 1930 herausgegeben.

Er besorgte auch die Ausstattung der 4 Evangelien, die 1910 bei Diederichs erschienen. Ferner erschien 1912 der Faust, für Fritz Heyder bei Spamer gedruckt, 1918 „Deutsche Kriegsgedichte“, für die Maximiliansgesellschaft bei Gerstung gedruckt. Klingspor druckte 1917 die „Lieder des Orients“ aus der Frühling-Schrift. Dies sei nur eine kleine Reihe von Beispielen. Kochs Einwirkung auf die moderne Buchkunst ist ungeheuer, nicht nur — und das wäre schon genug — durch die Fülle neuer von ihm geschaffener Typen, sondern dadurch, daß er selbst sich jederzeit der Buchgestaltung und dem guten Druck eifrig zugewandt hat. Es ist klar, daß seine Bemühung nicht beim Satz und Druck stehen blieb, auch das Papier und vor allem der Einband war für ihn ein Feld, auf dem er belebend und befruchtend tätig war. Ich nenne nur den prächtigen Einband zu seinem Evangelienbuch. Wiemeler und seine Schüler standen in naher Beziehung zu Offenbach. Die schönen Entwürfe seiner Verlegerbände sind Marksteine auf dem neuen Weg, den das Äußere des Gebrauchsbuches in den letzten Jahrzehnten genommen hat.

Seiner Mitarbeiter und Schüler sind so viele, daß ich sie nur in den hervorragendsten Namen aufzählen kann. Fritz Kredel, der Holzschneider und Illustrator, die Schreiber Karl Vollmer und Friedrich Heinrichsen, der Silberschmied Berthold Wolpe, beim Weben und Sticken Kochs Tochter Ursula, und nicht zuletzt sein Sohn Paul, der Stempelschneider und Drucker. Durch ihn bin ich in Verbindung mit dem Offenbacher Kreis getreten, und wenn diese Verbindung auch nur durch die räumliche Entfernung eine lose war, so ist mir aus dieser doch ein großes Erlebnis erwachsen

und ein tieferer Einblick in das Wirken Kochs möglich geworden. Paul Koch arbeitete zweimal mit mir in meiner Handpresse an seiner neuen Notentype, und zwei schöne Drucke, die Bach und die Händel-Menuette, sind die Frucht dieser Arbeit. Nebenher lief eine Menge anderer Tätigkeiten, Stempelschnitt, Drucktechnik und manches Andere. Auch hatte ich das Glück, Rudolf Koch selbst anlässlich seines Aufenthaltes in Wien sprechen zu hören und kennen zu lernen. Der Eindruck dieses Mannes wird mir unvergeßlich bleiben. Er fand sich in meinem Kreis bald heimisch und seine Besuche in meiner Werkstatt waren Erlebnisse von nachhaltigem Eindruck. Seine Bejahung meiner Arbeit ist mir kostbar, und seines Geistes einen Hauch gespürt zu haben, für mich eine bleibende Erinnerung und eine starke Ermutigung. Wenn solche Männer wie Koch in der „schwarzen Kunst“ gewirkt haben, ist es ein Stolz, sich zu ihren Jüngern zählen zu dürfen.

DR. ALFRED ZOHNER

Bibliophiles um das „Junge Wien“
Moderne und Symbolismus in Österreich

Die literarischen Erneuerungsbestrebungen realistisch-naturalistischer und impressionistisch-symbolistischer Färbung, die auf altösterreichischem Boden die Jahrhundertwende bezeichnen, oder weitergegriffen die Jahre 1890 bis etwa 1902 umfassen, bieten dem Büchersammler in zweifacher Hinsicht viel Beachtens- und Wissenswertes. Kommt doch der Bibliophile jeder Art hier voll auf seine Rechnung, sowohl der das „schöne“ Buch begehrt, als auch der, der nach „Raritäten“ Ausschau hält.

Die Bewegung des „Jungen Wien“ ist in ihren Zusammenhängen bis jetzt nur selten Gegenstand von literarhistorischen Untersuchungen gewesen¹, gleichwohl es Monographien über Schnitzler die schwere Menge gibt. Aber eine ausführliche biographische Wertung Hermann Bahrs fehlt ebenso wie eine tiefer-schürfende Arbeit über Hugo von Hofmannsthal. So wird es auch nur zu begreiflich, daß diese Literatur- und Kulturepoche vielfach für die Bibliophilie vollkommenes Neuland ist. Man kann daher in vielen Privatbibliotheken oft wirkliche „Seltenheiten“, die sich nicht einmal in öffentlichen Sammlungen auffinden, verstaubt und unbeachtet in einem stillen Winkel stehen sehen und bei Antiquaren manches schöne Stück aus dem Schattendasein in dumpfen Magazinen um wenig Geld erlösen. Und warum? Vielleicht nur, weil diese Zeit noch zu nahe liegt, zu viele noch sie selbst erlebt haben, um die nötige Distanz zu besitzen. Aber auf keinen Fall, weil sie nicht genügend interessant wäre.

¹ Ich weise hier auf meine zusammenfassende Arbeit in Nagl-Zeidler-Castle, „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“, III. Band, 11. Lieferung, Wien 1934, als ersten Versuch hin.

Denn im Gegenteil, diese Jahre eines zwar stets energisch, aber nie brutal geführten Kampfes zwischen dem Alten und Neuen waren eine höchst lebendige, an Anregungen und Leistungen reiche Zeit. Wie schon einmal von Wien aus, in den siebziger Jahren, von Lipiner, Kralik und Ilg im Zeichen Wagners und Nietzsches die Gleichgültigkeit des Alltags überwunden werden sollte und in den achtziger Jahren die jungen, politisch und sozial aufgelockerten Elemente im Reich draußen, in München und in Berlin, als Zolaisten und konsequente Naturalisten gegen das Morsche, der Zeit nicht mehr Entsprechende Sturm liefen, so waren es Hermann Bahr und seine Gefolgschaft in Österreich, die am Beginn der neunziger Jahre Kunst und Leben aus dem Gedanken der Moderne heraus zu erneuern bestrebt waren.

Das erste Sturmzeichen ging in Brünn hoch. Es war die ab 1. Jänner 1890 im Verlag Rudolf M. Rohrer erscheinende Monatsschrift für Literatur und Kritik „*M o d e r n e D i c h t u n g*“, die in Form, Ausstattung und Anordnung ganz ein Gegenstück zu K. E. Franzos' der älteren Richtung dienenden „*Deutschen Dichtung*“ bildete, inhaltlich aber das erste und einzige Organ des konsequenten Naturalismus in Österreich bleiben sollte. Als Herausgeber zeichneten der Brünner Bürgersohn Eduard Michael K a f k a, ein an der Wiener Universität pro forma Staatswissenschaften studierender, doch der Kunst und Literatur völlig verfallener Feuerkopf, und Hermann B a h r. Was sie wollten, war eine Literatur in Österreich zu begründen mit dem Programm der Wahrheit². Allerdings gelang die Richtung vorzuschreiben leichter — als diese auch einzuhalten. Um halbwegs dem gestellten Programm zu entsprechen, mußte, da die österreichischen Autoren ganz versagten, eifrigst um die Mitarbeit reichsdeutscher naturalistischer Vorkämpfer und Mitläufer geworben werden. Der

² Im Programmaufsatz Hermann Bahrs „Die Moderne“, den er dann auch an die Spitze seines Essaybandes „Die Überwindung des Naturalismus“ (1891) stellte, heißt es: „Gegenwart wollen wir sein. Es darf keine alte Meinung in uns bleiben, kein Betrug der Schule, kein Gerücht, das nicht Gefühl ist... Wir haben kein anderes Gesetz als die Wahrheit, wie jeder sie empfindet. Der dienen wir. Wir können nichts dafür, wenn sie rauh und gewalttätig ist und oft höhnisch und grausam...“

wohl größte Triumph für die jungen Leute mag gewesen sein, daß Gerhart Hauptmann ihnen seine Studie „Der Apostel“ zur erstmaligen Veröffentlichung (Juli 1890) überließ. Die österreichischen Autoren hatten nach wie vor noch keine Stellungen bezogen, daher sind auch Impressionisten, Antinaturalisten und Vertreter der älteren Richtung bunt durcheinandergemengt. Schnitzler („Frage an das Schicksal“, „Anatols Hochzeitsmorgen“, Mai und Juli 1890), Dörmann, Salten und Specht stehen, ohne sich besonders zu unterscheiden, neben Kitir, Herold, Lemmermayer, K. M. Heidt und ebenso neben reinsten Traditionalisten wie Anzengruber, Sacher-Masoch, Saar und Pichler. Der zweite Jahrgang, der bereits nach Wien verlegt und unter dem geänderten Titel „Moderne Rundschau“ (1. April bis 15. Dezember 1891) als von Dr. Jacques Joachim und Kafka redigierte Halbmonatsschrift im Verlag Leopold Weiß erschien, zeigte gemäß der Absicht, „ein Spiegel des gesamten modernen Lebens zu sein“, ein offenkundiges Abrücken vom Idealismus rein künstlerischer Gesinnung weg zum Realismus einer politischen Stellungnahme³ und gleichzeitig eine deutliche Wendung vom Naturalismus zu einem beginnenden Symbolismus. Hermann Bahrs „Pariser Berausung“ schlägt sich in starker Betonung der neuen Franzosen nieder und in derselben Linie liegt die Baudelaire-Übersetzung Dörmanns und die Vorführung des jungen Hugo von Hofmannsthal als die „große Hoffnung“, der als Loris (gelegentlich auch als Loris Melikow) Gedichte und Aufsätze und als Theophil Morren seinen frühen Einakter in Reimen „Gestern“ veröffentlicht.

Der dritte Jahrgang (1892) konnte nur mehr mit der Berliner „Freien Bühne“ verschmolzen erscheinen. Und wenigen nur, wie Bahr, Schnitzler, dem Journalisten Friedrich Michael Fels und dem Theaterenthusiasten Julius Kulk a glückt der Anschluß. Damit war auch der Traum von einer naturalistischen Bewegung in Österreich ausgeträumt.

³ Die Auflage vom 15. Oktober 1891 wurde zur Gänze konfisziert und gegen die Redaktionsmitglieder die Anklage wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Sittlichkeit erhoben.

Andererseits aber ging von dieser Gruppe auch die erste Manifestation des „Jungen Wien“ aus. Waren es doch Kafka, Joachim und Kulka, die nach der Premiere der „Kronpräsidenten“ im Burgtheater (11. April 1891) das Ibsen-Bankett veranstalteten, bei dem Reimers ein Gedicht Felix Dörmanns und die Pospischil eines von Richard Specht zum Vortrag brachten. Die Bedeutung des „Café Griensteidl“, wo Hermann Bahr im Kreise Gleichgesinnter residierte, als literarisches Verkehrszentrum war dadurch mit einem Schlage gegeben und eine ganze Epoche der Wiener Literaturgeschichte hat von hier aus nicht nur ihre Eigenart, sondern auch den Namen empfangen.

Und in der Tat, das Kaffeehaus als Hauptstapel- und Umschlagplatz von Zeitideen fand hier, in den vier oder fünf niedrigen, gewölbten Zimmern mit dem Ausblick über den Michaelerplatz, seine eigenartigste Erscheinungsform. Dort hielten mit ungeahnter Intensität diese jungen, in ihrer Aufgewühltheit gleichgesinnten Menschen in „unendlichen Gesprächen, die nachmittags auf der Wieden begannen, um schließlich in irgendeinem Café bei Morgengrauen noch immer nicht erledigt zu sein“ über Gott und die Welt Gericht. Was sie einander nahebrachte, war das Frühlinghafte dieser ganzen Zeit, die gemeinsame Empfindung neu anbrechender Lebendigkeiten. Bei kaum merklichen Altersunterschieden richteten sie ihr Stürmen und Drängen auch gegen die gleichen Widerstände und auf die gleichen Ziele. Zu der engeren Tischgemeinschaft Bahrs zählten: Schnitzler, der knabenhafte Hofmannsthal, Andrian, Beer-Hofmann, Baumgartner, Salten,

⁴ Zur Geschichte des Wiener Kaffeehauses: „250 Jahre Wiener Kaffeehaus.“ Festschrift des Gremiums der Kaffeehausbesitzer in Wien. 1933. — Zur Geschichte des „Café Griensteidl“: Richard Groner, Wien, wie es war. 1922. — Richard Specht, Arthur Schnitzler. Berlin 1922. S. 32 ff. — Karl Kraus, Die demolierte Literatur. 1897. — S. Wilhelm, Wiener Wandelbilder. 1912. S. 160 ff. — Theodor Girhatz in „Alt-Wien“, 5. Jahrgang, S. 203 ff. — Felix Salten, Aus den Anfängen. Erinnerungsskizzen. „Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde“ XVIII/XIX (1932/33), S. 31 bis 46. — Dazu auch die dichterischen Schilderungen bei Leo Hirschfeld, Die Lumpen. 1899; Arthur Schnitzler, Der Weg ins Freie. 1908; Otto Stoessl, Das Haus Erath. 1920.

Specht, Leo Feld, Dörmann, Ferry Bératon und Karl Kraus, später Peter Altenberg. Andere, zum Teil bereits Arrivierte, wie Gustav Schwarzkopf, Torresani, Dr. Jacques Joachim, Fels, Ebermann, Julius Kulk a, Viktor Léon, Karlweis, Emil Mark, der Schauspieler Max Pollandt, vor allem Karl Maria Hei dt finden gelegentlich Berührungspunkte und Übergänge zu der recht exklusiven Tischgesellschaft der Älteren, die sich von den revolutionären, traditionslosen Elementen der neuen Generation streng absondern, sie verneinen und zu übersehen suchen. Nach einer persönlichen Mitteilung Felix Dörmanns weigerten sich Lemmermeyer, Hang o, Christel und K i t i r, als sie eines Tages aufgefordert werden, an einer lyrischen Anthologie mitzutun, mit der ausdrücklichen Motivierung, daß es ihnen widerstrebe, mit Dilettanten wie Schnitzler und Hofmannsthal in einem Bande vertreten zu sein.

Aber gerade diese Dilettanten sind es heute, die nicht in dem Meer des Vergessens untergesunken sind, und ihre literarische Erscheinung ist, zumindest in Umrissen, hinlänglich bekannt, um noch viel Worte darüber zu verlieren. Weniger ihre Anfänge. Der kämpferischste, trotz der konsequenten Inkonsequenz zielbewußteste Geist dieser Gruppe war Hermann B a h r, „der Mann von Übermorgen“, dessen blendend journalistische Fixigkeit und überfeine Hellhörigkeit für Zeittendenzen ihm schon damals die Charakteristik eines „Tausendsassa in der klugen Schlangenkunst, quartaliter seine Haut zu wechseln“⁵ von seinen Freunden eintrug. Den ersten großen literarischen Eklat in Bahrs Leben erregte des Dreiundzwanzigjährigen witzig-dreiste Schrift „Die E i n s i c h t s l o s i g k e i t d e s H e r r n S c h ä f f l e“ (1887), die im Ausland bei J. Schabelitz in Zürich erscheinen mußte. Von dem Bekenntnis zur sozialen zu der Kultur- und Literaturrevolution war dann nur mehr ein Schritt („D i e n e u e n M e n s c h e n“, Verlagsmagazin, Zürich 1887). Immer enger durch in Berlin (1884—87) angeknüpfte Beziehungen mit der „Moderne“ verbrüdet, wird er auch ihr erster Kritiker („Zur Kritik

⁵ E. M. Kafka, Der neueste Bahr. „Moderne Rundschau“, 15. Juni 1891.

der Moderne“, Verlagsmagazin, Zürich 1890) und nach dem für die ganze deutsche Literaturbewegung denkwürdigen Pariser Jahr zum Verkünder der Barrèsistischen „Kultur des Ich“ („Die Überwindung des Naturalismus“, 1891 bei Pierson in Dresden)⁶. — Bei Arthur Schnitzler dagegen vollzog sich die Entwicklung weit weniger stürmisch, aber mit Widerständen bis lang in das neue Jahrhundert hinein. Der Anfang war Lyrik, konventionelle Jugendverse und das dramatische Gedicht „Alkandis Lied“ in der musikalisch-belletristischen Zeitschrift „An der schönen blauen Donau“ (1889/90). Und während seine literarische Eigenart und Bedeutung der Gegenwart bereits mit den „Anatol“-Szenen gegeben ist, erschienen diese seiner Zeit in erster Linie frech und anstößig, aber auf keinen Fall wie uns heute als geistreiches, amüsant-gewichtsloses Gesellschaftsbild. Was Wunder, daß sich Schnitzler schließlich dazu bequemen mußte, die Buchausgabe (1893) beim Bibliographischen Bureau in Leipzig auf eigene Kosten in Druck zu geben⁷. Auch noch das bald nachher geschriebene Schauspiel

⁶ Die spärlichen österreichischen Verlage sind ihm wie fast allen anderen jungen Autoren verschlossen, deren Werke daher ausschließlich in Frankfurt a. Main, Berlin, Dresden und Leipzig, zu oft sogar mit Druckkostenbeitrag, erscheinen müssen. — Aus diesen Umständen ergibt sich die verhältnismäßig kleine Auflage der frühen Schriften Hermann Bahrs und damit Hand in Hand ihre Seltenheit. So sind der im Linzer „Deutschen Klub“ gehaltene Vortrag über „Rodbertus' Theorie der Absatzkrisen“ (1884 im Verlag der Pernerstorfer'schen „Deutschen Worte“, Wien, im Druck erschienen) und die Emma, der Gattin Viktor Adlers, gewidmete Blüette „La marquesa d'Amægüi“ (1889, Verlagsmagazin-Zürich), in der Bahr das ihm befreundete Ehepaar Pernerstorfer anulkte, vollkommen verschollen. Auch der Novellenband „Fin de siècle“ (1890 bei Zoberbier in Berlin), der in erster Auflage der polizeilichen Beschlagnahme verfiel, gehört zu den bibliophilen Raritäten. Sehr gesucht werden weiters bereits das Trauerspiel „Die große Sünde“ (1889, Verlagsmagazin-Zürich), das Drama „Die Mutter“ (1891 bei Zoberbier in Berlin) und die Romane „Die gute Schule“ (1890 bei Zoberbier in Berlin) und „Neben der Liebe“ (1893 in der „Neuen Bühne“ in Fortsetzungen veröffentlicht).

⁷ Nicht besser erging es dem „Anatol“ auf der Bühne, fand die erste Aufführung des ganzen Zyklus doch in tschechischer (!) Sprache 1893 in Prag-Smichow statt.

„Das Märchen“ (1893) fand nur für gutes Geld bei Pierson in Dresden Unterkunft. Aber fallen von etwa dieser Zeit durch die Bindung mit S. Fischer in Berlin für Schnitzler die drückenden Verlagssorgen weg⁸, so mindern sich die Schwierigkeiten, die seiner Produktion entgegenstehen, nur um geringes und Affären aller Art heften sich an sein Schaffen: Konflikte mit der Zensur, dem Hof, den Behörden und endlich mit dem Militär. Mit dem ersten Drama, dem „Märchen“, begann es; es dauerte lange, bis die Zensur es endlich erlaubte, und es wurde dann unter Skandal uraufgeführt. „Freiwild“ (1896) war in Wien wegen der darin angeschlagenen Fragen des Duells und Soldatentums lange „nicht gewünscht“. Die Schilderung des österreichischen Offiziers in „Leutnant Gustl“ (1901) ist sichtlich als so trefend empfunden worden, daß Schnitzler der Oberarztcharge verlustig ging. Den „Grünen Kakadu“ (1899) verbannte der einem Befehl gleichzusetzende Wunsch einer Erzherzogin wegen zu revolutionsfreundlicher Tendenz nach der dritten Vorstellung trotz des durchschlagenden Erfolgs vom Burgtheaterrepertoire. Und wieviel sittliche Entrüstung wurde wegen der „Reigen“-Dialoge (erst Privatdruck, 1900 mit Buchschmuck von Berthold Löffler im „Wiener Verlag“ gedruckt, aufgeführt im Kleinen Berliner Schauspielhaus am 13. Dezember 1920) verspritzt und schließlich wieviel Staub wirbelte „Professor Bernhardi“ (1912), den zu sehen man nach Preßburg fahren mußte, mit dem Kirchen- und Ministeriumsstreit und den daran sich knüpfenden hitzigen Parlamentsdebatten auf?! Einzig die „Liebeleie“ (Burgtheater 9. Oktober 1895) war sofort ein großer Erfolg: sogar der alte Speidel fand einen Vollton der Freude. — Was den Literarhistoriker an Hugo von Hofmannsthal ärgert, freut den Bibliophilen: die Vielfalt der Ausgaben und Fassungen, das Verschollensein mancher Frühwerke und Schriften, die alles andere als leicht aufzutreiben sind

⁸ Seit der Novelle „Sterben“ — 1892 zuerst in der „Neuen Deutschen Rundschau“, dann als Buch im Verlag dieser Revue gedruckt, sind alle Werke, ausgenommen der „Reigen“, fortan bei S. Fischer in Berlin erschienen, der auch die beiden vorher publizierten dramatischen Arbeiten mitübernahm.

und gleicherweise so eine harte Nuß wie ein schönes Sammelgebiet darstellen⁹. Dazu beigetragen mag in erster Linie haben, daß Hofmannsthals Schaffen von allem Anfang an unter einem überaus glücklichen Stern stand. In Hermann Bahr und Stefan George erwachsen ihm gleich zwei in ihrer Art allgewaltige Beschützer, der eine nahm ihm fast noch die Eierschalen vom Rücken, führte den der Schule noch nicht Entwachsenen mitten hinein in das Literaturgetriebe des „Café Griensteidl“ und der andere erachtete nur um kurzes später die Gedichte des Jünglings würdig für die geheiligten Bezirke der „Blätter für die Kunst“. Wenige der Jungen hatten so freie Bahn wie Hofmannsthal, den ein früher Erfolg hochtrug und zu einer Art Repräsentanten österreichischen Geistes in der deutschen Dichtung emporhob.

Geschätzte und beliebte Autoren waren allerdings andere: etwa Ferdinand von S a a r mit seinen feinsinnig, süß-sentimentalen Novellen aus Österreich und Freiherr von T o r r e s a n i mit den Schwarzelben Reitergeschichten und den Erzählungen aus der schönen, wilden Lieutenantszeit. Ein starkes Kontingent stellten auch die Frauen: Marie E b n e r - E s c h e n b a c h, Bertha von S u t t n e r, Sophie von K h u e n b e r g, Edith Gräfin S a l b u r g, Irma von T r o l l - B o r o s t y a n i, Franziska

⁹ „Gestern“ („Moderne Rundschau“ 1891, im gleichen Jahr als Buch bei Klinkhardt in Leipzig); „Der Tod des Tizian“ („Blätter für die Kunst“ 1892, zur Trauerfeier für Böcklin 1901 im Insel-Verlag); „Idylle“ („Blätter für die Kunst“ 1893); „Der Tor und der Tod“ („Moderner Musenalmanach“ für 1894, 1900 mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede bei Schuster und Löffler, Berlin); „Der weiße Fächer“ („Die Zeit“ 1898, mit Vignetten von Edward Gordon Craig im Insel-Verlag 1907); „Die Frau im Fenster“ („Pan“ 1898); „Der Abenteurer und die Sängerin“ („Neue deutsche Rundschau“ 1899); „Theater in Versen“ (Sobeide, Abenteurer, Frau im Fenster — S. Fischer 1899); „Der Kaiser und die Hexe“ (mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede, Insel-Verlag 1900); „Das Bergwerk zu Falun“ (Insel-Verlag 1900); „Ausgewählte Gedichte“ (Verlag „Blätter für die Kunst“ 1903); „Das kleine Welttheater“ (mit Zeichnungen Aubrey Beardsley, Insel-Verlag 1903); „Elektra“ (S. Fischer, 1903) — im Grunde kommen dann weiter nur mehr S. Fischer, Insel-Verlag und für die Opernvorlagen Fürstner in Berlin in Frage, eine bei S. Fischer begonnene Gesamtausgabe, bis jetzt sechs Bände, stockt seit Jahren; eine um den „Turm“ und zwei Novellen vermehrte dreibändige Volksausgabe ist soeben (Herbst 1934) erschienen.

von Kapff-Essenther. Wie in Österreich eigentlich die Fronten nie klar aufgerollt waren, gibt es auch zwischen diesen und den jungen impressionistischen Neutönern Bindeglieder in Menge. Vor allen waren es Richard Specht und Leo Ebermann, auch Heinrich von Korff und Paul Wilhelm, die mit der jüngeren, der neuen Kunstlehre des Impressionismus verfallenen Generation rege Freundschaftsbeziehungen unterhielten, dabei in ihrem Dichten doch nur mittelmäßige, blindgehorchende Traditionalisten blieben. Diese Zwieschlächtigkeit tritt bei Richard Specht, einem Zögling Rudolf Steiners, am deutlichsten in Erscheinung. Dem Neuen mit heißem Sinn zugewandt, sind seine Dichtungen („Sündentraum“ 1892 bei Leopold Weiß in Wien, „Gedichte“ 1893 bei Seitz und Schauer in München, „Das Gastmahl des Plato“ 1895 bei Pierson in Dresden, „Pierrot bossu“ 1896 bei Pierson), die er übrigens später selbst aus dem Buchhandel zurückzog, bloß unbedeutende und schwächliche Epigonenkunst. Noch merkwürdiger liegt die Sache bei Leo Ebermann, dessen Jambentragödie „Die Athenerin“ (1897 bei Cotta in Stuttgart) im Burgtheater (19. September 1896) einen so rauschenden Erfolg hatte, daß sich Speidel zu dem Urteil: „Der ganze Abend verkündigte die frohe Botschaft: Österreich hat wieder einen dramatischen Dichter!“ verstieg. Heute wirkt dieses, den Wilbrandtschen Blankversdramen ziemlich unbeholfen nachgeschriebene Stück bloß schal und abgeschmackt.

Nur zu begreiflich, daß da jedes Aufleuchten eines eigenen Tons als neuer Stil freudig begrüßt wurde. Und es ergaben sich tatsächlich gerade auf Wiener Boden, an dem Schnittpunkt der alten Tradition mit der abebbenden naturalistischen Welle wie dem Hereinbrechen des neuen Lebensgefühls, manch seltsame Gebilde. Handelt es sich doch nicht mehr darum, die Welt zu beschreiben, wie sie ist, sondern die Empfindungen, die sie im Innenleben jedes Einzelnen auslöst, wiederzugeben. Das führt zu der überbetonten Sinnlichkeit mit ihren in das Trivial-Geschlechtliche abschweifenden Wunschträumen und zu der nicht weniger sexuell bedingten Melancholie des Sterbens einer um ihrer Dekadenz willen immer neuer Sensationen bedürftigen Generation.

Das ganze Leben wird in einem Symbol eingefangen und die unstillbare Sehnsucht nach äußerem Prunk in schmeichelnden Wohlklang der Verse umgesetzt.

Das gilt für keinen so wortwörtlich wie für Felix D ö r m a n n. Von der Bewegung des „Jungen Wien“ hochgetragen, verliert er auch mit dem Verflackern dieser Richtung jede dichterische Bedeutung und sein Schaffen ist von der Jahrhundertwende an nur ein armseliges Scheindasein im Literaturbetrieb des Alltags. Die Zeit Dörmanns (er hieß richtig Felix Biedermann) war jene, der Baudelaires Weltekel entsprach und da die „Fleurs du mal“ in allen Händen lagen. „Müde, müde bis zum Sterben, obwohl er jung“, ließ er sein Erstlingswerk „Neurotica“ (1. Auflage bei Pierson in Dresden, 2. Auflage bei A. Schulze in Leipzig, 1891), Anton Lampa zugeeignet, als „ein letztes wehmutvolles Grüßen eines seelensiechen armen Mannes“ hinausgehen. War dieses Buch, von dem Dörmann anlässlich einer zweiten Auflage — die erste verfiel der Konfiskation — selbst sagt, daß es sein Geheimstes, Süßestes und Schmerzlichstes aus lauter Freude am Erlebnis hinausplauderte und dessen naive Schamlosigkeit — wohl wegen der lebhaften Entrüstung, die es in manchen Kreisen auslöste — ihn später selbst erschauern machte, noch ein Suchen und Tasten nach einer eigenen Form, so hat er diese in den „Sensationen“ (bei Leopold Weiß in Wien 1892)¹⁰, wahrlich einem Buch der Seltsamkeiten, gefunden. Hier stehen auch das weltberühmt gewordene „Ich liebe die hektischen, schlanken“ und alle Verse, die Dörmanns Wesen bezeichnen. Auf diese seelischen, hauptsächlich aber geschlechtlichen Krisen folgt in „Gelächter“ (bei Pierson in Dresden, 1896) eine hohnvolle Resignation und die einstigen Ideale mit Spott zersetzende Ironie. Waren die Gedichte, das was er wollte, eine richtige Sensation, so knüpften sich an seine Dramen unbeabsichtigte Wirkungen. Die Premiere des Wiener Sittenstückes „Ledige Leute“ (3. November 1897, Buch 1898 bei R. Friese in Leipzig) im Carltheater begleitete ein veritabler Theaterskandal, eine Aufführung der Komödie „Zimmerherren“ (1900 im „Wiener Verlag“) wurde von

¹⁰ Ein talentloser Abklatsch der „Sensationen“ ist das Gedichtbuch „Halluzinationen“ (1893 bei A. Schulze in Leipzig) von Paul Fischer.

der Zensur verboten und die „Krannerbuben“ (1901 im „Wiener Verlag“), wieder ein Sittenstück, enttäuschten. Dagegen wurde die überschwengliche dramatische Ballade „Der Herr von Abadessa“ (1902 im „Wiener Verlag“ mit einer Umschlagzeichnung Emil Orliks) mit dem Bauernfeld-Preis ausgezeichnet.

Beinahe programmatisch führt in dem „Garten der Erkenntnis“ (1895 bei S. Fischer in Berlin, später in verschiedenen Ausgaben, auch Luxusdrucken), einem auf hypersensible Empfindsamkeit abgestimmten Werk, Leopold von Andrian die Gefühlskomplexe dieser überreifen und künstlich in Hochspannung gebrachten Zeit vor. Von einem jungen österreichischen Fürsten, „dem Erwin“, der starb „ohne erkannt zu haben“, weil seine Lebensfähigkeit nicht ausreichte, das Leben wirklich zu erleben, erzählt diese subjektiv gehaltene, empfindsam-pathologische Novelle, die bei den Zeitgenossen viel Anerkennung fand und große Hoffnungen für die literarische Entwicklung des jungen Dichters auslöste. Aber der „Garten der Erkenntnis“ blieb, abgesehen von einigen wenigen Jugendgedichten, die in den „Blättern für die Kunst“ Eingang fanden, die einzige Frucht an Andrians Dichterbaum. Der Nachwelt hat sie nichts zu bedeuten, ist nicht etwa eine Botschaft, sondern bloß das Dokument einer Generation und kaum das Testament jener Frühvollendet-Frühgestorbenen.

Natürlich hat diese Zeit auch wieder ihre publizistischen Organe. Durch das Überfließen der realistischen „Modernen Rundschau“ in die naturalistische Berliner „Freie Bühne“ wurden eine Reihe von Autoren obdachlos, die in der „Wiener Literatur-Zeitung“ dann Eingang fanden. Einem Organ, das aus den stark die österreichische Literatur betonenden, unter dem Titel „Wiener Bücher-Zeitung“ seit 1890 erscheinenden Verlagsberichten des Antiquars Dr. A. Bauer hervorgegangen war und sich bestrebte, den zeitgenössischen, besonders der modernen heimischen Produktion den Weg zu ebnet. 1893 brachte der Tod Bauers eine Änderung in der Redaktion mit sich, die Leitung übernahmen Heinrich Osten und Dr. Edmund Wengraf — damit geht auch eine Änderung des Na-

mens in „Neue Revue“ und der Zielsetzung, der schöngestige Teil wird durch Politik und Volkswirtschaft immer mehr in den Hintergrund gedrängt, Hand in Hand. Es treten hier Karl Kraus (mit Buchrezensionen), Auerheimer (unter dem Pseudonym Raoul Heimern), Otto Stoessl, Felix Salten, vielfach das erste Mal, vor die Öffentlichkeit; 1895 erscheint hier Eduard Reyers Aufruf „Bibliotheken für das Volk“ und 1896 Müller-Guttenbrunn's Rechenschaftsbericht „Das Raimundtheater, Passionsgeschichte einer deutschen Volksbühne“. Im Juni 1898 schließt sich die „Neue Revue“ mit der eben gegründeten, in der künstlerischen Einstellung gemäßigt-modernen, von Rudolf Lothar redigierten „Wage“ zusammen. Auch die Wochenschrift „Die Zeit“ (seit Oktober 1894) hat durch die Mitredaktion Hermann Bahrs in literarischen Belangen mancherlei Bedeutung. Schließlich wird aber auch hier das Schönegeistige durch wissenschaftliche, soziologische, nationalökonomische und politische Fragen zur Gänze verdrängt.

Ein typisches Organ des Übergangs ist die ihren Namen dem Schnitzlerschen Burgtheatererfolg verdankende Wiener Wochenschrift „Liebeleie“ (4. Jänner bis 20. März 1896). Von Rolf Baron Brockdorff und Rudolf Strauß redigiert, bevorzugt diese publizistische Eintagsfliege die kleine, leichtbeschwingte, spritzige Erzählung. Bringt unter anderem die ersten Skizzen Peter Altenbergs und Randglossen zur Wiener Chronique scandaleuse, in denen Karl Kraus unter dem Decknamen „Crêpe de chine“ seine ersten Giftpfeile abschießt.

Ganz in den Dienst des österreichischen Symbolismus und Ästhetizismus stellte sich erst die zunächst wieder von Rudolf Strauß, dann von Gustav Schoenai, Constantin Christomanos und Felix Rappaport redigierte Halbmonatschrift „Wiener Rundschau“ (15. November 1896 bis 1. September 1901). Schon rein äußerlich elegant und geschmackvoll ausgestattet, wendet sich diese literarische, von Felix Rappaport finanzierte Revue auch in ihrer geistigen Haltung in erster Linie „an die Repräsentanten jeder Kultur, an die Schaffenden einerseits und an ein geistesverwandtes Publikum andererseits“, um — wie es in einem Vorbericht zum dritten Jahrgang heißt,

„der dereinstigen Herrschaft der Geistigen die Wege zu bahnen, der Kunst an sich eine Zufluchtsstätte zu bieten“. Gleich die erste Nummer brachte das heute schon nahezu klassisch gewordene, zur Erscheinungszeit gedanklich und formal herausfordernde „Lebenslied“ Hugo von Hofmannsthal. Ganz Wien beschäftigte sich damals irgendwie mit den dunklen Strophen, die Zustimmung in gleichem Maß auslösten, wie sie Widerspruch provozierten. Später sind hier noch die „Alkestis“-Fragmente zu finden. Ein bevorzugter Platz ist natürlich auch Peter Altenberg eingeräumt. Neue Namen wie Rilke, hier noch René Maria, und Schaukal tauchen auf und die Lyriker um das „Junge Wien“, sekundiert durch die deutschen Neutöner, Vers- und Wortkünstler drängen die naturalistische Vorherrschaft zurück, ohne die realistischen österreichischen Autoren beiseite zu schieben. Auf dem Gebiet der Malerei werden die Secessionisten und Anhänger des Jugendstils, Loos, Segantini und Klimt, als Vertreter der neuesten Richtung freudig begrüßt¹¹. Aber in denselben Heften, in denen sich die verschiedenen Mitarbeiter bemühten, der literarischen Kultur Österreichs ein neues Antlitz zu geben, veröffentlichte auch Karl Kraus sein Pamphlet „Die demolierte Literatur“ (Herbst 1896¹²), dessen Witz die Herausgeber zwar anerkannten, von dem sie aber zugleich merklich kühl und reserviert abrückten.

¹¹ Vor allem durch den Einfluß Hermann Bahrs („Secession“, 1900 „Wiener Verlag“) fanden die neuen künstlerischen Bestrebungen der Wiener Secessionisten bei der Gruppe der Jungwiener Literaten tatkräftige Unterstützung. In der „Zeit“ und in der „Modernen Rundschau“, hier von Franz Servaes unterstützt, gab Richard Muth den Ton an. Dafür beherrschten auch den literarischen Teil von „Versacrum“ (Januar 1898 bis 1900), dem Organ der Wiener Secession, die Autoren des jungen Wien, wie Hofmannsthal, Dörmann, aber auch schon Rilke, Schaukal und Salus. Hier reiht sich auch die illustrierte Zeitschrift „Kunst“, eine Halbmonatsschrift „für Kunst und alles andere“ ein, die — was wenig bekannt — Peter Altenberg im Winter 1903 auf 1904 redigierte und die ausschließlich Beiträge von ihm und Adolf Loos enthielt. Nach etwa acht Nummern ging sie in andere Hände über und wurde ein Reklameblatt für Grammophone und photographische Bedarfsartikel.

¹² Der Passus über Hugo von Hofmannsthal fehlt hier noch oder wurde redaktionell unterdrückt.

Diese geistsprühende Grabrede Karl Krausens auf das „Café Griensteidl“, das wegen des durch die Ausgestaltung des Michaelerplatzes notwendigen Umbaus des Palais Herberstein geschlossen werden mußte, fand derart reißenden Absatz, daß nicht nur ein Separatabdruck (mit einer Titelvignette Hans Schließmanns, die eine Karikatur Hermann Bahrs darstellt) davon im Verlag A. Bauer erscheinen konnte, sondern dieser auch in den Jahren 1897 bis 1899 fünf Auflagen erreichte. Auf knapp sechs- unddreißig Seiten ziehen alle diejenigen Menschen vorüber, die das schöngeistige Wien dieser Jahre zu bedeuten vermeinten. Nur mit wenigen Strichen ist die Wesensart der einzelnen Personen umrissen, aber ein richtig aufgesetztes Glanzlicht stattet diese flüchtigen Skizzen mit besonderer Ähnlichkeit und Lebendigkeit aus. Kraus hat hier mit seltenem psychologischen Scharfblick Urteile gefällt, die erst die Zukunft bestätigen sollte und die heute noch haften¹³. In diesen Monaten sind die Brücken zwischen Karl Kraus und den Jungwiener Literaten abgebrochen und die durch Jahrzehnte innegehaltenen Kampfpositionen bezogen worden; im April 1899 trat er dann mit seiner eigenen Zeitschrift „Fackel“¹⁴ hervor, die hauptsächlich als ein Korrektiv der herrschenden Wiener Journalistik gedacht war, aber auch jungen Autoren gerne Raum gönnte.

Das gleiche Ziel mit dem „Jungen Wien“, die Überwindung des Naturalismus als Kunstform, haben die etwas abseitsstehenden lyrischen Neutöner, die in ihren meist freien Rhythmen sich an Prägnanz einem antiken Ideal zu nähern suchen. Der Neugriechen Konstantinos Christomanos, in früheren Jahren Vorleser bei der Kaiserin Elisabeth, läßt „Orphische Lieder“ (1898 bei Carl Konegen in Wien) erscheinen, die ganz auf Gefühl gestellt, in freien, reimlosen, nur durch die Musikalität

¹³ In dem von mir bearbeiteten Teil der „Deutsch-Osterreichischen Literaturgeschichte“ III: 1718 sind die Wesenscharakteristiken auf die Namen hin gelöst.

¹⁴ Gleich in den ersten Wochen erschien eine bis auf das Titelblatt sich erstreckende Persiflage der „Fackel“ von Erwin Rosenberger unter dem Titel „Der Pinsel“ (Juni 1899), die manchmal nicht ungeschickt die stilistische Eigenart Kraus' kopiert und karikiert.

des Wort- und Versbildes gehobenen Rhythmen verströmen. In ebenso hymnisch-verklärten „Tagebuchblättern“ (1899 bei Moritz Perles in Wien) schildert er nach dem Tode der Kaiserin das Wesen dieser unglücklichen, schmerzzerbrochenen Frau, — der Hof allerdings sah darin nur eine Indiskretion und man gab Christomanos deutlich zu verstehen, daß eine Fortsetzung unerwünscht sei. — Auch die freien Rhythmen „Gedanken eines Anderen von Ihm Selbst“ (1896 bei Carl Koenig in Wien) und die hymnischen „Höhenlieder“ (1898, ebenda) Karl Michael Freiherrn von Levetzows sind Zeugnisse genialer Eigenwilligkeit eines wirklich dichterischen Erlebens. Ebenfalls Levetzow war es, der mit dem Wolzogenschen „Überbrett!“ in enge Fühlung kam. — Durch seine geistigen Beziehungen zu Karl Kraus, 1892 gab er gemeinsam mit diesem eine „Satirenanthologie“ heraus, ordnet sich auch der schon immer über die Grenzen nach Deutschland strebende Anton Lindner ein. In dem Bändchen Lyrik „Ton vom Tod“, vom „Deutschen Dichterheim“ mit dem ersten Preis ausgezeichnet, fand er manche Fügung, die ihn den österreichischen Impressionisten nahebrachte; seine Studie über „Die Barrisons“ (1897), die Th. Th. Heine illustrierte, stellte der Zeit recht genehme Wechselbeziehungen zwischen dem Variété und der bildenden Kunst her. — Elsa Ruth von Zimmermann schlägt dagegen in ihrem ersten Gedichtbuch „Der Tag hat sich geneigt“ (1898 bei Pierson) einen neuen, fast expressionistischen Ton an, doch blieb es auch hier nur bei vielversprechenden Anfängen. — Schließlich schrieb noch der „Geldmann“ Felix Rappaport Verse, ließ aber die Produkte seiner Muse unter dem Titel „Schwarze Lilien“ (1896 bei M. Breitenstein, Leipzig-Wien) anonym erscheinen und tat gut daran, denn diese schwülen sinnlichen Gedichte mit stark romanisierendem Einschlag hätten schwerlich den Beifall seiner ihm oft sogar recht verpflichteten Freunde und Schützlinge gefunden.

In die Welt des Griensteidl-Kreises ordnen sich noch Richard Beer-Hofmann und Felix Salten, beide enge Freunde von Schnitzler und Hofmannsthal, ein, — in ihrem Schaffen allerdings sind sie grundverschieden. Beer-Hofmann ist der

stille, in sich vergrabene Dichter, dessen Schweigen nicht Unproduktivität als vielmehr gewissenhaftes Ringen um Stoff und Wort erklärt. Seine Jugendarbeiten, die etwas geistreichelnden und snobistischen Novellen („Das Kind“, „Camelias“, 1893 bei Freund und Jeckel, Berlin; „Der Tod Georgs“, 1900 bei S. Fischer) entstammen noch der Atmosphäre des „Anatol“: der Zeit der eindeutigen Abenteuer, des süßen Mädels, der leichtfertigen Melancholiker, aber im „Schlaflied für Mirjam“ (1897) kündigt sich schon die Einkehr an, — die Geister der Vergangenheit und des väterlichen Blutes erwachen. — Felix Salten (eigentlich Salzmann) dagegen ist der Laute, Lebendige, der nicht ruht noch rastet, überall die journalistische Sensation sucht. Er kann eigentlich alles — ein Nachruf auf Zola (30. September 1902) macht ihn über Nacht unter den Journalisten berühmt, 1904 hat er als erster Feuilletonist der neugegründeten „Zeit“ seine große „Affaire“ als eifriger Wortsprecher für Geza Mattachich und Luise von Koburg, mit dem naturalistischen Volksstück „Der Gemeine“ (1901) kommt er in Konflikt mit der Zensur, seine frühen novellistischen Arbeiten („Der Hinterbliebene“, 1900, Wiener Verlag, „Die Gedekntafel der Prinzessin Anna“, 1902, Wiener Verlag, „Die kleine Veronika“, 1903 bei S. Fischer) sind Beweise starken Könnens, als Kunstkritiker tritt er für Klimt (1903, Wiener Verlag) und die Secessionisten ein, eine beißend-satirische Betrachtung der gekrönten Häupter Europas ist „Das Buch der Könige“ (1905 bei Georg Müller) und „Wiener Adel“ (1905 bei Herm. Seemann, Berlin, Großstadtdokumente, Bd. 14) eine ebenso offene Kritik der österreichischen Aristokratie. Die anonym erschienenen „Bekennnisse einer Prinzessin“ (1906, Wiener Verlag) sind fingierte Tagebuchblätter der Kronprinzessin Luise von Sachsen.

Mit der allerdings aus ganz anderen Gründen erfolgten Schließung des „Café Griensteidl“ steht der innere Zerfall der Jungwienener Bewegung in zeitlichem Zusammenhang, — beginnt damit doch die Zersplitterung der zwanglos geschlossenen Gesellschaft auch äußerlich sichtbar zu werden. So ist schon bei Peter Altenberg, der Krönung und zugleich langsames, unbewuß-

tes Übergleiten dieser Epoche höchster Reizsamkeit in eine neue Zeit war, der Kern seines Wesens zwar nur aus der Atmosphäre der Fin-de-siècle-Kultur heraus verständlich, geistig aber sind einzig bei ihm bereits Brücken geschlagen über die welt- und kunstanschaulichen Gegensätze, die zwischen dem Impressionismus und dem Kunstwollen der nachfolgenden Generation klaffen. Und kann bei ihm von einem Programm überhaupt die Rede sein, so lag es im Bewußtsein seiner Funktion in dieser Welt: zu sehen. Sein Gehirn entwickelte sich nachgerade zu einem Registrierapparat für die empfangenen „Netzhautbilder“, die er wohl mehr unbewußt als mit Absicht in der prägnanten Form seines Telegrammstils gelegentlich zu Papier brachte. Was Wunder weiters, daß die Entdeckung Altenbergs als Dichter rein dem Zufall überantwortet war und er seine erste Skizzensammlung „Wie ich es sehe“ (1896 bei S. Fischer) nannte, mit dem Akzent auf „sehe“. Dieser neue Geist kündigte sich auch in der Form an. Die Sprachmittel des Ästhetizismus, wieder einmal zu Epigonentum, äußerer Schönheit und Wohlklang erstarrt, sind bei ihm aufgelockert und mit neuem Inhalt erfüllt. Eindruck ist neben Eindruck gesetzt, aller Schwulst fehlt, das Abrupte, Plötzliche wird zur Form erhoben — eine Entwicklung, die schließlich beim Expressionismus landete, dem der Schrei als Erlösung galt. So rundet sich durch Anfang und Ende das Bild einer Epoche: das Gestern reicht dem Morgen die Hand.

*

Mancher eingefleischte Bibliophile wird sagen: „Was soll mir dieser Aufsatz, in dem von mehr oder weniger interessanten Werken die Rede ist, aber nicht von Büchern?“ Dem sei schon im vorhinein erwidert, er kann im Grunde gerade Dir sehr viel bedeuten, und zwar als Leitfaden, als Hinweis. Eine gute Bibliographie hat ebenso wie ein brauchbarer Postwertzeichenkatalog vollständig zu sein, die Abarten und Fehldrucke genauestens nummernweise anzuführen, Literaturgeschichte doch zeigt Richtungen und Systeme und muß es der Einzelforschung und dem Einzelwissen überlassen, den Knochenbau mit Fleisch und Blut zu umgeben. So auch hier.

G. A. E. BOGENG

Druck-Erstlinge

Die Atmosphäre der „Erstausgabe“ eines Werkes ist eine geistesgeschichtliche; die Urausgabe erscheint als die literarische Manifestation des Verfassers selbst, als derjenige Druck, der ihm möglicherweise am nächsten steht, den er persönlich überwachte, der ihn persönlich vertritt, der der vollkommen zeitgemäße Ausdruck seines Werkes ist. Derartige mehr allgemeine Momente subjektiver Betrachtungsweise eines Bibliophilen verfestigen sich in der literarhistorisch-philologischen Richtung wissenschaftlich: Urausgaben sind Repräsentanten originaler Textüberlieferung nicht nur dann, wenn die Autormanuskripte verloren gingen, sondern auch dann, wenn die Autorkorrekturen den Übergang vom Manuskript in die typographische Ausformung eines Buches bezeichnen. Es sind also innere Werkwerte, die durch die Liebhaberwerte einer Urausgabe bezeugt werden, deren technisch-typographischen Eigenheiten nur eine sekundäre Bedeutung zugemessen wird, insbesondere diese, daß sich aus ihnen Rückschlüsse auf die Druckherkunft, auf den Drucklegungsgang usw. ziehen lassen. Sind einmal solche Feststellungen von der bibliographischen Forschung gemacht worden, dann interessieren sie in der Regel den Sammler nur insoweit, als er sie verwertet, um „echte“ und „falsche“ Ausgaben nach ihren besonderen buchdruckerischen Merkmalen zu unterscheiden, wobei er sich zumeist damit begnügt, der bibliographischen Referenz zu glauben und sich nicht einmal allzuviel darum bekümmert, welchen Anteil der Verfasser an der Drucklegung seines Buches hatte, obschon gerade in diesem tatsächlichen Umstande und nicht in dem, daß etwas zum erstenmal gedruckt wurde, die

Eigenwerte einer Urausgabe liegen. Es gab und gibt Verfasser, welche auf die ästhetisch-technische Ausführung ihrer Werke einen bestimmenden Einfluß nahmen, die die Ausdrucksmittel der Druckerei in bestimmten Richtungen verwerten wollten, deren Originaleditionen auch im literarischen Sinne eine Originaltypographie haben; aus der deutschen Dichtung der Gegenwart sind dafür Arno Holz und Stefan George Beispiele. Doch auch in der Vergangenheit waren die Vorschriften und Wünsche der Autoren für die typographische Ausstattung ihrer Bücher zahlreich. Die Verfasser-Verleger-Briefwechsel zeigen, daß manche Einzelheiten, die man für zufällig halten möchte, die Erfüllung derartiger Forderungen sind; Goethe z. B. hat bisweilen eigenen erheblichen Anteil an den Details der Druckausführung genommen. Aber alles das blieb meist, wenn nicht der Autor sein eigener Typograph wurde, wie Restif de la Bretonne, mehr ein Anregen und Ausgleichen als ein unmittelbares Eingreifen in die technische Herstellung, durch das Klopstock die Veröffentlichung seiner Oden bei Johann Joachim Christoph Bode (Hamburg, 1768) verzögerte, weil er den Guß der Typen abwarten wollte, deren Zeichnung er unter dem Beistand des Kopenhagener Kupferstechers Johann Martin Preisler entworfen hatte.

Die technisch-typographischen Besonderheiten, die auch unter den Eigenwerten einer Erstausgabe hervortreten können, sind ausschlaggebend für diejenigen Bücher, die nach Druckvorzügen, nicht nach literarischen Qualitäten geschätzt werden, weil sie Letternkunst-Meisterstücke sind, oder weil die frischesten Abzüge bedeutender Holzschnitte sie zieren, und so fort. Man bringt diese Büchergruppe in der Regel unter den Sammelnamen Buchkunst, man ordnet sie nach ästhetischen Kategorien, nach Künstlernamen oder Kunstorten, nach Stilepochen usw. Dabei bleiben dann überwiegend die kunstgeschichtlichen Anschauungen, wie die Beziehungen zu einer für zeitlos gehaltenen künstlerischen Leistung, deren zufälliger Träger die Illustration des Buches ist, maßgebend, weit weniger ein technisch-historischer Standpunkt. Wohl hat man sich daran gewöhnt, ihn für die Anfänge der Buchdruckerei einzunehmen und die Inkunabelperiode aus einem technischen Blickpunkte zu sehen. Und ist dann neuerdings auch

dazu gelangt, die Geschichte der Schriftgießerei aus der Typenkunde des 15. Jahrhunderts weiterzuführen. Die Druckschrift ist der eigentliche Urheber des schön gedruckten Buches; dem entspricht es, daß man Bücher sammelt, die älteste oder beste Anwendungen berühmter Druckschriften sind. Einstweilen ist dieses Sammelgebiet einer Typophilie noch immer dem allgemeinen Buchkunstgedanken untergeordnet, in Parallelisierungen hervorragender historischer und moderner Pressen, in einem nicht überall sehr klaren Ästhetisieren um „das schöne Buchdruckwerk“. Es fehlt noch der bibliographisch feste Mittelpunkt eines bibliotechnisch-historischen Systems, von dem aus ein Überblick über das ganze Sammelgebiet zu gewinnen sein würde, das außer den ikonographischen Techniken die der Typographie als solche berücksichtigt. Tatsächlich ist es ja so, daß bald nach deren Erfindung ihre buchdruckerischen Fortbildungen sich einzelten und immer von neuem wieder zusammenschlossen. Bücher, „Druck-Erstlinge“, welche früheste Anwendungen eines neuen oder verbesserten Verfahrens, diese oder jene originale technische Orientierung dokumentieren, wären in großer Anzahl aufzuführen, ihre Aneinanderreihung würde umfassend die technische Ausgestaltung der Buchdruckkunst vom 15. bis zum 20. Jahrhundert erläutern. Bisher ist ein derartiger Sammlungsversuch, sei es auch nur durch eine Bearbeitung der mannigfachen bibliographischen Materialien, nicht gemacht worden. Bereits übliche Katalogvermerke für die Bände der Wiegendruckzeit sind: das „erste“ Buchdruckwerk mit einer Karte, mit einem Kupferstich, mit irgendeiner sonstigen Besonderheit, mit der es zuerst eine bibliotechnische Entdeckung oder Erfindung bekundet, eine neuartige druckerische Wendung nimmt. Dagegen beachtet man für die späteren Jahrhunderte nur ausnahmsweise die beispielgebend gewordenen oder in Vergessenheit geratenen, vielleicht später ähnlich noch einmal erfundenen Verfahren der Druckerstlinge, die irgendwelchen technischen Fortschritt einführten. Meist sind nun allerdings jetzt verlorengegangene Versuchsdrucke einer frühesten praktischen Vollendung vorgegangen, nur in den seltensten Fällen läßt sich durch originale Probedrucke der Entwicklungsgang einer neuen Technik von

ihrer „Vorgeschichte“ her bis zu denjenigen Druck-Erstlingen belegen, die mehr oder minder schon einen endgültigen ersten fertigen Zustand bezeugen.

Ebensowenig wie sich die allerältesten Drucke Gutenbergs erhalten haben — die, die wir kennen, sind bereits veröffentlichte Blätter und Bücher — haben sich die anderen Versuchswerkstattarbeiten zumeist nicht bis in unsere Gegenwart gerettet, so daß die Bezeichnung Druck-Erstlinge insofern nicht völlig zutreffend erscheint, als man sie meistens nicht mehr auf die eigentlichen ersten praktisch gelungenen Lösungen einer technischen Problematik beziehen kann. Ähnliches gilt ja auch für die literarischen Erstdrucke, die, rein typographisch gewertet, keine solchen sind, als welche etwa die Korrektorexemplare anzusehen sein würden. Aber die Erstaussgaben dokumentieren oft die anerkannte endgültige Form der Veröffentlichung eines literarischen Werkes, während die Druck-Erstlinge in der Sammlung die Genesis einer Technik erläutern, die Beweisstücke für die Anfänge und die stufenweise Ausbildung der bahnbrechenden Ausgestaltungen einer technischen Methode sein sollen. Die Druck-Erstlinge sind auch nur die abgeleiteten Originalprodukte eines jeweiligen Verfahrens, dessen Druckformen, Geräte usw. ebenfalls in ein bibliotechnisch-historisches Museum hineingehören würden, das sich außerdem noch durch Berichte, Erfinderbildnisse und Erfinderhandschriften usw. abrunden sollte. Wenn sich die bibliotechnische Kollektion trotzdem in der Hauptsache auf die Druckereierzeugnisse einschränkt, so bleibt sie dennoch ein für den Büchersammler und Forscher lohnendes Unternehmen. Nicht allein, daß die Blätter und Bücher, die sie aufnehmen will, häufig, wie z. B. die alten Schriftproben, große Seltenheiten sind, die zum Suchen verlocken, daß sich reizvoll Sammeln und Studieren verbindet, weil viele Zusammenhänge noch aufzudecken sind, die Druck-Erstlinge sind oft auch die einzigen Überreste, die für eine alte Technik zeugen. Nur aus diesen Drucken kann man Rückschlüsse auf die Technik selbst ziehen, wofür das beträchtlichste methodische Beispiel die Inkunabelforschung ist, der nur ganz gelegentlich Druckversehen, Korrekturbogen und ähnliche dem Zufall verdankte originaltechnische Kommentare zu

Hilfe kommen, die sich durch ein intensives Vergleichen von Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten ihre Aufschlüsse schaffen muß, durch eine den Buchkenner heranbildende exakte Mikrologie, mit der vertraut zu werden, jedem Bibliographen wichtig sein sollte. Archivalische, Original- und sonst berichtende Urkunden sind meist unbekannt oder nicht vorhanden, Überreste alter Werkstatteinrichtungen sind nur hin und wieder in einem Museum aufzufinden, sie können kaum noch zu Gegenständen eines privaten Sammeleifers werden, der eine Sammlung schaffen will und nicht lediglich ihr Wunschbild. Da die Anhaltspunkte für eine derartige Sammlung in der Literatur weit verstreut sind, kann man sich ihr System am besten aufstellen, wenn man sie von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückführt. Das heißt, wenn man von einer bestimmten Technik ausgeht, etwa von der Stereotypie, um dann die Druck-Erstlinge der Stereotypieverfahren festzustellen.

Bei dergleichen Untersuchungen wird man erstaunen, wie mannigfach und reichhaltig sich eine bibliotechnische Bibliothek verzweigt, mehr noch, wie viele sonst unbeachtete Bücher als Liebhaberwerte für sie aufzufinden sind. Die Entwicklung der photo-mechanischen Reproduktionstechniken des 19. Jahrhunderts hat eine Fülle von Druck-Erstlingen hervorgebracht, die Maschinenteknik der Typographie ebenfalls, und auch das 16. bis 18. Jahrhundert sind reich an bedeutsamen Druck-Erstlingen. Der Frage, ob eine bibliotechnisch-historische Spezialbibliothek interessant wäre, braucht man in einem Zeitalter des technischen Denkens die Antwort nicht zu suchen. Weshalb sollten die Cimelien der ersten Schnellpressendrucke kulturhistorisch und technischhistorisch nicht ebenso interessant sein wie die bisweilen verschwommenen Buchkunstschwärmereien, die sich einem Musterdrucke zuwenden? Die Beschäftigung mit der Buchkunstgeschichte hat sich technisch vertieft, die Bewunderung der Gesamt-erscheinung eines Buchkunstwerkes hat sich sozusagen spezialisiert. Man bewundert z. B. nicht mehr den Bodoni-Stil, weil er ein anerkannter historischer Stil ist, sondern man versucht, aus seinen technischen Eigenheiten und Einzelheiten die ästhetische Gesamtwirkung herzuleiten. Mag auch der genießende Buchfreund

klagen, er verderbe sich allen Kunstgenuß durch die rationalistischen Überlegungen, darauf wäre nur zu erwidern, daß sie eine viel intensivere Aneignung der Buchkunstwerte ermöglichen als das unbestimmt empfindende Geschmacksurteil, daß eine behauptete Kennerschaft nur auf jenen beruhen kann. Es ist kein Zufall, wenn die ausübenden Buchdruckmeister und Letternkünstler, wie etwa William Morris, als Buchkunstsammler nicht in der historisch schematisierten Tradition zu verbleiben pflegen, wenn sie eine abweichende, anscheinend willkürliche Auswahl ihrer schönsten Bücher treffen, denn sie haben das Auge und die praktische Erfahrung, um ästhetische Qualitäten als technische zu beurteilen. Wer schöne Bücher als notwendige, weil zweckerfüllende Produkte der Technik der Typographie sammelt, muß imstande sein, technische Mängel und Vorzüge gegeneinander abzuwägen; er wird sich auch technisch-historisch unterrichten müssen, so daß der Weg von der Buchkunstsammlung in die technisch-historischen Grenzgebiete oder der umgekehrte Weg von diesen in die Bereiche der freien Buchkunsthöhen nicht weit ist.

PAUL GRAF THUN-HOHENSTEIN

Hermann Bahr und die Bücher

Es war ein ganz eigenartiger Magnetismus, der Hermann Bahr zu den Büchern hinzog und wieder von den Büchern abstieß: er war nach seinem eigenen Geständnis in jüngeren Jahren „ein Vielfraß und ein Schnellfraß der dicksten Bücher“, der im Lauf eines Tages 2000 Seiten durchrasen konnte; und es war ihm gegeben ein Buch liebzugewinnen, nur weil ein Wort, ein einziges kleines Wort darin stand und von seinem Platz aus ihm alles ringsum zu vergolden schien; und es war ihm verhängt, Bücher deshalb verabscheuen zu müssen, weil an einer Stelle, just dort, wo es auf das einzig Richtige ankam, ein Wort stand, ein armseliges Wort, aber just das Wort, das hier nicht stehen durfte . . . Und beides merkte er sich lebenslang.

Mit diesen Beobachtungen ist Hermann Bahrs Verhältnis zu den Büchern noch sehr mangelhaft gekennzeichnet; es bedarf unbedingt der Feststellung, daß er der Neigung, neue Bücher in die Welt zu setzen, allezeit schrankenlos gefrönt hat, daß seine Lebensarbeit demnach eine Zahl von Einzelwerken umfaßt, groß wie bei kaum einem zweiten Schriftsteller unserer Tage. Und da Hermann Bahr jahrzehntelang ganz sorglos seine Verleger wählte und wechselte, wie sie sich eben anboten, dazu aber auch noch um seine Bücher, sowie sie erschienen waren, sich gar nicht mehr zu kümmern pflegte, war es kein Wunder, daß er selbst nicht alle Bücher besaß, die er geschrieben und in Druck gegeben hatte. Wie er nie zu bewegen war, der Aufführung eines seiner Theaterstücke beizuwohnen, so war ihm eben auch das Schicksal seiner Druckwerke fast gleichgiltig, jedenfalls höchst uninteressant: „Die paar Seiten, die von mir bleiben werden . . .“ — vielleicht gibt

dieses Bruchstück eines Satzes aus Bahrs „Selbstbildnis“ die Erklärung zu diesem eigenartigen Verhalten. Wer aber meinen möchte, ich hätte mit diesen wenigen Worten auch ein recht saftiges Stück Selbstgefälligkeit aus jenem autobiographischen Buch mit herübergenommen, den belehrt Hermann Bahr selbst, an der gleichen Stelle, mit dem folgenden, in seiner Einfachheit entwaffnenden Bekenntnis: „. . . ob denn der Philolog nicht den Dichter ersetzen könnte: diesen Versuch, der nie gelang, wiederholen auch meine Werke.“

Ja, er selbst wiederholte nicht selten seine Werke, indem er Formulierungen, die er des Wiedersagens in schärferer Fassung für wert hielt, aus dem letzterschienenen und auch schon vergriffenen Buch in sein nächstes übernahm. So erledigte sich die Neuauflage des einen Werkes, das er nun beruhigt vergessen durfte, zugunsten des andern, dem freilich bald genug das gleiche Los beschieden sein konnte. Vielleicht zeigt gerade dieses Ringen um den jeweils schärfsten Ausdruck am allerdeutlichsten, wie richtig Hermann Bahr die philologische Begabung seines Wesens erkannt hat. Wer aber etwa seine längst verschollene „Dalmatinische Reise“ hervorholt, der mag sich staunend fragen, ob es denn wirklich ein Philologe, ob es nicht viel eher ein Dichter, und keiner von geringen Graden, gewesen, der diese knappe und doch so farbensatte Schilderung von Meer und Küste entworfen, der die heiße Sehnsucht nach dem südlichen Wunder und zugleich auch das volle Glück der Erfüllung dieser Sehnsucht uns so nahe gebracht hat, daß auch uns dieselbe Sehnsucht davonträgt, daß auch wir ihre tiefe Erfüllung als unser eigenes Glück miterleben. Das ist Dichterwerk, aber doch immer das Werk eines Dichters, der auch noch das Letzte, das visionär Geschaute und das seherisch Hingesprochene, in voller geistiger Zucht hält und gibt, der d e n k e n d der höchsten Bewunderung fähig ist und b e w u n d e r n d keinen Augenblick lang zu denken ver-
gißt.

Diese geistige Haltung, ich möchte sagen: diese immerwährende Geistigkeit, die jeden Satz von Hermann Bahr, auch noch den leichtest hingeworfenen, richtungweisend beherrscht, ist die besondere Eigentümlichkeit seines Wesens. Ihr dankte er, daß er

zu allen Zeiten klar sah über sich selbst, sei es, daß er über sein Werk spricht und es „oft mißratend“ nennt, sei es, daß er bekennt, er habe sich in allen seinen „Verstiegenheiten“ den Humor bewahrt: „Dadurch unterschied ich mich von den heutigen Hermann Bahren.“ — Ich entsinne mich, von ihm eines Tages die Druckbogen eines seiner größeren Romane, der im Erscheinen begriffen war, zur Lektüre erhalten zu haben. Als ich ihm nach zwei Tagen das Werk zurückbrachte, sah er mir mit listigem Augenzwinkern entgegen und, bevor ich noch ein Wort sagen konnte, fragte er lächelnd: „Langweilig, nicht wahr?“

Derselbe Hermann Bahr, der seine schon erschienenen Werke kaum mehr beachtete, der die eben erscheinenden mit kühler Objektivität maß, hütete sorgsam und liebevoll einen Schatz von Tagebüchern, der am Ende seines Lebens zu einer stattlichen Reihe von kleinen, sauber gebundenen Bändchen angewachsen war. Dünne, unscheinbare Notizbüchelchen, die er stets mitführte und mit seiner wunderbar schönen, filigranen Handschrift füllte, ließ er hernach, entsprechend ihrer Zusammengehörigkeit, zu jenen Bändchen zusammenbinden, um sie — in den Kasten zu schließen. Dieser Schatz ist noch ungehoben; er hat ja nichts zu tun mit seinem „Tagebuch“, das viele Jahre lang sonntäglich in der Zeitung erschienen ist und zum größten Teil auch schon in Jahresbänden gesammelt vorliegt. Dieses Tagebuch enthält Impressionen und Kritiken, während die so zahlreich im Nachlaß aufbewahrten handschriftlichen Tagebücher ihn selbst enthalten, Hermann Bahr, der sich täglich Rechenschaft gab über sein Begegnen und Erleben. In der Jugend flüssig und formreich, werden diese Eintragungen allmählich knapp und wortkarg, bis späterhin oft nur drei Worte das Wesentliche eines Tagerlebens wiedergeben. Das letzte kleine Tagebuch verstummt nur wenige Monate vor dem Ende, dem nun der Kranke, von rührender Liebe umhegt und gepflegt, still entgegendämmerte. Alles Irdische war ihm fern und ferner gerückt, auch die Welt der Bücher, die wie keines Zweiten die seine gewesen war. Als er aber in seinen allerletzten Tagen, nachdem er lange Zeit das Bett hatte hüten müssen, doch wieder aufstehen durfte, blieb er beim Eintritt ins Nebenzimmer auf der Schwelle stehen, sein Blick umfing die

Bücher, die ringsum von den Gestellen ihn zu grüßen schienen, er lächelte ihnen zu und breitete die Arme aus, sie wieder zu grüßen, sehnsüchtig und beglückt zugleich. Das war Hermann Bahrs Abschied von den Büchern.

* * *

Um Hermann Bahr's Werke in dessen letzten Lebensjahren, insbesondere auch um die „Tagebücher“, hat sich der Verlag Franz Borgmeyer in Hildesheim warm angenommen. So erschienen in diesem Verlage unter dem Titel „Liebe der Lebenden“ drei Bände Tagebücher 1921—1923, unter dem Titel „Der Zauberstab“ die Tagebücher 1924—1926. Dankenswerter Weise führen diese Tagebücher auch ein Personen- und Sachregister. Bei Borgmeyer herausgekommen ist auch der Roman „Der inwendige Garten“. Der gleiche Verlag hat außerdem früher anderwärts erschienene Romane Bahrs, u. zw. „Die Rahl“, „Drut“, „O Mensch!“, „Himmelfahrt“ und „Die Rotte Korah“ übernommen. Als gut unterrichtende Schrift über Hermann Bahr möchten wir auch die von Borgmeyer verlegte Betrachtung von Wilhelm Meridies: „Hermann Bahr als epischer Gestalter und Kritiker der Gegenwart“ empfehlen. Die Borgmeyerischen Bände sind durchgehend gut ausgestattet. (Anm. d. Herausgebers.)

* * *

ANNA BAHR-MILDENBURG

Bibliographie der Werke von Hermann Bahr*)

- | | |
|--|--|
| Über Rodbertus. Vortrag von Hermann Bahr. Druck von A. Keiss, Verlag der Deutschen Worte, Wien 1884. | Die neuen Menschen. Ein Schauspiel. Zürich, Verlagsmagazin J. Schabelitz, 1887. |
| Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. Drei Briefe an einen Volksmann. Zürich, Verlagsmagazin J. Schabelitz, 1886. | La Marquesa d'Amaëgui. Eine Plauderei. Zürich, Verlagsmagazin J. Schabelitz, 1888. |
| | Die große Sünde. Ein bürgerliches Trauerspiel. Zürich, Verlagsmagazin J. Schabelitz, 1889. |

*) Mit Ausschluß der Zeitschriften- u. Zeitungsaufsätze, -beiträge.

- Zur Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze, Erste Reihe. Zürich, Verlagsmagazin J. Schabelitz, 1890.
- Die gute Schule. Roman. S. Fischer, Berlin 1890.
- Fin de Siècle. Berlin, Verlag Ad. Zoberbier, 1891.
- Die Mutter. Drama. Berlin, Sallischer Verlag, 1891.
- Die Überwindung des Naturalismus. Zweite Folge von „Zur Kritik der Moderne“. Dresden, E. Pierson, 1891.
- Russische Reise. Dresden, E. Pierson, 1893.
- Die häusliche Frau. Lustspiel. S. Fischer, Berlin 1893.
- Dora. Novellen. S. Fischer, Berlin 1893.
- Neben der Liebe. Roman. S. Fischer, Berlin 1893.
- Der Antisemitismus. S. Fischer, Berlin 1893.
- Der neue Stil. Dritte Folge zur „Kritik der Moderne“. 1893.
- Aus der Vorstadt. Volksstück (mit C. Karlweis). Wien, Verlag Konegen, 1893.
- Caph. Skizzen. S. Fischer, Berlin 1894.
- Studien zur Kritik der Moderne. Frankfurt, Rütten & Loening, 1894.
- Die Nixe. Drama. Rubinverlag, München 1896.
- Juana. Drama. Rubinverlag, München 1896.
- Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne. S. Fischer, Berlin 1897.
- Das Tschaperl. Ein Wiener Stück. S. Fischer, Berlin 1897.
- Theater. Roman. S. Fischer, Berlin 1897.
- Josephine. Ein Spiel. S. Fischer, Berlin 1898.
- Der Star. Ein Wiener Stück. S. Fischer, Berlin 1898.
- Wenn es Euch gefällt. Wiener Revue (mit C. Karlweis). Verlag von Carl Konegen, Wien 1899.
- Wiener Theater (1892—1898). S. Fischer, Berlin 1899.
- Die schöne Frau. Novellen. S. Fischer, Berlin 1899.
- Der Athlet. Schauspiel. Albert Ahn, Bonn 1899.
- Wienerinnen. Lustspiel. Albert Ahn, Bonn 1900.
- Secession. Essays. Wiener Verlag, 1900.
- Der Franzl. Fünf Akte aus dem Leben eines guten Mannes. Drama. Wiener Verlag, 1900.
- Bildung. Essays. Im Inselverlag bei Schuster und Löffler, Berlin-Leipzig 1900.
- Der Apostel. Schauspiel. Albert Langen, München 1901.
- Rede über Klimt. Wiener Verlag, 1901.
- Der Krampus. Lustspiel. Albert Langen, 1902.
- Wirkung in die Ferne. Novellen. Wiener Verlag, 1902.
- Premièren. Albert Langen, München 1902.
- Der liebe Augustin. Pantomime. S. Fischer, Berlin 1902.
- Rezensionen (Wiener Theater 1901—1903). S. Fischer, Berlin 1903.
- Dialog vom Tragischen. S. Fischer, Berlin 1904.

- Der Meister. Komödie. S. Fischer, Berlin 1904.
- Unter sich. Ein Arme-Leut'-Stück. Wiener Verlag, 1904.
- Sanna. Schauspiel. S. Fischer, Berlin 1905.
- Dialog vom Marsyas. Bard, Marquardt & Co., Berlin 1905.
- Die Andere. Schauspiel. S. Fischer, Berlin 1906.
- Der arme Narr. Schauspiel. Carl Konegen, Wien 1906.
- Josef Kainz. Monographie. Wiener Verlag, 1906.
- Glossen (zum Wiener Theater 1903—1906). S. Fischer, Berlin 1907.
- Ringelspiel. Komödie. S. Fischer, Berlin 1907.
- Grotesken. (Der Klub der Erlöser, Der Faun, Der arme Narr.) Carl Konegen, Wien 1907.
- Wien (in der Sammlung „Städte und Landschaften“). Karl Krabbe, Stuttgart 1907.
- Die gelbe Nachtigall. Lustspiel. S. Fischer, Berlin 1907.
- Die Rahl. Roman. S. Fischer, Berlin 1908.
- Stimmen des Blutes. Novellen. S. Fischer, Berlin 1908.
- Tagebuch. Paul Cassierer, Berlin 1909.
- Das Buch der Jugend. Essays. Hugo Heller, Wien 1909.
- Drut. Roman. S. Fischer, Berlin 1909.
- Dalmatinische Reise. S. Fischer, Berlin 1909.
- Das Konzert. Lustspiel. Erich Reiss, Berlin 1909.
- O Mensch! Roman. S. Fischer, Berlin 1910.
- Die Kinder. Komödie. S. Fischer, Berlin 1911.
- Das Tänzchen. Lustspiel. S. Fischer, Berlin 1911.
- Austriaca. Essays. S. Fischer, Berlin 1911.
- Das Prinzip. Lustspiel. S. Fischer, Berlin 1912.
- Inventur. Essays. S. Fischer, Berlin 1912.
- Essays. Inselverlag, Leipzig 1912.
- Parzifalschutz ohne Ausnahmegesetz. Schuster & Loeffler, Berlin 1912.
- Bayreuth (von Anna Bahr-Mildenburg und Hermann Bahr). Ernst Rowohlt, Leipzig 1912.
- Das Phantom. Komödie. S. Fischer, Berlin 1913.
- Das Hermann Bahr-Buch. S. Fischer, Berlin 1913.
- Dostojewsky. Essays. Piper & Co., 1914.
- Der Querulant. Komödie. Delphin-Verlag, München 1914.
- Erinnerung an Burckhard. S. Fischer, Berlin 1914.
- Kriegsseggen. Delphin-Verlag, München 1914.
- Salzburg. Verlag Julius Bard, Berlin 1914.
- Das Österreichische Wunder. Verlag „Die Lese“, Stuttgart 1915.
- Rudigier. Josef Köselcher Bucherverlag, Kempten und München 1915.
- Der lustige Seifensieder. S. Fischer Verlag, Berlin 1915.
- Expressionismus. I. Auflage. Delphin-Verlag, 1916.
- Himmelfahrt. Roman. S. Fischer, Berlin 1916.

- Die Stimme. S. Fischer, Berlin 1916.
- Um Goethe. Verlag des Volksbildungs-Hauses, Wiener Urania, 1917.
- Schwarz-Gelb. S. Fischer, Berlin 1917.
- Tagebuch 1917. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München 1917.
- Vernunft und Wissenschaft. Verlags-Anstalt Tyrolia, 1917.
- Der Augenblick (nach Goethe). Ahn und Simrock, 1917.
- Tagebuch 1918. Verlagsanstalt Tyrolia, 1918.
- Expressionismus. II. Auflage. Delphin-Verlag, München 1918.
- Adalbert Stifter (eine Entdeckung). Amalthea - Verlag, Wien 1918.
- Tagebuch 1919. Verlags-Anstalt Tyrolia, 1919.
- Die Rotte Korah. Roman. S. Fischer, Berlin 1919.
- Ehelei. Ahn und Simrock, Berlin 1920.
- Der Unmensch. Erich Reiss, Berlin 1920.
- Spielerei (mit Landpartie). Ahn und Simrock, 1920.
- Burgtheater. (In der Sammlung „Theater und Kultur“) Wiener Literarische Anstalt, 1920.
- Summula. Insel-Verlag, Leipzig 1921.
- Bilderbuch. Wiener Literarische Anstalt, 1921.
- Liebe der Lebenden. 3 Bde. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim 1921—1923.
- Kritik der Gegenwart. Verlag Haas und Grabherr, 1922.
- Sendung des Künstlers. Insel-Verlag, Leipzig 1923.
- Selbstbildnis. S. Fischer, Berlin 1923.
- Schauspielkunst. Zellenbücherei, Dürr und Weber, Leipzig 1923.
- Notizen zur neueren spanischen Literatur. Georg Stilke, Berlin 1926.
- Der Zauberstab. Tagebücher von 1924 bis 1926. Franz Borgmeyer, Hildesheim 1926.
- Der inwendige Garten. Franz Borgmeyer, Hildesheim 1927.
- Himmel auf Erden. Verlag Ars sacra, Josef Müller, München 1928.
- Tagebuch 1928. Franz Borgmeyer, 1928.
- Tagebuch 1929. Franz Borgmeyer, 1929.
- Das Labyrinth der Gegenwart. Franz Borgmeyer, 1929.
- Österreich in Ewigkeit. Franz Borgmeyer, 1929.
- Die Hexe Drut. Neuausgabe. Siebenstäbeverlag, München 1929.
- Nachtrag: Individualismus und Sozialismus. Carl Suneson, Stockholm 1886.
- Der Minister. Pantomime. Winkler & Schickardt, Brünn 1902.

DR. FRANK WALDASSEN

Der verlästerte Aretino

Pietro Aretino (1492—1556), dieser erste Revolverjournalist von Format, dessen bedeutende Fähigkeiten auf dem für solche Talente überaus günstigen Boden einer gärenden Zeit gedeihen konnten, steht, ungeachtet einer viele Dunkelheiten bisher aufhellenden Forschung, noch heute im denkbar schlechtesten Rufe, aber seltsamerweise nicht wegen seiner üblen Charakterveranlagung, seine Feder als Dietrich für die reichlich gefüllten Kassen der von ihm Geschröpften, die sämtlich „Dreck am Stecken“ hatten, zu verwenden, was man einigermaßen begrifflich finden könnte, sondern wegen seiner angeblichen *pornographischen* Tätigkeit. Es ist nun recht lustig, zu beobachten, wie ein kritisierender Biograph nach dem andern auf den Schultern seiner Vorgänger steht, wie er unbesehen und ungeprüft, gehorsam nachbetend, Versionen übernimmt und Vorwürfe sich zu eigen macht, deren Haltlosigkeit schon bei oberflächlicher Durchsicht der Quellen jedem geschulten Leser klar vor Augen treten müßte. Gewiß, Aretino war alles eher denn ein Unschuldengel im blütenweißen Kleid. Er nutzte skrupellos, ohne die geringsten Bedenken die Schwächen der charakterlosen Würdenträger seiner Zeit nach besten Kräften zu seinen Gunsten aus, in dem begrifflichen Streben, lieber als Hammer denn als Ambos zu fungieren. Sein nie zu sättigender Lebens- und Liebeshunger trieb ihn zu Prachtentfaltung und stürzte ihn in zahlreiche Liebesabenteuer mit gefälligen Schönen. Aber in diesem Punkte unterschied er sich durch nichts von den Päpsten und hohen Geistlichen seines Jahrhunderts, die in ihrem Gelübde kein lästiges Hemmnis für ein zügelloses Ausleben erblickten, ganz zu

geschweigen von den Fürsten und Mächtigen dieser Epoche, die nicht daran dachten, die wilden Schößlinge ihrer Sexualität irgendwie zu beschneiden. Warum sollte Aretino in seiner Lebensführung allein eine rühmliche Ausnahme machen? Warum nach puritanischen Sittengesetzen leben, wenn die Mit- und Umwelt lediglich ein spöttisches Lächeln dafür übrig hat? Aretino war also kein Kostverächter, aber er besaß Verstand und Witz und vermaß sich in freilich etwas überheblichem Selbstbewußtsein, kraft seines unbestreitbar großen Talents, die Peitsche über die Großen der Erde schwingen zu wollen und die Schwächen seiner Zeit zu geißeln. Diese Insubordination verziehen ihm die gelehrten Knechtseelen nicht, und darum sollten die schwelenden Dünste übler Verleumdungen den unsympathischen Fürchtenichts in schlechten Geruch bringen. Aretino sei der Prototyp eines Pornographen! Mit diesem schwüler Phantasie entsprossenen Vorwurf glaubte man, seinen Namen mit einem untilgbaren Makel belasten zu können. Was ist an der Beschuldigung Wahres?

Fest steht jedenfalls, daß er die „Raggionamenti“ und „Sonetti lussuriosi“ geschrieben hat. Erstere schildern in meisterhafter Sprache das Leben und Treiben der venezianischen Freudenmädchen, ihre Kniffe und Schliche, mit den Augen eines unvoreingenommenen, scharfen Beobachters gesehen. Diese farbenprächtige Schilderung mit fein abgestimmten Pinselstrichen ergibt in ihrer Gesamtheit ein grandioses und packendes Sittengemälde, das durch den „Zoppino“ (Gay II, 927), den man ihm (freilich noch unbewiesen) zuschreibt, eine wesentliche Ergänzung erfährt. Aber man muß schon mit vermuckerten Augen in die Welt sehen und den Schilderer selbst für das Dargestellte verantwortlich machen, wenn man die sittliche, das Laster bekämpfende Grundtendenz der beiden Werke nicht wahrnimmt. Aretino legt es niemals darauf an, im Leser sinnlichen Kitzel zu erregen, was man als wesentliches Merkmal eines Pornographen ansehen muß. Er zeigt, was ist, und nennt (in dieser Hinsicht freilich nicht sonderlich ängstlich) die Dinge beim rechten Namen. Das aber gerade verübelt man ihm und vergißt dabei ganz und gar, daß die Leisetreterei erst ein Kennzeichen u n s e r e r Zeit geworden ist.

„La puttana errante“ hingegen, ein grauenerregendes Schmähdichtung, mit dem man lange Zeit sein Konto belastete, stammt, heute unbestritten, von *Lorenzo Veniero*, einem seiner Schüler. In diesem Poem nimmt Veniero literarisch Rache an einem Freudenmädchen, das ihm bei einem Schäferstündchen seine Börse entwendet hatte. Er läßt sie die Lande durchwandern und in unersättlicher Gier die unsagbarsten Ausschweifungen begehen. Die verschiedenen Ausgaben dieser und der folgenden Werke sind verzeichnet bei Gay I, 385, 892; II, 668, 120, 720, 860; III, 668, 841/2, 845, 1346.

„Maddalena e Julia“ schließlich, ein typisches Erotikon, das in zahlreichen Ausgaben unter seinem Namen erschien, ist so überaus albern und langweilig, daß man den Feuergeist Aretino, der alles andere eher als ein Stümper war, für dieses elende Machwerk nicht verantwortlich machen darf. Das genannte Erotikon ist die um etwa hundert Jahre jüngere Bearbeitung eines zu Bengodi 1584 unter dem Titel „Dialoghi doi di Ginevra e Rosana“ erschienene Gespräch eines unbekanntenen Verfassers. (Gay I, 842.)

Bleiben noch die 16 Sonette, die unter seinem Namen gehen und die ihm den anrühigen Titel eines Pornographen erst recht eigentlich eingebracht haben. Mit Recht? Ich wage, es zu bezweifeln.

Schälen wir die erwiesenen Begebenheiten aus dem Wust der gehässigen Entstellungen und böswilligen Verleumdungen, so ergibt sich folgender Tatbestand:

In seinem letzten Lebensjahr 1521 erteilt Papst *Leo X.* dem Raffael-Schüler *Giulio Romano* den Auftrag, ihm zu seinem Privatvergnügen 16 stark erotische Zeichnungen zu fertigen. Der Künstler entledigt sich seiner Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit des Auftraggebers, der bald darauf stirbt. Der Stecher *Marcantonio Raiondi* wird nun von Giulio Romano gewonnen, dessen Zeichnungen zu stechen, und bewältigt seine Arbeit geschickt im Sinne des Künstlers. Soweit wäre alles in Ordnung gewesen und niemand hätte sich um die Escapaden eines temperamentvollen Genies weiter zu kümmern brauchen, wenn Marcantonio nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, von der Platte einige Abzüge zu seinem eigenen Bedarf herzu-

stellen, von denen einige in unberufene Hände kamen. Der sittenstrenge Papst C l e m e n s VII., der nach der kurzen Regierungszeit Hadrians VI. (1522—1523) auf Leo X. gefolgt war (1523—1534), aufgehetzt durch seinen Ratgeber, den Zeloten Giovanni Matteo G i b e r t i, den späteren Bischof von Verona, ließ, als er die unartigen Kinder einer ungezügelter Künstlerlaune zu Gesicht bekam, in der ersten Aufwallung seines Zornes den Stecher Marcantonio ins Gefängnis werfen und die Platten zu den unsittlichen Stichen vernichten. Vielleicht hätte Giulio Romano ebenfalls die harte Hand des Pontifex zu spüren bekommen, wenn er nicht am Hofe und unter dem Schutze des Markgrafen Friedrich Gonzaga von Mantua geweilt hätte. Jedenfalls verzog sich das Unwetter recht bald, denn anders wäre es nicht zu verstehen, daß Ippolito de Medici, ein naher Verwandter des Papstes, und unser Aretino mit leichter Mühe durch ihre Fürbitte beim Papst Marcantonio aus dem Gefängnis befreien konnten. Mitspielen mochte bei der plötzlichen Sinnesänderung des Papstes wohl auch die Erwägung, daß es nicht gut angängig sei, die Künstler für eine ausschweifende Laune seines geistlichen Vorgängers verantwortlich zu machen und sie diese büßen zu lassen.

Inzwischen war Aretino begreiflicherweise neugierig geworden, die Stiche, deren Publikwerden solchen Staub aufgewirbelt hatte, kennen zu lernen, umsomehr, als die Vernichtung der Platten und die Gefangensetzung Marcantonios auf das Betreiben seines eigenen erbittertsten Gegners Giberti erfolgt war. Es gelang ihm leicht, einer Folge von Stichen habhaft zu werden, woraus zur Genüge hervorgeht, daß es dem Papste entweder nicht gelungen war, neben den Platten auch alle Abzüge vom Erdboden verschwinden zu lassen, oder daß er auf restlose Vernichtung kein entscheidendes Gewicht legte. Kurz und gut, Aretino fühlte sich durch die Schönheit und technische Vollkommenheit der Stiche derart hingerissen, daß er nach seinem eigenen Bekenntnis zu jedem der 16 Abbildungen je ein Sonett dichtete und darin überschwänglich den Reiz der dargestellten Liebesszenen pries. Mit diesen Sonetten will man Aretino zum Pornographen stempeln. Zweifellos zu Unrecht.

Wir kennen lediglich die Tatsache, daß er 16 Sonette dichtete,

können jedoch nicht mit Bestimmtheit angeben, ob die unter seinem Namen uns überlieferten Gelegenheitspoesien auch tatsächlich von ihm herrühren und nicht vielmehr die Schöpfung eines unbekanntem Dichterlings sind. Aus dem Stil selbst läßt sich nichts schließen. Die erotischen und nicht für Kinderohren berechneten Sonette haben an sich keinen künstlerischen Wert, und auch die Platttheit der Gedanken könnte kaum auf Aretino schließen lassen. Andererseits wiederum war seine poetische Ader nicht besonders stark entwickelt, und sein Gesamtwerk enthält neben manchem Gelungenen auch so manches Minderwertige. Diese Erwägungen lassen also immerhin die Möglichkeit offen, daß Aretino wenn auch sehr sinnliche, dennoch sehr gedankenarme Sonette verbrochen hat.

Doch andere Gründe sprechen gegen die Annahme, daß die heute unter seinem Namen kursierenden Sonette von ihm herrühren. Unbestritten sind sie zu seinen Lebzeiten, also vor 1556, nicht gedruckt worden. Ihre Entstehung fällt frühestens in das Jahr 1525, da im vierzehnten Sonett auf die Gefangenschaft des Königs Franz I. von Frankreich angespielt wird, die vom 24. Februar 1525 bis zum 15. März 1526 dauerte, — und weil ferner Aretino selbst in seinem Briefe vom 11. Dezember 1557 an Battista Zatti aus Brescia erwähnt, daß er sogleich nach der Freilassung Marcantonios, d. i. 1525, sich an die Abfassung gemacht habe. Die Drucklegung hätte also in die Zeit zwischen 1525 bis 1556 fallen müssen, falls Aretino dafür die Verantwortung tragen sollte. Nun existiert allerdings ein Druck mit der Jahreszahl 1556, dem Todesjahr des Dichters. Allein nach den Forschungen des Bibliographen Charles Nodier handelt es sich hier um einen Neudruck aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Man liebte damals solche Scherze der Rückdatierung. Möglicherweise ist es die dritte Ausgabe.

Nun könnte man freilich der Ansicht sein, daß bereits 1526 ein Druck der Sonette vorgelegen haben müsse, weil Aretino in einem Briefe vom 9. November 1526 an den Nobile Cesare Fregoso diesem die Sendung des „Buches der Sonette und der wollüstigen Zeichnungen“ ankündigte. Aus dieser kurzen Notiz ist indessen nicht zu entnehmen, ob die Sonette tatsächlich ge-

d r u c k t waren und nicht vielmehr in Abschriften den Inhalt des Buches (libro) ausmachten. Letztere Annahme hat sogar viel für sich, denn Aretino wird, selbst wenn man seinen sonst vielfach erprobten Wagemut in Rechnung stellt, in seiner Gerissenheit kaum danach Verlangen getragen haben, von neuem das kaum besänftigte Unwetter heraufzubeschwören und das Schicksal Marcantons in neuer Auflage zu erleben. Wie dem auch sein mag, gleichgültig ob der Empfänger die fragliche Sendung erhalten hat oder nicht, — auf die Nachwelt hat sich zweifellos nicht ein einziges Exemplar gerettet. Verwunderung müßte es doch immerhin erregen, daß bei dem lebhaften Interesse, das man Jahrhunderte hindurch den erotischen „Aretinos“, einem Sammelbegriff obscöner Darstellungen, entgegenbrachte, die ganze Auflage der Sonette restlos vernichtet worden wäre. Ferner unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Aretinos Feinde sich die Gelegenheit, gegen ihren Widersacher eine erwünschte Handhabe zu erhalten, um ihm nach Kräften zu schaden, nicht hätten entgehen lassen. Es fehlt aber an jedem diesbezüglichen Hinweis, so daß wohl der Schluß naheliegt, daß lediglich die Abschrift eines in seinen Stoff verliebten Schreibers die Grundlage für den ersten Druck bildete. Wann dieser erfolgte, steht auch heute noch nicht im entferntesten fest. Neuerdings hat der italienische Bibliophile M a x S a n d e r eine sehr frühe Ausgabe entdeckt (und in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ darüber berichtet), die 14 Sonette und ebenso viele Illustrationen in Holzschnitt enthält, gerade deswegen aber nicht als erste Ausgabe zu gelten hat, da in den Quellen bei der Erwähnung der ersten Vervielfältigung immer nur von „Stichen“, niemals aber von Holzschnitten die Rede ist.

Jedenfalls zirkulierten die Sonette viele Menschenalter hindurch in Abschriften, wurden, wie das bei dem Fehlen jedes Regulativs nicht anders zu erwarten steht, abgeändert und durch neue Zusätze bereichert. Unter Zugrundelegung der verschiedensten Lesarten wandern in den ersten bekannten Drucken von 1735, 1757 und 1792 einmal 26, dann 22, gelegentlich auch 18 Sonette unter dem zugkräftigen Namen Aretinos in die Welt, so daß es ein aussichtsloses Unterfangen wäre, zu seiner Ehren-

rettung sein unbestrittenes geistiges Eigentum daran zu reklamieren, Weizen von der Spreu zu trennen, vorausgesetzt, daß Aretino überhaupt für bestimmte 16 Sonette aus diesen Sammlungen verantwortlich gemacht werden kann! Wie will man beweisen, daß n u r unzweifelhaft von ihm herrührende Gedichte als Druckvorlage dienten? Hat nicht vielmehr die Annahme manches für sich, daß ein skrupelloser Neuschöpfer Aretinos Originale umgedichtet, vergrößert und die Sonette mit einer grob pornographischen Note versehen hat? Segeln doch auch in der französischen Sammlung „L'Arétin français“ obscene Gedichte unter seinem Namen, die „seines Geistes keinen Hauch verspürt“ haben, und deren wirklicher Verfasser höchstwahrscheinlich der französische Erotiker F e l i x N o g a r e t war. Man bedenke ferner, daß zwischen dem Tode Aretinos (1556) und dem ersten bekannten Druck der Sonette (1735) mehr als anderthalb Jahrhunderte und zwischen der Abfassung und dem Erscheinen sogar über zwei Jahrhunderte liegen und daß während dieser Zeit keine Kontrolle die üppig wuchernde Phantasie seiner Nachempfänger behindern konnte, die ursprüngliche Form der Sonette einer solchen Abänderung zu unterziehen, daß vom Original absolut nichts mehr übrig blieb.

Gewiß ist zuzugeben, daß man bei diesen Gedankengängen auf dem einigermaßen schwankenden Boden der Hypothese sich bewegt. Wer jedoch die dargelegten Gründe unvoreingenommen auf sich wirken läßt, wird sich der Überzeugung nicht verschließen, daß jedenfalls eine größere Wahrscheinlichkeit g e g e n die bisherige Annahme spricht, wir hätten es bei den heute unter Aretinos Namen bekannten Sonetten mit unverfälschten Originalen zu tun. Dann aber besteht die Möglichkeit, daß Aretino künstlerisch formvollendetere und inhaltlich einwandfreiere Gedichte verfaßt hat, und es wäre alsdann dem lästernden Vorwurf, Aretino, dieser eine treffliche Klinge führende Schutzpatron aller Revolverjournalisten, gleichzeitig aber auch witzige und geistvolle kämpferische Draufgänger sei in der Hauptsache nur ein minderwertiger Pornograph gewesen, völlig der Boden entzogen.

HELENE BETTELHEIM-GABILLON

Der „Lanzknecht“

Fürst Friedrich zu Schwarzenberg

Als Jüngling ritt ich froh und frei
Durch Feld und Waldreier,
Ward viel geliebt und liebte viel,
Und konnte nichts dafür.

Nun reit ich hier, auf ödem Grund,
Rings um mich Wüstenei,
Und rufe mir zu Trost und Fund
Die alte Zeit herbei.

Der älteste Sohn des Fürsten Carl zu Schwarzenberg, des berühmten Feldmarschalls und Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig, Fürst Friedrich Schwarzenberg, nannte sich als Autor seiner als Manuskript gedruckten Schriften „Der Lanzknecht“. Aber durchaus nicht um seinen Namen und hohen Rang zu verbergen, wie Graf A. Auersperg mit seinem Pseudonym das mußte, sondern weit eher, um sich und sein Werk zu charakterisieren. Denn oft genug unterschrieb er gleicherweise Briefe an seine Freunde und alle Welt wußte, wer dieser vornehme und originelle, dieser geistreiche und schneidige, dieser unbeugsame und mildherzige „Lanzknecht“ gewesen. Jene Bezeichnung stimmte zu ihm und — stimmte auch nicht; denn, so wie sein Leben voller Gegensätze war, so barg ebenfalls dieser selbstgewählte *nom de guerre* der Widersprüche genug.

Die mittelalterlichen Landsknechte schlossen sich freilich, so wie er, freiwillig dem Heere an und übten das Kriegshandwerk, ihrem Schwur getreu, in Tapferkeit und Ausdauer — jedoch, wie immer die politische Tendenz des Krieges gewesen, die ihnen meistens gleichgiltig war, sahen sie einzig als Ziel und Zweck ihrer

Leistungen: Beute und Sold. Und daß Fritz Schwarzenberg jemals irgend etwas aus Selbstsucht und zu eigenem Nutzen und Gewinn unternommen hätte, war wohl gänzlich ausgeschlossen. Der Grundgedanke, das Leitmotiv seines Daseins war es, Blut und Leben für die Wahrung des historischen, legitimen Rechtes einzusetzen, für den Schutz der Schwachen und Unterdrückten. Da er dabei, wie sein Vetter, der Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg, ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen, seine Haut immer für eine verlorene Sache zu Markte getragen hat, so war es nicht zu vermeiden, daß er ebenso oft mit zerstörten Illusionen heimkehren mußte.

Als sein tapferer Degen, seine tolle Abenteuerlust und unbändige Sehnsucht in die Weite, im friedlich gewordenen Vaterland nichts mehr zu tun vorfanden, da kämpfte er begeistert unter fremden Fahnen; aber nur für die eigene Überzeugung. Und so ähnelte er oft weit mehr als dem Landsknechte, dem fahrenden Ritter des Mittelalters, der bald gefährdeten Königsthronen, bald armen Köhlern zuhilfe eilte, zu Schirm oder Abwehr sein Schwert zog, wo es not tat. Wenn aber der Kampf bestanden und die gute Wehr versorgt war, dann erhob er am heimatlichen Herde die Leier und sang von den Taten, die er in fernen, fremden Ländern vollbracht!

Er mußte Ähnliches empfunden haben, denn in seinen späteren Tagen nannte er sich auch wehmütig den „letzten Ritter“, den „letzten Mohican“, oder nach seinem Landgut, das er aus den Trümmern eines Klosters aufgebaut hatte, „den letzten Mönch von Mariathal“. Wie ihn überhaupt das Gefühl niemals verließ, daß er zu den letzten Wahrzeichen einer versinkenden Zeit gehöre, und daß gerade ihn, den allerkonservativsten, das Verhängnis träfe, die grundstürzenden Umwälzungen in seinem Vaterlande zu erleben.

Er wurde am 30. September 1800¹ in Wien geboren, als über seiner Heimat dunkle Schatten lagen und Napoleons Macht in hellstem Glanze strahlte. Seinen Vater riefen die Berufspflichten

¹ Nach dem Gothaschen Taschenbuch. Graf Thürheim („Licht- und Schattenbilder aus dem Soldatenleben und der Gesellschaft“, 1867) gibt 1799 an.

so oft und andauernd in die Ferne, daß die Erziehung des Fürsten Friedrich und seiner beiden jüngeren Brüder Carl und Edmund von der Mutter, einer geborenen Gräfin Hohenfeld, verwitweten Fürstin Esterházy, in den ersten Jahren fast allein trefflich geleitet wurde, denn in ihr vereinigten sich die seltensten Gaben des Geistes und Gemütes. Was sie ihrem Gatten gewesen, das beweisen schon die wenigen Zeilen, die er in tiefster Qual und größter Seligkeit, auf dem Höhepunkte seines Daseins, unmittelbar vor und nach der Schlacht bei Leipzig an sie gerichtet hat. So reiches Glück sie ihm bereitete, ebenso viel Segen wußte sie als Mutter zu spenden und die Söhne dankten es ihr in gleicher Hingebung und Zärtlichkeit. Zumal ihrem ältesten Sohne war es gegeben, seiner Liebe und Verehrung für beide Eltern auch mit der Feder Ausdruck zu verleihen. Vierzig Jahre nach dem Tode seines großen Vaters veröffentlichte er, als Manuskript, ohne sich als Autor zu nennen, eine biographische Skizze über ihn; dem Umfange nach schwächig genug, aber jedes Wort zählt als Dokument der Wahrheit und Treue und zwischen den knappen Zeilen ist viel des Unausgesprochenen zu lesen, das ihm den Mund geschlossen für ausgreifenderen Bericht. Freilich hatten Fritz Schwarzenbergs Freunde und Parteigänger von ihm, wenn schon nicht das abschließende Lebensbild des Helden vom Leipziger Schlachtfelde erwartet — denn dazu fehlte ihm in jeder Beziehung die Distanz — aber doch die grundlegenden Bausteine für das künftige historische Monument. Hebbel fühlte die Zurückhaltung in den Schriften des „Lanzknechtes“ heraus, aber er meinte, es sei in dessen Hand gegeben, das zu ändern, sobald er nur wolle. Waren jedoch die äußeren Hemmungen schon stark genug, so traten auch noch innere hinzu, denn der Fürst selbst schrieb von sich: „Ich habe leider nicht die Gabe, mich im Allgemeinen verständlich zu machen, um meine tieferen Gedanken an den Tag zu fördern . . .“ oder allzu bescheiden meinte er, daß er nur fühlen könne, was andere zu sagen vermögen. So wirkten Hebbels folgende Worte bezeichnend, waren aber nicht imstande, Früchte zu tragen. „. . . Niemand in Deutschland ist berufener, zusammenhängende Memoiren zu schreiben, wie Sie, und Niemand hat das dazu gehörige Talent der Selbstbeobach-

tung im dramatischen Detail des Lebens glänzender bewiesen. Nichtsdestoweniger glaube ich in Ihren Mittheilungen hie' und da einer großen Scheu zu begegnen, Sich Selbst als Mittelpunkt hinzustellen, die sich mit der Aufgabe nicht verträgt, welche hier zu lösen ist . . ." Laube spricht in seiner verständnisvollen und warmherzigen Charakteristik des „Lanzknechtes“ noch viel unumwundener seine Erwartungen aus: „. . . Hoffentlich hinterläßt sein (des Feldmarschalls) Sohn Fritz einst eine Lebensgeschichte des Vaters, welche unbekümmert um Widerspruch, in einfachen Worten diesen Führer und dessen Weg schildert, einen Führer von edler Gesinnung und schöner Bildung, einen Weg durch Dornen und peinliche Schluchten . . ." Hat Fritz Schwarzenberg auch diesen Wunsch der Mit- und Nachlebenden nicht erfüllt, so hat er doch in seinen schmalen Bändchen viele interessante Bilder von sich und seiner Zeit hinterlassen, schon dadurch für ihn bezeichnend, was er sich ausersehen, festzuhalten, und für die Signatur seines künstlerischen Wesens ist wiederum nichts zutreffender als Laubes Wort: „. . . Für den Dichter ist Fritz Schwarzenberg eine unerschöpfliche Quelle: er kennt alle Dinge bis an die fernste Wurzel und ist imstande, Alles naiv anzusehen, wie ein unverdorbenes Kind.“

Der Feldmarschall ist bekanntlich früh gestorben, er hat jenen 18. Oktober, der eine Schicksalswende für ganz Europa bedeutete, nur um sieben Jahre überlebt und sein ältester Sohn, der, wie seine Brüder, der Familienüberlieferung getreu, von Kindheit an zum Soldaten ausgebildet war, zählte erst zwanzig Jahre, als er den Vater verlor. Er konnte damals nicht einmal an dessen Sterbebette weilen, da ihn die Trauerkunde als Ordonnanzoffizier des Erzherzogs Ferdinand d'Este in Ungarn traf und von dort abrief; er kehrte aber nach des Vaters Tode nicht dahin zurück, sondern machte den Feldzug gegen Neapel mit und erfocht sich bei St. Germano die erste Auszeichnung. Der Fürst blieb dann in Pavia stationiert und Italien hielt von jener Zeit an seine Sehnsucht und Phantasie gefesselt. 1824 wurde er auf mehrere Jahre wiederum nach Ungarn versetzt, und zwar unter den angenehmsten Bedingungen, mit den glänzendsten Aussichten für seine künftige Laufbahn. Trotzdem wurde der Tatendurstige des

Militärdienstes zur Friedenszeit überdrüssig, noch dazu in der Weltabgeschiedenheit einer ungarischen Puſta. Wie er selber erzählte, wußte er mit jenen müßigen Stunden nichts Besseres anzufangen, als einen jungen Bären zu dressieren, mit dem er im Wirtshaus die Leute erschreckte. Was er aber nicht erzählte, war, daß er dort die ersten Eindrücke empfangen hatte, die er künstlerisch gestaltete, und daß er noch in späten Tagen, durch seine mündlichen hinreißenden Schilderungen der Puſta und ihrer eigenartigen und abenteuerlichen Erscheinungen alle Hörer entzückte. Hebbel fühlte sich davon so sehr angeregt, daß er sein Gedicht „H u s a r e n w e r b u n g“, zu dem der Fürst den stofflichen Anlaß gegeben, ihm ausdrücklich gewidmet hat.

Sein Tatendrang und seine Phantasie wurden 1830 durch Frankreichs Expedition gegen Algier mächtig angeregt und die Sehnsucht, einen lang entbehrten Waffengang inmitten der Wunder eines fremden Welteiles antreten zu können, beherrschte ihn unabweisbar. Früher schon hatte er, dem die Leitung der Fideikommißgüter und die ökonomischen Angelegenheiten nur eine Last bedeutete, die Majoratsrechte seinem Bruder Carl übertragen, der mit einer Gräfin Wratislaw vermählt war. Überdies hegte er nach Empfang des Maltheserritterkreuzes die Absicht, das Ordensgelübde abzulegen. Er erwirkte sich einen unbestimmten Urlaub im Heeresdienst und von jenem Allmächtigen, „der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt“ — von Metternich, schwierig genug, die Zustimmung, sich dem französischen Feldzuge anzuschließen. Am 27. Mai vermerkte Prokesch, der einst der warmergebene Adjutant des Feldmarschalls und sein Biograph gewesen ist, in seinem Tagebuch: „Mit Fürstin Nanni ihren Sohn, der über Paris nach Algier geht bis Purkersdorf begleitet.“ — Es muß ein schwerer Abschied für dieses liebevolle Mutterherz gewesen sein, angesichts der Gefahren, die ihn in Afrika erwarteten; das mörderische Klima allein bewies ihm gleich bei seiner Ankunft durch einen heftigen Fieberanfall, daß er in Feindesland sei.

Von sich selber erzählte er in seinen „Rückblicken auf Algier“, die er 1834 verfaßte, am wenigsten. Er schilderte anschaulich und lebendig die französische und muselmännische Soldateska,

alle möglichen Kriegs- und Liebesgeschichten seiner Kameraden, zeichnete mit malerischem Blicke die Schönheit des Meeres, der südlichen Vegetation, das Winkelwerk der sonndurchglühten schmutzigen Städte, die Merkwürdigkeiten einer orientalischen Festung und bemerkte kurzweg, daß ihm Marschall Bourmont auf dem Schlachtfeld vor Belida das Kreuz der Ehrenlegion seines tapferen, gefallenen Adjutanten Trélan mit den Worten überreichte: „Gardez la, elle vous revient, car vous êtes un de ceux, qui l'ont le mieux vengé.“ — Und nicht der „Lanzknecht“, sondern sein Waffengefährte Oberst Bartillat² berichtet von seinem Zusammentreffen mit Hussein Pascha nach der Einnahme von Algier. Der Fürst erschien an jenem Tage absichtlich als Malteserritter und der Dey redete ihn bei seinem Austritt aus der Cassaba sogleich mit den Worten an: „Du bist der erste Soldaten-Derwisch, — Malteserritter, der diese Räume lebend und frei betritt, — ich, der letzte Muselmann, der sie verläßt. Die Deinen und die Meinen haben sich viele Jahrhunderte bekämpft, aber Eure Flagge weht nicht mehr auf der Insel Malta und die unsrige wird jetzt herabgenommen. Wir Beide sind die Letzten in diesem Kampfe zwischen den Rechtgläubigen und Eurem Orden. Mash Allah! Gott ist groß! Sein Wille geschehe!“ — —

Im Spätsommer mußte Fritz Schwarzenberg, dessen Gesundheit unter dem afrikanischen Klima litt, nach Europa zurückkehren. Auf der Überfahrt traf ihn, durch die Begegnung eines französischen Schiffes mit aufgehißter Trikolorflagge, die Nachricht von der Juli-Revolution und der Vertreibung der Bourbons; prächtig ist seine Darstellung der Wirkung dieser Wandlung auf seine Gefährten. Dann schildert er die traurige Zeit, da er auf dem Schiffe schwer erkrankt in Toulon, an Bord des „Scipio“, in enger, heißer Kajüte mit 300 Kranken und Verwundeten Quarantäne halten mußte. Das Mitleid mit den anderen machte ihn wieder redseliger als eigenes Ungemach; allnächtlich hörte er die letzten Gespräche der Sterbenden und die rauhe Stimme des Contre-maitre mit den Ordnungsrufen: „Ah ça, voulez-vous bien vous taire, on meurt, on ne meurt pas, c'est à

² „Erinnerungen aus Algier“, aus dem Französischen übertragen von M. F. Thielen, 1837, Wien.

volonté; mais on ne fait pas de bruit, c'est contre la discipline, et la discipline avant tout!" . . . Nach langem Leiden vertauschte er das düstere Toulon mit dem fröhlichen Marseille. Dann aber mußte er, um nach Paris zu gelangen, als ehemaliger Adjutant des Marschall Bourmont, der unter der weißen Fahne gekämpft, Südfrankreich, in dem es mächtig gärte, als Matrose verkleidet, unter dem Namen Jacques Reiter zu Fuß durchwandern. Endlich aber erreichte er doch sein Ziel, jenes moderne Babel, das er zugleich verwünschte und bewunderte, das ihn abstieß und bezauberte und mit seinen Reizen so rasch umspann, daß er noch im Matrosengewande, wie er von der Landstraße kam, eine Loge der Großen Oper betrat und von Stund an in Abenteuer über Abenteuer verstrickt war; aber nicht mehr als Matrose und „Lanzknecht“, sondern als Fürst und Kavalier. — Auch in das tolle Treiben der Bohémiens wurde er hineingezogen: „Geist geistet, wo er will“, doch zumeist dort, wo wiederum Geist zu finden ist; und so war er in der Pariser Künstler- und Literatenwelt ebenfalls vertraut. Heine, Balzac, der ihm „Adieu“, jene erschütternde Kriegs- und Liebesgeschichte aus den Schreckentagen des französischen Heeres an der Beresina widmete, so recht für ein unerschrockenes Soldatenherz geschrieben — und viele andere Berühmtheiten gehörten zu des Fürsten Kreise. Nach Jahrzehnten erzählte Jules Janin noch lachend, mit schlaudem Augenzwinkern; S'est-il amusé, ce cher prince, s'est-il amusé! — Janin, der fröhliche Südfranzose, der geistig bewegliche „prince des critiques“, dürfte ihm ein anregender Gesellschafter gewesen sein; auch ein paar gute Pistolen hatte der „Lanzknecht“ ihm zur Aufbewahrung zurückgelassen, aber sie wurden aus der Rue Vaugirard nimmer abgeholt. — Nach einer Reise durch England und Schottland in die Heimat zurückgekehrt, quittierte der Fürst den aktiven Heeresdienst, doch pflegte er nicht lange der Ruhe.

Ein Aufenthalt in Teplitz, der seiner Gesundheit galt, brachte ihm statt der Genesung tiefe Gemütskonflikte; er trat der dort gleichfalls anwesenden Familie des Fürsten Anton Radziwill näher. Eine Herzensangelegenheit verknüpfte ihn bald mit diesem Hause, denn seine Liebe, wie seine schmerzliche Entsagung, sie

galten der ebenso reizenden als gemütvollen und hochbegabten Prinzessin Elisa, die auch in der Jugend des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen deutschen Kaisers, eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Prinzessin Elisa starb jung und unvermählt, und sogar über ihren Tod hinaus, der 1834 erfolgte, blieb, wie Elisas Biograph³ mitteilt, Fritz Schwarzenberg der Familie Radziwill treu ergeben: „... denn noch im Jahre 1843 erwies er ihr den traurigen Liebesdienst, die Leiche von Elisas Schwester Wanda, der Gattin des Fürsten Adam Czartoryski, von Ischl nach Antonin zu überführen ...“

Seine Ruhelosigkeit trieb ihn immer wieder in weite Fernen und bei der Heimkehr erging es ihm stets, wie Prokeschs Tagebuch bestätigt: „Fritz Schwarzenberg aus London, Paris und München zurück, voll Wärme, Geist und Enttäuschung.“ Der Orient lockte ihn aufs neue, er bereiste Kleinasien, die Türkei und Griechenland, dann zur schönen Sommerszeit auch Holland und Deutschland. In Frankfurt meinte er verdrießlich: „Sängerverein. — Nur als Naturforscher, Gelehrte, Musikanten, stets aber nur als Pedanten können sich die Deutschen vereinen.“ — Doch am Rhein, da ging ihm das Herz auf! Obwohl er sonst die „Glanzepoche der Dampf- und Eisenbahnmirakel“ nicht sonderlich lobte, pries er das vortreffliche Dampfboot „Marianne“, in dem er: „von Mannheim herabgeschwommen, wie man nur eine freundliche, gemütliche Lebensbahn herabgleiten kann! Heitere, ernste, erhabene und erhebende Bilder wandelten an mir, oder ich vielmehr an ihnen vorüber. Die große Vergangenheit mit ihren alten Städten, Mauern, Vesten, Burgen und Thürmen, — das jetzige Utilitätsleben mit seinen Weingeländen, Marktschiffen, Landhäusern und Stappelplätzen lag hinter mir und entwickelte sich vor mir; sogar einige Blicke in die Zukunft glaubte ich zu thun, als ich von Mainz in die Gegend hinausschaute, wo Frankfurt liegt und der Bundestag thront... Ein einziger Vogel schwebte von Mainz herab vor unserm Schiff, wie der Rabe vor der Arche Noah, — frisch und rastlos; es war der schwarze, preußische Adler auf unserer Flagge. Er hat auf dem Rhein, dem

³ Prinzessin Elisa von Radziwill. Ein Lebensbild von Oswald Baer. Berlin 1908.

deutschen Gränzstrome, den d o p p e l t e n um so mehr ersetzt, als er gerade nur e i n e n statt mehrer Köpfe hat, dagegen scharfe, geübte Klauen besitzt, die ihn zum Gränzwächter eignen, wovon ich in Mainz bei Besichtigung der dortigen Besatzung mich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Er ist ein kühner, gewaltiger, kluger und was viel bedeutet, ein j u n g e r Vogel, der noch weit und viel fliegen und Deutschlands Gaue wohl umkreisen mag, wie der neue Zollverband beweist . . .“ Seine ahnungsvolle Phantasie hatte nur allzu recht, sich mit jenem „einzigem Vogel“ eingehender zu beschäftigen, besonders auf diesem mit gewaltigen welthistorischen Erinnerungen überreich beladenen Strom mußte ein so nachdenkliches Gemüt, wie das des „Lanzknecht“, von Vergangenheitsbildern bestürmt, von Zukunftssorgen beschwert werden. Vater Rhein hatte bisher immer noch Schicksal und Schicksalslenker der Deutschen auf seinen grünen Wogen getragen und vielleicht sagte es dem treuen Alt-Osterreicher eine Ahnung, als er am Johannisberge vorüberfuhr, daß in nicht ferner Zeit an diesem Ufer ein gegenwärtiger großer Staatsmann einem künftigen den Kommandostab Europas in die Hand legen werde: der greise Metternich dem jungen Bismarck, der im Sommer 1851 an seine Frau schrieb: „ . . . den Mittwoch und Donnerstag habe ich beim alten Metternich zugebracht, er war sehr liebenswürdig und behaglich und erzählte ohne Unterbrechung von 1788 bis 1848 . . .“ Von da ab konnte Bismarck „ohne Unterbrechung“ weitererzählen und es war ein rechtes Gnadengeschenk für den „Lanzknecht“, daß er das Ende dieser Erzählung nicht mehr zu erleben brauchte . . .

Lieber in die Vergangenheit blickend als in die Zukunft, wie das seinem Wesen entsprach, vollbrachte der Fürst 1835 ein Werk stolzer und schmerzlicher Pietät, das ihn auf das Leipziger Schlachtfeld rief; dort wurde der nach seinem Entwurf aufgestellte Denkstein für den Vater enthüllt, den die Witwe und die Söhne errichtet hatten. Auf seinen Reisen in Deutschland traf er wiederholt mit dem Dichter Gustav K ü h n e zusammen, einem der einflußreichsten Mitglieder des „Jungen Deutschland“, mit dem ihn eine langjährige Freundschaft verband, die in den Trennungszeiten einen regen Briefwechsel hervorrief. 1837 schrieb

Kühne aus Helgoland an eine Freundin: „... Seit acht Tagen bin ich mit dem Fürsten Schwarzenberg hier, er schießt Seehunde und Möwen... Ich weiß nicht, ob die Verwandtschaftlichkeit unserer Gemüter, oder die Verschiedenheit unserer Geister uns mehr aneinander fesselt. Genug, wir treiben uns wahrscheinlich noch eine Weile zu Lande und zu Wasser herum. Zwei heimatlose, mit vielen Lieblingswünschen gescheiterte Menschen... Es ist ein Glück, den Fürsten kennen gelernt zu haben. Er ist eine jener edlen Naturen, den das Unglück versagter Neigung zum Sonderling umschuf... könnte ich etwas tun, um diese edle Natur, die aus den Fugen ging, zurückzubannen in die Stille eines harmlosen Glückes! Mitunter ergreift ihn der Fluch der Unruhe, dann ist er wieder weich und hingebend wie ein Kind, oft indifferent und skeptisch...“ Der Fluch oder auch die jähe Begeisterungsfähigkeit der Unruhe packte ihn aufs neue, als jenseits der Pyrenäen Don Carlos die Fahne des legitimen Königtums aufpflanzte. Der „Lanzknecht“ erblickte das alleinige Recht des nationalen und religiösen spanischen Elementes in so überwältigender Weise bei den Scharen Cabreras, daß er ihnen folgen mußte! — „Nebstbei“ — so schrieb er im „Tagebuch eines Factioso“, „möchte ich ein Land sehen, wo man noch zu lieben, zu hassen und zu glauben versteht... Ja, da muß ich hin, — will mitbethen, mitschießen und mittanzen, will Pulver und Jasmin riechen, Orgeln, Musketenschüsse und Gitarren hören, und Factiosos, Mañolas, Kapuziner und Guerillas sehen. Darum — den Mantelsack gepackt, ein alter Aventurier à la Latréaumont, — hierin dem griechischen Weisen ähnlich — ist bald mit seinem Gepäck fertig, und somit den alten Spruch:

„Auf Gott vertraut

Brav zugehaut! — beherzigt — en avant!“

En avant gings durch Frankreich unter dem Namen J. G. Wolf, Weinhändler aus Preßburg, an den polizeilichen Nachstellungen vorbei; erst in Bayonne, dem alten Schleichhändlernest, wurde der Fürst wieder zum „Lanzknecht“, mit den schweren Reiterstiefeln und der „Vivat Maria Theresia!“ — so lautete die Aufschrift seines Säbels — an der Seite. Dazu legte er die „Zamarra an, rothseidene Binde und rothes Barett“, um heimlich

im Abenddunkel das erste spanische Grenzdorf Zugarramurdi zu erreichen, was nicht ohne aufregende Zwischenfälle und Fährlichkeiten als rechte Einführung in jene abenteuerreiche Lebens-epoche vor sich ging, von der er selber sagte: „... Ich habe drei Monate hindurch ein Leben geführt, gegen welches das eines Leipziger Markthelfers eine beständige Schlemmerei zu nennen ist...“ Aber er hatte, wie er eingestand, endlich was er wollte: „Ich sehnte mich lange nach einem Leben der Romantik. Umsonst verfolgte ich ihre Spur zu Lande und auf dem Meere. Oft fand ich noch eine Blume, die sie auf dem Wege verloren, aber sie selbst war längst fortgezogen. In Orients Zauberhallen war die Civilisation eingedrungen. Zur See fand ich nach dem Meeressturm an jeder Küste immer wieder den civilisirten Staatsbürger, der Glacehandschuhe anzieht und einen schwarzen Frack... Ibrahim Pascha nimmt Visitkarten an, die man neben abgeschnittene Drusenköpfe legt, — sogar die Banditen in den Abruzzen werden honette Leute, da jeder Börsenspekulant ihnen ins Handwerk pfuscht. Wo also im Leben noch einen bestimmten Typus, eine charakteristische, entschiedene Physiognomie finden? — Da lief ich unter die Schleichhändler und Factiosos, und wahrlich ich habe mich an Romantik so satt gesehen, daß ich davon Überfluß habe, und wenn ich noch zehn Jahre lang meine zukünftigen Philisterstunden damit würzen müßte!...“ In Durango wurde der Fürst dem Könige und Don Sebastian vorgestellt und dem Hauptquartiere General Marottos zugeteilt. Mit seinem alten Bekannten Custine⁴, der die Königin von Salzburg hergebracht hatte und mitten im Kriegsgetümmel historische Studien machte, traf er in Balmaceda zusammen. Nach unzähligen gefahrvollen und mühseligen Expeditionen und Streifereien durch Navarras und Castiliens Gebirge wollte sich der „Lanzknecht“ zu Cabrera begeben trotz einer bedeutenden Knieverletzung und der Beschwerden des Weges im fremden Lande. Durch allerhand Verkleidungen und Kriegslisten war er wiederholt dem Feinde ent-

⁴ Astolphe Marquis de Custine, der Enkel des Generals, machte damals Studien für sein Werk „L'Espagne sous Ferdinand VI.“ und schrieb 1843 sein viel diskutiertes und kommentiertes Buch „La Russie en 1839“.

ronnen, wurde jedoch in Bayonne entdeckt und nach Bordeaux gebracht, worauf er nach gegebenem Ehrenworte, nicht direkt nach Spanien zurückzukehren — was er für einen späteren Zeitpunkt wieder vorhatte, — nach Paris und Wien ging, wo ihn die Nachricht vom Verrate Marottos und vom Übertritte Don Carlos' auf französischen Boden traf. Er war somit seines freiwillig übernommenen Dienstes enthoben.

Er hielt nun endlich Rast, bald in seinem stillen Mariathal, wo er Kriegserinnerungen aufzeichnete, bald bei der Mutter auf Schloß Worlik und in Wien; aus dieser „staubigen und windigen Haupt- und Residenzstadt“, wie er seinen Geburtsort oft unhold nannte, schrieb er mit viel Humor über seine schriftstellerische Geltung an Kühne, der ihm einen Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gewidmet hatte: „... Dank sei es dem Freunde, auf einige Tage bin ich jetzt l'homme du jour, und die Leute wundern sich, daß ein so interessanter Mensch seit Jahren unbeachtet unter ihnen herumgeht! Man ladet mich zu déjeuner, dîner und Soirée per Carte ein, — jede femme supérieure will durch einen Zettel dem mysteriösen Capitän Wolf ihr Interesse und ihre Sympathien bezeigen. Den aber freut von Allem, daß ihn, den so viele mißverstanden und verkannt haben, doch wenigstens ein Freund richtig erfaßt und erkannt hat, — und dieser Freund sind Sie, mein lieber Kühne...“ Der Fürst hatte aber auch in der Heimat Freunde genug, die seinen Wert ermessen haben, unter seinen Waffengefährten, waren es die Grafen Bigot de St. Quentin⁵ und Thürheim, die ihn ebenso warm als treffend charakterisierten. Ersterer nannte ihn einen der interessantesten und edelsten Erscheinungen seiner Zeit „... weil in seiner Brust noch der alte, biedere, für alles Große und Ehrenvolle strebende Kriegsgeist lebt, der in der überklugen, nüchtern schachernden Gegenwart nur mehr als Gespenst umher spukt...“ Graf Thürheim beurteilte seine militärischen Schriften mit dem Blick und der Kennerschaft des Fachmannes und schätzte sie sehr hoch ein. Vom Erscheinen des ersten Bandes seiner Schriften⁶ berichtete er:

⁵ „Von einem deutschen Soldaten.“ Leipzig, Brockhaus 1847.

⁶ Aus dem Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechtes. Fidibuschnitzel als Merkzeichen aus meinem Gedenkbuche. 1844.

„Jenes Wanderbuch, Anfangs nur für Freunde als Manuscript abgedruckt — wanderte bald von einem Ende Deutschlands zum Andern, wie auch in die weitere Fremde, war überall mit hohem Interesse gelesen und erwarb dem Autor die wärmsten Sympathien aller edeldenkenden Leser . . .“ Und Hebbels strenges und unbestechliches Urteil lautete, nicht nur an den „Lanzknecht“, sondern auch anderen gegenüber mit stets gleicher Anerkennung; so schrieb er an Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein anlässlich der Vermählung ihrer Tochter Prinzess Marie mit dem Fürsten Konstantin zu Hohenlohe vor ihrer Übersiedlung nach Wien: „ . . . Ich bin begierig, wie der Kreis, dem sie zunächst wenn nicht ausschließlich angehört, sie zu schätzen wissen wird; danach wird der Kreis selbst zu schätzen seyn! Einen höchst bedeutenden Menschen wird sie finden; das ist Fritz Schwarzenberg, der sogenannte Lanzknecht, mit dem ich trotz mancher Differenzen seit zwölf Jahren ab und zu verkehre. Er hat mir erst kürzlich eins seiner gedruckten Manuscripte für Freunde gebracht, in dem höchst vortreffliche Sachen stehen . . .“

Des Fürsten so vielgestaltige Beziehungen zum Wiener literarischen Leben führten ihn auch in jenen geistig hervorragenden Kreis, der sich um Ottilie v. Goethe scharte; sie blieb ihm mit der vollen impulsiven Wärme und Freundestreue, die ihr eigen war, bis an ihr Ende zugetan, mochten beider leicht erregbare Temperamente noch so oft in hitziger Debatte — vorwiegend in politischen Fragen — aneinanderprallen. An Ottiliens Teetisch fand sich mit anderen bedeutenden Persönlichkeiten ebenfalls die Dichterin Betty Paoli ein, die gerade damals, zu Beginn der Vierzigerjahre, nach einer schicksalsreichen, traurigen Jugend, unter schweren Daseinskämpfen, ihre ersten Lorbeeren errungen hatte. Betty Paoli war eine durchaus ungewöhnliche Erscheinung, eine mehr imposante als liebliche Schönheit mit dunklem Haar und dunklen Augen, deren leuchtend tiefer, melancholischer Blick eine Ahnung ihres scharfen Geistes und ihrer weichen, empfindsamen Seele geben konnte, während ihr ganzes Wesen den Stempel ihres starken, mutigen Charakters trug. Hatten ihre Gedichte ihr auch reichen Dichterruhm gebracht, so mußte sie ihren Unterhalt sich dennoch mit Hilfe ihrer ausgebreiteten Li-

teratur- und Sprachkenntnisse, durch journalistische Arbeiten verdienen und da das mitunter ein gar hartes Brot war, hatte sie für einige Zeit im Josef Wertheimerschen Hause Aufnahme gefunden. Zu dieser geistvollen und in der Schule des Lebens frühzeitig gereiften Frau faßte Fritz Schwarzenberg bald so großes Vertrauen, daß er sie seiner greisen geliebten Mutter als Gesellschafterin empfahl.

Es ergab sich von selbst, daß Betty Paoli dem Sohne der Fürstin Marianne während der vielen langen Trennungen über die Mutter berichtete; daraus erwuchs eine regelmäßige, lebhafte Korrespondenz, die alle geistigen Interessen dieser zwei seltenen, fortan in unwandelbarer Freundschaft verbundenen Menschen umspannte⁷. Der erste Brief, den der Fürst der Dichterin nach Worlik, wo sie mit der Feldmarschallin weilte, schrieb, gibt ein so treues Bild seines Wesens und Schaffens, daß dieses kleine Selbstporträt hier eingefügt werden möge:

„St. Mariathal am 14. July 1843.

Der Empfang Ihrer freundlichen Zeilen, — mein theures, ich darf sagen, schon längst und aufrichtig geliebtes Fräulein Betty, hat mich recht inniglich gefreut! Auch ich hatte schon längst die Überzeugung, daß über kurz oder lang wir gegenseitig in nähere Berührung treten würden, und uns nähern müßten, ohne mir Rechenschaft geben zu können, woher mir diese Gewißheit komme; daß es geschehen solle, werde und müsse, wußte ich, obzwar das wann und wie mir unbekannt war.

Ich entnehme mit wahrer Freude, daß die Nähe meiner theuren Mutter und der Aufenthalt in Worlik Ihnen nicht allein nicht unangenehm ist, sondern auch in gewisser Beziehung zusagt. Ich glaube es vorausgesehen zu haben daß die Eigenthümlichkeit beyder Naturen, von meiner Mutter und der Ihrigen, wie anziehende Pole aufeinander wirken könnten und müßten, und freue mich darin mich nicht geirrt zu haben. Somit ist die Hauptsache günstig gestaltet, die übrigen Combinationen werden sich

⁷ Ein Teil der Briefe Betty Paolis an den Fürsten Friedr. Schwarzenberg ist in Band IX der „Schriften des literarischen Vereines“ erschienen. „Betty Paolis gesammelte Aufsätze.“ Eingeleitet und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien 1908.

nachträglich anreihen, und was sonst noch hie und da nicht paßt, fügt sich mit Zeit und Geduld.

Je länger und besser Sie meine Mutter kennen werden, desto deutlicher wird sich Ihrem Auge der metallreiche Kern dieser wahrhaft seltenen, höchst ausgezeichneten, wenn auch überaus schwer zu erkennen als leicht zu erkennenden Individualität ausprägen. Mir jedenfalls ist es eine überaus beruhigende Empfindung die Pflege dieses mir so theuren Wesens in geistiger und materieller Beziehung in Ihren Händen, den einzigen mir dazu geeignet scheinenden weiblichen, gelegt zu wissen.

Sie sind viel zu gütig und nachsichtig, liebe Fräulein, in Ihrer Beurtheilung meiner eigenen ziemlich miserablen Persönlichkeit. Sie kommen mir darin vor wie die wahren Aristokraten, welche dem armen Parvenu nicht seine unbedeutende Herkunft wollen fühlen lassen. Als, ohne Schmeicheley sey es Ihnen gesagt, — hoch und vornehm geborne geistige Aristokratin, reichen Sie gütig Ihre Hand, des innern eignen Adels tief bewußt, auch dem unebenbürtigen Spießbürger, und schämen sich nicht Ihr Wappenschild neben dem seinen aufzustellen. Das kömmt daher weil Sie, was ich längst erkannte, von ächtem wahren Seelenadel sind, — ich aber weiß recht gut, daß als Schriftsteller mir nur eine kleine Stelle unter dem reisigen Volke gebührt, und indem ich meine Feder demüthig senke, erkenne ich in Ihnen ehrerbietig den geharnischten, blank gewaffneten, federgeschmückten Herrn und Ritter. Ich bin überhaupt zu dem Schreiben gekommen, ich weiß nicht wie, denn wahrhaftig, ich war dazu nicht gemacht und noch jetzt kömmt mir, lasse ich mich dazu verleiten, vor als thäte ich etwas unrechtes, als stünde ich in schmutzigen Reisekleidern in einem Prunksaal, als wandle ich in einem Garten, wo Blumen und Früchte andern gehören, und aus welchem ich urplötzlich mit Schimpf und Schande hinausgejagt werden solle. Manchmal ist es mir wieder Bedürfniß, die Ergebnisse und Bilder meines bewegten, bunten Lebens auf dem Papier zu fixieren, ich buhle mit der holden Fantasie, mit der Litteratur, — die nicht wie mein legitimes Eheweib, sondern als holde Trösterin zuweilen kömmt, meine wunde Brust zu verbinden, meine mürben Glieder zu laben, — wir lieben und kosen, — und siehe da, es ist das un-

gerathene, außereheliche Kindlein fertig, welches dann zu meiner großen Angst und Noth in die Welt hinaus, und in derselben herumläuft, so gerne ich es auch nach der Hand verläugnen möchte! Einen einzigen Entschuldigungsgrund habe ich dabey, nämlich daß ich es gut meine, ich liebe um zu lieben, und so schreibe ich auch zuweilen um zu schreiben, — ich liebe und schreibe, weil ich zuweilen lieben und schreiben muß, und es nicht unterlassen kann! —

Was Sie mir über Custine sagen hat mich sehr interessirt. Ich kenne den Mann persönlich genau, weil ich einstens auf demselben Schiff meine Seereise in die Levante in seiner Gesellschaft machte. So sehr ich seine Talente und Kenntnisse schätze, so eine geringe Meinung hege ich von seiner tieferen Beobachtungsgabe. Um ein Land wie Rußland zu beurtheilen gehört sich mehr als einige oberflächliche Notizen und vor allem eine, nur einigermaßen befriedigende Kenntniß der slavischen Sprache und Litteratur. Um einen Mann wie den Kaiser Nicolaus, zu richten, muß man als Staatsmann, als Soldat, als Administrator, sich Erfahrungen gesammelt haben, welche der sonst sehr geistreiche und liebenswürdige Herr Verfasser in seinem Pariser Salon und Litterarischen Leben sich zu erwerben wohl wenig Gelegenheit hatte. Meine eigene Erfahrung hat mir gelehrt wie behuthsam und vorsichtig man in Beurtheilung fremder und unbekannter Nationalitäten zu Werke gehen müsse, wolle man nicht auf Abwege kommen, und am Ende ein irriges, unpraktisches, oberflächliches oder seichtes Urtheil mit, wenn auch glänzenden, flimmernden, aber dennoch gehaltlosen Phrasen, an den Tag legen. In Griechenland, Spanien, so neuerlich auf dem Preßburger Landtag, habe ich mich nur zu oft überzeugt, wie auf diese Art ganz gehalt- und grundlose, falsche und jeder praktischen Anwendung unzugängliche Ansichten als Axiome aufgestellt und lange als solche anerkannt werden, bis nicht der materielle Ausgang deren Absurdität handgreiflich erweist. Was übrigens bei Custine das Punctum Saliens seines Charakters ist, dürfte eine ganz andere, hier nicht zu berührende Triebfeder seyn! —

Meine kleine Pflanzung in meinem Kloster, meine landwirtschaftlichen Beschäftigungen, die Jagd, und zuweilen die Sitzun-

gen in Preßburg füllen einstweilen meine Existenz als letzten Mönch so ziemlich aus. Es ist herrlich grün, schattig und frisch in unseren Wäldern. Mit Anfang August gedenke ich in das Gebürg zu ziehen und den Genssen nachzusteigen, hoffe Sie vielleicht dann an den Ufern des Grundner Sees zu treffen, und mündlich den Dank für Ihre gütigen Worte zu wiederholen.

Withauer geht in einigen Tagen von hier ab. Mein Conterfey habe ich befohlener Maaßen Ihnen bereits zugesendet und lege mich sowohl in effigie als in Wirklichkeit Ihnen zu Füßen.

Fritz Schwarzenberg.

Bitte der Mutter zu sagen, daß Sie so viel Regen vom Himmel erbethen habe, daß mir 200 Centner Heu zu Grunde gegangen, und der Schaden an den March-Ufern unberechenbar ist.“ —

Die Sorge um Heu und Baumkulturen beschäftigten den Herrn von St. Mariathal nicht auf die Länge. 1841 hatte er das Lager von Liegnitz besucht und sehr eingehende Studien daran geknüpft, ein anderes Jahr war er bei den Manövern in Verona, während ihn im Winter 1846 ganz plötzlich der galizische Bauernaufstand von den Wiener Faschingsfreuden zum blutigen Waffentanz an die Seite seines alten, väterlichen Freundes Erzherzog Ferdinand nach Lemberg unwiderstehlich rief. In seinem sehr interessanten „Tagebuch“ hat der „Lanzknecht“ alle Greuel der Verwüstungen und Gewalttätigkeiten dieses Insurgentenkrieges, sowie das rasche, siegreiche Eingreifen Benedeks lebendig geschildert und aus den Schrecken der Gegenwart das Unheil der Zukunft richtig prophezeit. War er bei diesen sich kurz und tragisch abspielenden Ereignissen nur als Berater und Beobachter anwesend, so führte ihn im nächsten Jahre der Schweizer Sonderbundeskrieg mitten hinein in die Reihen der Kämpfenden und verwickelte ihn in unsägliche Mühsal und Gefahren. Schon lange vor Ausbruch des Krieges hatte er an den Zusammenkünften des Bundesrates teilgenommen, denn, wie er sich selber ausdrückte, war er tief davon durchdrungen: „... Daß am Vierwaldstättersee und am St. Gotthardt auch die Sache Oesterreichs mitbekämpft und vertheidigt würde, und daß die Diplomaten der conservativen Mächte diesen Vorposten so ohne Vertheidigung ließen, war nicht nur ein politischer sondern ein strategi-

scher Fehler . . .“ Im Herbst 1847 erhielt er ein Einladungsschreiben der Schweizer katholischen Stände zu ihrem Kriegsrate und Erzherzog Johann schlug ihn dem Fürsten Metternich zum Oberkommandanten der Sonderbundtruppen vor. Aber die Bedingungen, die Fritz Schwarzenberg bei den betreffenden Verhandlungen mit dem Staatskanzler an die Annahme des Kommandos knüpfte: die Lieferung einer bestimmten Anzahl von Waffen und Geschützen, sowie zwei Millionen Gulden, stießen auf Widerstand. So hat er allein und als Freiwilliger „sich entschlossen“, wie Fürstin Melanie Metternich in ihr Tagebuch schrieb, „seinen Degen dem Sonderbund zur Verfügung zu stellen, und ist über Mailand nach der Schweiz abgereist. Möge Gott ihn geleiten und den Kreuzzug segnen . . . Gott weiß wohin das führen wird!“ — — Zu Sieg und Segen führte es jedenfalls nicht! Fritz Schwarzenberg machte die Expedition gegen Airolo an der Seite Emanuel Müllers mit und focht als Adjutant des Generals Salis Soglio bei Gislikon; aber die kleinen Kantone wurden trotz tapferen Widerstandes von den großen Kantonen überwältigt und der „Lanzknecht“ mußte unter den schwersten Anstrengungen nach Italien fliehen, wo er von Domo d’Ossola aus am 26. November mit unverwüstlichem Humore schrieb: „Gott sei getrommelt, gepfiffen und gejubelt, — ich bin mit unendlichen Beschwerden und Gefahren kämpfend, in der Nacht gestern über den Simplon gelangt, und unsern erbitterten Verfolgern, — mich wie ein Murmeltier durch den Schnee grabend, — glücklich entronnen! — Unter diesen Verhältnissen ist aber eine Promenade von St. Gotthardt über die Furca und den Simplon, stets den Feind mit Strang und Kugel hinter sich, die Eisfelsen und Schneewände v o r sich, — wahrhaftig keine Lustparthie zu nennen . . . Morgen gedenke ich nach Mailand zu gehen, um eine Beschreibung von dem Unheil zu machen, welches papierene Unterstützungen ohne metallene Hülfe in Silber, Gußeisen und Blei anrichten . . .“ In Mailand erlebte Fritz Schwarzenberg gleich zu Beginn des Jahres 1848, im Anschluß an den „Tabakkrawall“ wiederum Aufruhr und Blutvergießen; die bedrohlichen Erscheinungen wirkten um so tiefer auf ihn, als er schon 1846 in Galizien ein noch weiteres, unheilvolles Umsichgreifen der Bewe-

gung kommen sah, wie er zehn Jahre später seinem „lieben Freund und Waffenbruder“ Benedek geschrieben hat: „... Das Gefecht bei Gdow und der Marsch auf Krakau haben die große Revolution auf ein Jahr hinausgeschoben. Daß man dieses Jahr nicht besser benutzte — das gehört auf ein anderes Kapitel...“ So warnte er in Mailand: „In Afrika und Spanien habe ich bereits derlei gesehen, aber ich predige tauben Ohren. Man kennt die Revolution nicht...“ Ende des Winters, als er in Wien eintraf, harrten seiner Leid und Kummer auf der heimatischen Schwelle, seine hochbetagte Mutter war hoffnungslos erkrankt und das Wiedersehen galt dem letzten Abschiede. Betty Paoli, die in warmer Ergebenheit die Fürstin betreute, schrieb wenige Tage vor ihrem Tode, am 29. März, mitten unter den Wirren der Revolution, an Baronin Irma Prokesch: „... Das einzige Gute in diesem Meer von Trübsal ist, daß die Fürstin ihren Zustand nicht kennt. Eine unsägliche Bekümmerniß ist mir auch, die beiden Fürsten Carl in Italien zu wissen; die Nachrichten, die wir von dorthier erhalten, sind schrecklich. Gestern brachte ein Curier die Anzeige, Mailand sei nach einem ungeheuren Blutbade genommen worden... Hätten wir nur erst direkte Nachrichten von Fürst Carl! Die gestrige Zeitung meldet, er sei von Brescia nach Mailand aufgebrochen; das konnt ich der Fürstin glücklicherweise unterschlagen. Von dem jungen Fürsten wissen wir gar nichts; vor dem Ausbruche des Unheils stand er in Lodi, also ganz nahe bei Mailand. Fürst Fritz ist hier und in dem aufgeregtesten Zustand, den Sie sich denken können; Fürst Edmunds Schmerz ist gehaltener, gefaßter, aber er ist im Kern seines Lebens getroffen. Im Ganzen würden Sie Wien kaum wiedererkennen, aus dem „Capua der Geister“, wie es Grillparzer nannte, ist eine città dolente geworden...“ Am 2. April 1848 hatte die Feldmarschallin die Augen geschlossen und wurde in Worlik, an der Seite ihres Gemahls beigesetzt. Nach Erfüllung dieser letzten, schmerzlichen Pflicht litt es den Fürsten nicht länger in Wien und er eilte nach Tirol, stellte sich dem dortigen Landesverteidigungsausschuß zur Verfügung; von Erzherzog Johann und General Roßbach freudig begrüßt, beteiligte er sich als einfacher Landschütze an den Kämpfen. In sein „Tagebuch“

schrieb er damals in Wien: „Mein liebes Mütterlein ist gestorben, — somit auch dieses liebe Band gelöst, und ich kann frei die Anker lichten, die mich an diesen fluchbeladenen Boden knüpfen! — Auch die Sündfluth ist bereits in vollen Strömen hereingebrochen.“ Die Stellungnahme Fritz Schwarzenbergs zum Wiener Sturmjahr 1848, der er oft temperamentvoll Ausdruck gegeben, spiegelt sich besonders deutlich in folgendem Brief an Hebbel wieder: „Dank für das zurückgesendete Manuscript, lieber Doctor und Freund und die gegebene freundschaftliche Warnung und Rüge — muß sie theilweise anerkennen, werde sie jedenfalls befolgen und die Stelle streichen, obzwar, ich gestehe es offen, sie mir dennoch aus der Seele geschrieben bleibt, aber jedenfalls zu jenen Dingen gehört, die man wohl fühlen, aber nicht aussprechen darf! Sie müssen nicht vergessen, lieber Doktor, daß ich einem Lande angehöre, in dem noch manche Stoffe aus der alten Hussitenzeit übrig geblieben sind. Ich bleibe dabei, läge es in meiner Macht, läge die Aula in Schutt, und der leere Platz hieße der „Schandplatz“ auf ewige Zeiten! Ich habe Mailand brennen sehen, manchen Jammerscenen in Ungarn beigewohnt und gewiß mit blutendem Herzen, — Wien aber, das Schandnest mit seinen ebenso niederträchtigen als stupiden Bewohnern, gehört in eine ganz andere Kategorie. — — — Eine Bevölkerung von einer halben Million, welche sich von einigen hergelaufenen, fremden Schwätzern zum Treubruch und Undank sogar gegen sein eigenes Interesse verleiten läßt, verdient keine Schonung noch Mitleid.“ — Es ist, als hörte man statt des selbständig und eigenrichtig denkenden und fühlenden „Lanzknechtes“ Metternichs Erklärung, daß die Märzereignisse das Werk irregeleiteter Studenten, unklarer Köpfe, redesüchtiger Bürger seien, fremde Tonangeber und Polen hätten alles geleitet! Daß Fürst Schwarzenberg als Konservativer und Legitimist der Revolution nicht das Wort reden konnte, ist ebenso selbstverständlich wie, daß er ihre Ausschreitungen auf das schärfste verdammen mußte; daß er dabei aber lediglich den Soldaten und Autoritär herauskehrte und in der ganzen Bewegung nichts erblickte als die schwer verletzte Disziplin, während er die schwer verletzten Menschenrechte, um die es sich handelte, vollkommen übersah, ist um so

unbegreiflicher, als er, nach dem schon erwähnten sehr richtigen Worte Laubes, die Dinge stets bis an die Wurzel verfolgte, und das nimmt gewöhnlich auch dem leidenschaftlichsten Urteile die Einseitigkeit. Und man konnte diese in so hohem Grade nicht bei ihm vermuten, nachdem er Bauernfeld vor dem Jahre 1848, wie dieser sich ausdrückte, „oft vorgepredigt“ hatte: „Nichts durch das Volk, Alles für das Volk ist eigentlich die Devise der Besseren aus den Adelskreisen!“ Da aber die Fülle der Gegensätze in seiner reichen Natur unerschöpflich war, so ist der Fürst trotz seiner durchaus konservativen Richtung mit Laube und Kühne befreundet gewesen, wie mit Hebbel, dessen überlegener Geist die Wirrsale aller Parteiungen klar durchleuchtete und der, so sehr er gegen die Übergriffe und Verbrechen der Revolution Front gemacht, sich ebenso deutlich gegen die Ultrakonservativen auflehnte. Auch Lenau war und blieb immer der Dichter nach des „Lanzknechts“ Herzen, obwohl er den Tag der Freiheit so heiß wie Anastasius Grün herbeigesehnt hatte, daß ihm selbst in seine Krankenzelle Bauernfeld die Botschaft zugerufen: „Lenau, wir sind frei!“

Nachdem Radetzky's Siege die Verteidigung Tirols nicht mehr nötig machten, begab sich Fritz Schwarzenberg nach Mailand und 1849 nach Ungarn, wo er im Sommer als Ordonnanzoffizier Haynaus die Schlachten bei Raab und Komorn und das Gefecht bei Puzta Herkály mitmachte. Der Herbst traf ihn wieder in Tirol beim Bregenzer Hauptquartier, späterhin begleitete er seinen Bruder Carl, der Gouverneur in Mailand geworden war. Anfangs der Fünfzigerjahre — er hatte inzwischen den Charakter eines Generalmajors erhalten, kehrte er in seine Waldeinsamkeit nach Mariathal zurück. Die Wintermonate verbrachte der Fürst meistens in Wien; freilich nicht mehr da, wo er dereinst mit seiner Mutter gewohnt hatte, im Jakoberhof, an dessen alte Mauern die Kugeln der Kroaten geschlagen, im Oktober des unseligen Jahres 1848, das ihm so viel genommen. Die traurigen Veränderungen verleideten ihm den Aufenthalt, dem auch lebensfrohere Altersgenossen nicht viel Gutes nachsagten; Bauernfeld schrieb 1858: „In Wien geht nichts vor . . . Das alte Wien hat sich ausgelebt und das neue ist leider noch nicht fertig.“ Des

Fürsten sich mehr und mehr umdüsternde Stimmung übertrug sich sogar auf seine Umgebung. Über der Türe seines Wohnzimmers standen Virgils klassische Worte: „Fuit Ilium, Troes Fui-mus“. Vielleicht half ihm der stete Hinweis auf die Vergänglichkeit aller Größe, das eigene Leid leichter zu ertragen; denn das Unglück wollte es, daß er viel Liebes verlieren mußte. Sein ihm so teurer Bruder Carl starb, als Gouverneur von Siebenbürgen 1858, das Jahr darauf sein verehrter Gönner Erzherzog Johann, 1860 sein intimster Freund, der siebenbürgische Hofkanzler Baron Samuel Josika, ein feingebildeter, ritterlicher Magnat, dessen Bedeutung Metternich mit den Worten an Fiquelmont zusammenfaßte: „Les esprits les plus droits, que l'Empereur puisse consulter sur les affaires hongroises, ce sont le Comte George Apponyi et le Baron de Josika, hommes que je déclare être à toute épreuve. Je n'ai dans ma longue pratique point appris à en connaître un troisième.“

Nicht zum mindesten bedrückte es des Fürsten Gemüt, daß der politische Horizont sich immer bedrohlicher verdunkelte: „Im Jahre 1866“, so schrieb Graf Thürheim, „war der letzte Mönch von Mariathal bereits ein kranker, gebrochener Mann, der mit seinem oft erprobten Ritterschwerte in der Faust, nicht mehr dienen konnte; doch reichte ‚der alte Guerillo‘ in fortwährender geistiger Tätigkeit, noch einen meisterhaften Plan über Organisation und Verwendung des Landsturmes dem Kriegsministerium ein.“ Das Kriegsunglück seines geliebten Vaterlandes blieb nicht der letzte Schmerz, von dem sein Alter getroffen wurde. Im Oktober 1867 fand in Wien die feierliche Enthüllung des Denkmals seines Vaters statt und wie Ministerialrat Bernhard v. Meyer in seinen Memoiren⁸ erzählte: „... wurde bei allen Ehren, die man an diesem Tage der ganzen fürstlichen Familie Schwarzenberg erwies, der älteste Sohn des gefeierten Siegers, der siebzigjährige gebrochene Greis, der Kämpfer für Wahrheit und Recht, der in weiten Kreisen bekannte, geistreiche Schriftsteller Fürst Friedrich Schwarzenberg, vollkommen vergessen.“ Er überlebte den Tag, den er schwer verwand, um zweieinhalb Jahre und starb vor Ausbruch des deutsch-französischen

⁸ Wien und Pest 1875.

Krieges in Wien am 6. März 1870. Selbst in seiner Todesstunde beschäftigte ihn die politische Konstellation Österreichs und die Grundlinien seiner Anschauungen und seines Wesens traten noch einmal, unter den letzten Worten, die er sprach, zutage: „Als er sein Ende herannahen fühlte“, so erzählte Bernhard v. Meyer weiter, „ließ er alle Beamten und Bediensteten an sein Bett kommen, bat sie um Verzeihung, falls er sie gekränkt oder verletzt haben sollte. In Thränen aufgelöst standen sie umher, als ihr gütiger Herr mit dieser seiner mit schwacher Stimme vorgebrachten Abbitte zu Ende war, blickte er noch Alle einmal freundlich an und rief dann lauter: ‚Nun, meine Freunde geht, und grüßt mir noch den — Giskra!‘ — — Wenige Stunden darauf war er geschieden und wurde nach einer militärischen Leichenfeier in Wien, in der Gruft zu Worlik, wieder mit den Seinen, die ihm im Tode vorangegangen waren, vereinigt.“

An Nachrufen hat die österreichische Presse nach seinem Heimgange nicht allzuviel geleistet, aber viele von den bedeutenden Menschen, die dem Fürsten nahegestanden, haben seinem Andenken ein ernstes, treues Wort gewidmet. Sehr treffend schrieb Ida v. D ü r i n g s f e l d : „. . . Es giebt Menschen, welche man nie bei ihrem Titel und vollem Namen nennt, Fürst Friedr. Schwarzenberg hieß trotz seiner sämtlichen Ehren und Würden, überall kurzweg Fritz Schwarzenberg . . . Ebensowenig wie die Sucht nach hohem militärischem Range empfand er das Gesetzgebungsieber unserer Zeit, dessen Symptom das Bedürfnis ist, gewählt zu werden. Er meinte schließlich, er sei zu alt, um sich in die neue Zeit schicken zu können, und mochte sich selber vorkommen wie ein Anachronismus, wie ein vom Mittelalter übrig gebliebener Paladin . . .“ Dies bezog sich auf seine 1861 erfolgte Berufung in den böhmischen Landtag, die er mit einer Antwort an seine Wähler ablehnte, die sein politisches Glaubensbekenntnis enthielt. —

In seiner Biographie Hebbels mußte sich Emil K u h auch mit der Erscheinung des „Lanzknecht“ auseinandersetzen, aber er hat mit merklichem Widerstreben ihm seine Reverenz erwiesen und fügte der Charakteristik einige Momente ein, die mit dem Bilde, das wir sonst von dem Fürsten besitzen, nicht stimmen

wollen; er schrieb z. B.: „. . . Er wäre immerhin fähig gewesen, einem armen Juden, der am bemoosten Brunnen des Herrenhauses stand, ein Auge auszuschießen, um die Armbrust zu versuchen, wogegen er das Rößlein des Husaren, wenn es ein Eisen verloren hätte, gegen eine Verletzung des zierlichen Hufes geschützt haben würde . . .“ Renommistischer Hochmut und leichtfertige Grausamkeit lagen weitab von ihm, den selbst in der Hitze des Kampfes und der Notwehr menschliches Empfinden nie verlassen hat. Als er in Algier auf schmalem Felsenrand mit einem Araber hart zusammenstieß und den Feind in den Abgrund schleudern mußte, um nicht selbst hinabgeschossen zu werden, tat ihm der Schrei des Abgestürzten lange noch im Herzen weh, denn das Bürschlein war noch gar so jung gewesen! — In seiner „Morgenpromenade“⁹ auf der Wiener Bastei schildert er alle Arten von Tapferkeit und Kaltblütigkeit, die der größte Heldenmut der Menschen gezeitigt hatte; wie er über dieses Thema nachdenkend — bei dem er als Kenner wohl gelten durfte — dahinschritt: „. . . rauschten im faltigen, grauen Gewande zwei Frauengestalten an mir vorüber; — ein weißes Kopftuch umhüllte das Haupt, am Gürtel hing der Rosenkranz mit dem Kreuze des Erlösers; sie kommen von einem Sterbebette, wo sie getröstet, und gehen zu einem Krankenlager, wo sie pflegen, sie trotzen dem stillen, lautlosen Feinde, nicht um zu tödten, um zu helfen. Nicht das kochende Blut, — nicht stürmischer Ehrgeiz, — nicht der augenblickliche Rausch der Begeisterung verhüllt hier die Gefahr, mindert die Anstrengung, — nicht im Feuer erglühend, — nicht umrauscht vom Trompetengeschmetter der Schlacht erscheint hier der eisengepanzerte Todesengel. — Nein! er lauert diesmal blaß, hohläugig, giftathmend hinter dem Siechbett, nicht sieg jubelnd oder im Donner der Geschütze die Todtenklage verkündend, ist der Abschied von der Welt; — nein! nur das Sterbeglöcklein mahnt, leise und unwillkommen vom Kirchturm die heitere, lebenslustige, beschäftigte Menge, daß in diesem Augenblicke ein Bruder oder eine Schwester von hinnen scheidet! — Ja, dachte ich, unter d i e s e n grauen Falten schlägt

⁹ IV. Teil des „Wanderbuches“.

ein noch festeres, edleres Herz, als unter dem Waffenrocke des Kriegers, der Schiffsjacke des Seemanns, und dem Pelzwanse des Bärenjägers . . . Die Palme reicht die Gottheit selbst jener Selbstaufopferung, die für den leidenden Bruder duldet und trägt und zugleich mildert und tröstet . . .“ So denkt und fühlt nur eine edle, durchaus humane Natur, und Laube, der in allem Kuhs Widerpart gewesen, spricht am liebsten von des „Lanzknechts“ unverwüstlich gutem Herzen, in Friedens- und Kriegszeiten und daß er selbst dem Gegner nie ein Atom von Gerechtigkeit versagte. — Vielleicht nur mit Ausnahme der Wiener Achtundvierziger! — — Fritz Schwarzenberg wurde eben wie jede starke Persönlichkeit und ausgeprägte Individualität, die fern von den breiten Bahnen der Dutzendmenschen ihren eigenen Weg geht, sehr verschieden beurteilt; aber die Ritterlichkeit und innere wie äußere Vornehmheit seines Wesens, wie Franz Liszt sie mit den Worten bezeichnete: „l’*prince* Fritz Schwarzenberg est toujours demeuré un *exemplaire à part d’honneur chevaleresque et d’esprit grand seigneurial*“, wurde von allen übereinstimmend betont. Diejenigen, die ihn von Jugend an kannten, fanden sogar für seine Fehler die Erklärung in seinen hohen geistigen und Gemütsqualitäten, Prokesch schrieb in sein Tagebuch: „Mit Fritz Schwarzenberg. Ich liebe diesen geistreichen jungen Mann, der eine schwere Schule der Verirrungen durchging, eben weil er mehr Kopf und Herz als die meisten hat.“ Opportunisten und gewöhnliche Streber konnten ihn ebensowenig verstehen, als der kurzsichtige und schwunglose Philister, dessen höchstes Menschheitsideal im Karrieremachen gipfelt. — Dieser rätselhafte Prinz! — er ist in die Welt hinausgetreten:

„. . . mit einer Hand,
Die alle uns’re Ehren spielend pflückte,
Und einem Blick, der sprach: Ich mag sie nicht!“

Auf die Sonnenseite des Lebens hatte ihn das Schicksal gestellt und er flüchtete vor den sengenden Strahlen in den Schatten. Ob er es bewußt oder unbewußt getan — jedenfalls war es so. Er teilte das Los so mancher phantasievoller und gemütsiefer Söhne

allzu berühmter Väter, die von der Glorie der großen Vergangenheit den Übergang nicht finden konnten zu den Forderungen des nüchternen Alltags und der gewöhnlichen menschlichen Ziele. Als Mann der Tat, als Soldat mit Leib und Seele fand er in seinem leidenschaftlich geliebten Vaterlande keine Aufgaben zu lösen, die seines gewaltigen Kraftaufwandes würdig gewesen wären. Er war daheim mit seinem Tatendurst „zwischen die Zeiten gefallen“; so rührte er Faust und Degen in der Fremde, aber sein Herz blieb in Österreich, und zwar in Alt-Österreich, in fernen heroischen Zeiten, wohin sich seine Sehnsucht immer wieder verirrte. — Und das brachte den merkwürdigen Kontrast in sein Leben, daß er, der im Gegenwartsdasein in nimmermüder Betätigung und Kraftäußerung sich nicht genug tun konnte — zugleich jeden Augenblick in Rückblicken, in historischen und persönlichen Vergleichen zwischen einst und jetzt, in sentimentalischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen sich verlor. Wie ein Ausklingen empfindsamster Wertherstimmung mutet einen sein: „Pompeji der Gedächtnißpfänder“ an — die Schilderung seiner großen Tischlade, in der der ritterliche Haudegen seine liebsten Andenken gesammelt hatte. Seine Schriften sind ganz durchwoben von all den Rückblicken an vergangenes Glück und Leid und seine Dichternatur offenbart sich darin am schönsten. Dazu kam bei ihm ein ganz ungewöhnliches Naturgefühl; Berge und Wald, Luft und Wasser, wildes und zahmes Getier schildert er liebevoll mit Malerauge, Jägerblick und Poetenfeder. Weniger gut als mit den Naturgewalten kommt er auch hier mit den Menschen aus — seine Schilderungen des high life tragen allzu sehr den Modegeschmack seiner Zeit und seine deutschen Bauern sprechen ein wenig zu konventionell — dagegen schauen seine ungarischen Pußta- und Soldatengestalten prächtig urwüchsig drein. Heines Einfluß ist nicht zu verkennen, auch die Abneigung gegen reisende Durchschnitts-Engländer und -Engländerinnen teilte er mit ihm, obwohl sein innerstes Wesen sonst von dem Dichter des Atta Troll weit entfernt gewesen ist. Manchmal bricht bei ihm ein Laut durch, der wie ein Vorbote Scheffels klingt, wenn er seine Flucht in die unberührte, freie Natur hinaus, vor der „Papier-Professoren- und Philisterwelt“, jubelnd

verkündet oder wenn er sich des alten, deutschen Trinkliedes freut. — Auf seine Gebirgsfahrten begleitete ihn stets ein Band Lenau und Kobells mundartliche Verse, auch Laubes kernige Worte — aber nicht Laube der Dramatiker, sondern Laube der Jäger fand noch Platz in seinem Rucksack, denn der „Lanzknecht“ jagte ebenso passioniert wie sein Vater oder seine Brüder. Darum war das freudigste Zusammentreffen der drei Fürsten Fritz, Carl und Edmund in späteren Jahren stets in den Alpen und im freien Revier gewesen; ihre gemeinsame Bergfreude lag ihnen wohl von der Mutter her im Blute, die einem alten oberösterreichischen Geschlechte entstammte. Und nicht nur in der Jagd- und Naturbegeisterung waren die Brüder einig, in allem hielten sie unerschütterlich zusammen. Was der Feldmarschall seinem ältesten Sohne, der noch ein Knabe war, in einem Schreiben ans Herz gelegt: „... sei redlich und treu bis in den Tod, heiter und standhaft im Unglück, bescheiden im Glücke, beschütze Deine guten Brüder, sei nur glücklich in ihrem Glücke...“ das hat er im reichsten Maße sein Lebenlang befolgt. In warmen, einfach bescheidenen Worten hat er sein Gefühl ausgesprochen, da er sein erstes „Wanderbuch“ „dem Kürassier und dem Grenadier“ widmete: „Euch, meine lieben Brüder, mein herzlieber Carl, mein theurer Edmund! — sind diese Blätter geweiht, die ich flüchtig aufgezeichnet habe in den Raststationen meiner bewegten Lebens-Marschroute. Ich habe auf derselben immer zurückgeblickt nach unserer Aufbruchstation, aus der wir zusammen ausmarschirten, mit Liebe und Segen von unsern theuren Aeltern für den schweren Marsch verpflegt... Für Euch sind diese Blätter niedergeschrieben, und Euch werden sie einst, wenn es heißt:

„Er ging durch den Todesschlaf
Zu Gott ein, als Soldat und brav,“ —

als Erinnerung und Andenken bleiben.“ — — —

Fritz Schwarzenbergs Schriften, die nur noch als bibliographische Rarität in wenigen Exemplaren verstreut sind — sie sollten neu auferstehen, nicht in jenen jetzt so sehr beliebten volkstüm-

lichen Massenaufgaben, das wäre nicht nach dem Sinne des „letzten Ritters“ — sondern in vornehmer Anordnung und Ausgabe. Sein Bild sollte seinen Werken voranstehen und das stolze Wappen der Schwarzenberg, in dessen Herzschild Österreichs Wappen aufzunehmen seinem Vater von Kaiser Franz verliehen wurde — hatte doch auch der „Lanzknecht“ stets Österreich im Herzen getragen! — Darunter sein scharfes Schwert und seine scharfe Feder, von einem Lorbeerreis umwunden und von der blauen Blume der Romantik, die seine Seele suchte lebenslang! — —

* * *

Zu den merkwürdigsten Schriftstellern jener Tage — origineller Schilderer von Erlebnissen und Reisen, Erzähler, zeitgeschichtlicher Beobachter, reich an originellen Gedankensplittern — zählt „Der verabschiedete Lanzknecht“, d. i. Fürst Friedrich von Schwarzenberg, der älteste Sohn des Anführers der Österreicher in der Leipziger Schlacht. Fürst Friedrich von Schwarzenberg veröffentlichte eine stattliche Anzahl von Bänden — alle ohne Nennung seines Namens auf dem Titel, da aber speziell sein Hauptwerk unter dem Pseudonym „eines verabschiedeten Lanzknechtes“ erschien, heißt er schlechthin gewöhnlich nur „der Lanzknecht“. Aber seine Bücher sind fast alle nur Manuskriptdrucke, hergestellt die meisten aus ihnen in einem kleinen einheitlichen 8^o (mit vignettegeziertem lithographiertem Innentitel), gebunden dann in illustriertem Karton — und fast alle wurden nur als Geschenke des Verfassers an liebe Freunde abgegeben, so daß sie sich daher im Antiquariat nur selten finden und besonders rar sind im schönen ursprünglichen Originalkartonzustande. Da ist zeitlich zunächst zu nennen der Manuskriptdruck aus 1831 (hergestellt in Wien bei Leopold Grund): „Rückblicke auf Algier und dessen Eroberung durch die königlich französischen Truppen im Jahre 1830“, ein grauer Pappband, der auf dem vorderen und rückwärtigen Deckel (ohne jeden Text — Titel hat der Einband nur auf dem Rücken) zwei — Algier charakterisierende — Zeichnungen zeigt (unsigniert wie auch die Titelvignette); überdies hat aber der Band auch zwei große gefaltete Karten. (Und speziell von diesem Werke ist dann sechs Jahre später unter dem gleichen Titel, aber mit Verfasserbezeichnungszusatz „Von einem Offizier aus dem Gefolge des Marschalls Grafen Bourmont“ in „Wien Bey Schaumburg und Comp., 1837“ in Lex.-8^o [VI [Vorwort der Buchhandlung] + 216 pp.) gleichfalls mit zwei Karten, zahlreichen lithographierten Vignetten im Text und dem Porträt Hussein Pasha's [letzten Deys von Algier^c] als Titellithographie ein Neudruck als allgemein käufliche Ausgabe erschienen.) — Dann käme zeitlich weiter bibliophil in Betracht der Manuskriptdruck: „Fragmente aus dem Tage-

buch während einer Reise in die Levante... Leipzig 1837.
 Gedruckt bei W. Haack“, zwei Bände, jeder von ihnen mit besonderem
 Titelblatte, aber auf keinem der beiden eine Bändebezeichnung, aber auf
 jedem dieser Titelblätter sowie auf der Textschlußseite jedes der beiden
 Bände eine besondere, schöne (unsignierte) Titelvignette (charakteristische
 Frauenbildnisse darstellend); die grauen Kartonbände dann vorne und
 rückwärts mit (4) dem Inhalt angepaßten, sehr kräftigen Zeichnungen
 versehen. (Und von diesen zwei Bänden „Fragmente..“ wird 1856 in
 Wien bei Leopold Grund ein neuerlicher Manuskriptdruck
 hergestellt, wieder in 2 — als solche auf dem Titel aber nicht bezeichneten
 — Bänden, — in einem etwas größeren Oktav, aber wieder mit ganz den-
 selben Vignetten zu Anfang und zu Ende und auch wieder in ganz den
 gleich-bebilderten Kartonbänden — „Gedruckt als Manuskript von 1837“
 heißt's dann bei diesem Neudruck im Innern auf den lithographierten
 Haupttiteln.) — Und den „Fragmenten.. 1837“ folgt jetzt zeitlich die
 Hauptpublikation (gedruckt bei Franz Edlen von Schmid):
 „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanz-
 knechtes, als Manuskript, Wien 1844—1848“, 5 Bände. (Band 1—2:
 1844; Band 3—4: 1845; Band 5: 1848 — und dieser letzte Band hat dann
 den Titel: „Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechtes —
 5. Teil — als Supplement zum Wanderbuch. — Manuskript 1848“). Die
 Innen-Haupttitel dieser 5 Bände zeigen fünf hochkünstlerische wechselnde
 Innentitelvignetten — die erste aus ihnen (den schreibenden Lanzknecht
 darstellend) signiert mit Peter J. N. Geiger. Die 5 lichtbraunen Original-
 pappbände (auf deren Rücken die Bändebezeichnung) bieten dann auf
 Vorder- und Rückendeckel 10 künstlerisch ganz hochvollendete Zeich-
 nungen (zum Inhalt der Bände im Einklang stehend), von denen die zwei
 des ersten Bandes signiert sind mit „A. Haala 1843“, während die Zeich-
 nung des Vorderdeckels des 4. Bandes die Signatur „J. P. N. Geiger“
 lesen läßt. — Dem „Wanderbuch“ folgen dann (gedruckt bei Grund) die
 sechs Faszikel (Bände) „Antediluvianische Fidibusschnit-
 zel von 1842—1847 als Manuskript für Freunde 1850“ — ausgegeben in
 sechs weißglänzenden Originalkartons, die innerhalb einer rechteckigen
 gotischen Goldumrahmung vorne den Titel, rückwärts die Zeile „von
 1842—1847“ lesen kann. Die Innentitel dieser sechs Bände, deren jeder die
 Faszikelzahl (I—VI) angibt, zeigt eine (unsignierte) in allen sechs Bänden
 sich gleichbleibende Vignette, einen in einer Laube sitzenden Militär dar-
 stellend, ihm gegenüber ein Mann in Zivil. (Diese „Antediluvianischen
 Fidibusschnitzel“ sind Dr. Gustav Kühne gewidmet, man sieht darum in
 dieser Vignette in dem in der Laube sitzenden Militär den Lanzknecht,
 im Mann in Zivil Dr. Kühne.) — Neun Jahre nach diesen „Antediluviani-
 schen Fidibusschnitzeln“ folgt dann wieder ein äußerst selten sich finden-
 der Band „Jagd ausflüge, als Manuskript 1859“ mit einer quadrati-
 schen Innenvignette (Art. Anst. von Reiffenstein & Rösch, Wien) —

Titel und Vignette mit zarter grüner Arabeskenverzierung; der vordere und rückwärtige Deckel des grauen Kartonbandes zeigt dann in grüner Umrahmung ohne jeden Titel (dieser findet sich nur am Einbandrücken) je eine charakterisierende Zeichnung (Jäger — bzw. Sennerin). — Zwei Jahre nach diesen „Jagdausflügen“ erscheint dann — aber abweichend im Format, in einem Gr.-8^o (in grauem bedrucktem Umschlag ohne jede Zeichnung, lediglich mit zarter Randeinfassung — der Innentitel auch nicht lithographiert, sondern einfach gedruckt) der umfangreiche Band (360 pp.) „Reminiszenzen. Fragmente eines Tagebuchs. (Rechtsseitiges Motto: Drei Zeilen aus Heines Buch der Lieder). Als Manuskript gedruckt. Wien, Druck von F. B. Geitler 1861“, und zwar setzt sich der Inhalt zusammen zunächst aus einer Widmung, beginnend, „Dir, lieber Felix“ . . ., dann aus langen persönlichen Lebenserinnerungen, betitelt „Vergangene Tage“ (pag. 1—241) und weiter dann aus 8 kleineren Skizzen, zum Teil novellistischer Art, deren etliche aber auch das okkulte Gebiet unheimlich streifen. Dieser Band „Reminiszenzen“ ist aber nicht zu selten¹⁰ — drei Jahre später erschien sogar von ihm eine der Öffentlichkeit zugänglich gemachte neue (Titel-)Ausgabe „Wien, Druck und Verlag von F. B. Geitler 1864“, der auch auf dem Titelblatt die Worte „Als Manuskript gedruckt“ fehlen, überdies enthält diese neue Ausgabe auch ein Vorwort des Verlegers, das kurz vermerkt, daß es dem Verlag gelungen, den Autor (er wird aber nicht genannt) zu bewegen, seine Aufzeichnungen allgemein zugänglich zu machen. — Ein Jahr nach der Erstausgabe der „Reminiszenzen“ folgen dann weiter, gedruckt in Wien bei Karl Gorišek „Postdiluvianische Fidibusschnitzel. Als Manuskript für Freunde, 1862“ in 2 schlanken Bänden (erstes Faszikel von 1849 bis 1854; zweites Faszikel von 1855—1860) in der äußeren Kartonbandausstattung ganz wie die „Antediluvianischen Fidibusschnitzel“, vorne und rückwärts gotische Goldumrahmung um Innentitel und Druck, nur daß das Papier dieses Pappbändeüberzuges nicht wie dort weiß schimmernd, sondern orange gelb ist. Auf dem Innentitel der beiden Bände zeigt sich dann als sehr große, sich in beiden Bänden gleichbleibende Vignette die Arche Noahs mit Ararat und Regenbogen (signiert Hovolo 1862). —

(Aus Michael Maria Rabenlechners „Streifzüge eines Bibliophilen durch die deutsche Dichtung Österreichs der letzten hundertfünfzig Jahre“. Privatdruck — Jahresgabe der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft 1930.)

¹⁰ Hier irrt wohl Rabenlechner, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes „Streifzüge eines Bibliophilen usw.“, dem diese bibliophile Charakterisierung der Werke des „Lanzknechtes“ entnommen ist. Der Manuskriptdruck „Reminiszenzen“ ist unter den Schw. Werken wohl der seltenste Band, der heute auftaucht. (Anmerkung von Hans Feigl.)

ERICH SCHMIDT

Bierzeitung

Am 18. Juli 1880 fand in Sesenheim die feierliche Einweihung einer kleinen Laube: der „Friederiken Ruhe“ statt; die Anregung zu diesem Feste war von Professor Martin ausgegangen, der auch im wesentlichen die Kosten der Laube und der umgebenden Anlagen bestritten hatte.

Die Feier vereinte damals die Germanisten im engeren Sinne und einen kleineren Kreis namhafter jüngerer Gelehrter, der sich seinerzeit um die Persönlichkeit Wilhelm Scherers als Mittelpunkt gebildet hatte.

Das Fest wurde eingeleitet durch Lieder, die von den verschiedenen Festteilnehmern verfaßt und komponiert waren.

Zu dem anschließenden Festkommers hatte Erich Schmidt (der große Literaturhistoriker der Berliner Universität), damals noch der 27jährige Extraordinarius der deutschen Philologie an der Universität Straßburg, die Bierzeitung verfaßt, die Zeugnis ablegt von dem Humor, der Erich Schmidt auch in seinem späteren Leben nicht verlassen hat, und an den die zahlreichen Schüler und Freunde, die in dem gastfreien Hause in der Augsburger Straße aus- und eingingen, mit Behagen zurückdenken werden¹.

Productio.

Todte und Lebende — Siehst du umschwebende — Hier das kartofflige — Und nährendstoffliche — Ackergefeld. — Aus allen Gauen — Kannst du sie schauen — Neue Kraft fühlende, — Buddelnde, wühlende, — Schächte durchbrechende, —

¹ Wir verdanken diesen Beitrag der freundlichen Einsendung eines noch lebenden Teilnehmers der damaligen Germanisten-Feier.

hackende, stechende, — Nimmer erliegende, — Endlich ob-
siegende. — Schau das Bild.

Chor der Buddler.

O, Buddeln, Germanistenlust, o, Buddeln!
Beim Buddeln hebt sich uns're Brust, beim Buddeln!
Das kann kein Germaniste sein,
Dem niemals fiel das Buddeln ein, das Buddeln.

Der Hüne.

Ihr Maulwürfe, gebt Frieden!
Was stört ihr mich hinnieden?

Chor der Buddler.

Heraus, du alter Hün', heraus!
Aus deinem dumpfen Erdenhaus!
Nach deinen Knochen, der goldnen Zier
Verspüren wir besondere Gier. Wir buddeln!

Der Hüne.

Gönnet Ruhe, gönnet Ruhe den Todten.

Chef der Buddler.

Hör' Leporello Roediger, — Du nie verlegner Prediger, —
Lad ihn zur Bowle ein!

Der Bowlenchef.

Nein, nein! — Mich fasset Angst und Pein.

Chor der Buddler.

Laßt uns ihn laden, — Mit Hacken und Spaten. — Drum un-
ermüdlich — Sei's auch unfriediglich — Trutziglich ritterlich
— Sei's ihm auch bitterlich — Grabet das Loch . . . — Raus
muß er doch!

Der Hüne (verduftend).

Martin mir graut vor Dir!

Pater seraphicus (von oben).

Hün' ist hin!

Ballet der Geister. (Das lustige Gesindel ist nur mit
Hemde bekleidet.)

Schwülige Sommerhitz — Macht, daß ich Bowl' ausschwitz' —
Doch von dem Feldle — Wo einst das Wäldle — Weht ein
kühl winkendes — Labend nicht stinkendes — Mailüfterl
her.

Schweppenhäuser.

Rabies theologorum — Hat in meiner Brust nicht Raum. —
Aber daß der Geist locorum — Unschuld sei, das glaub ich
kaum, — Amtsgenosse Brion, trauter, — Deine Rike war
nicht rein — Und des Goethe Ziel nicht lauter.

Näke.

Hier an meiner Wallfahrt Ziele — Treues Professorenherz,
— Laß die philosoph'schen Spiele — Fühle Liebeslust und
-Schmerz — Und was hier du eingesogen — Schreib's zu Bonn
mit wackerem Sinn, — Schicke dann die saubern Bogen —
Zum Geheimrath Goethe hin — „Wiederholte Spiegelungen“
— Geheimnißt er nach seiner Art — Andere Besiegelungen
Sei'n der Nachwelt aufgespart.

Düntzer.

Classikererläuterungen — Sind nun mal mein Hauptpläsier —
Kühner Freibeuterungen — Wehrt des Geistes Enge mir —
Denn mein Stümpfchen brennt nicht helle. — Wagner! Ideal-
gestalt — Solch 'ne kleine Kärrnerstelle — Wünsch ich mir
beim Goethe halt. — Das was sonnenklar, erläut'r ich — Und
das Knappe das verbreit'r ich — Und so funfzig Jahr erweit'r
ich — Goethecultus hier und dort. — Giebt's doch immer
was zu goatschen — Und im Trüben rumzupatschen — Ueber
Frau von Stein zu klatschen — Und mit Acribie zu weisen —
wie die Sesenheimer Reisen — Zeitlich zu fixieren sind.

Hirzel.

Fort mit dem schaaln Wicht — Er ist mir peinlich! — Sein
ruppig Dreierlicht — Qualmt gar unreinlich.

Erzengel Michael.

Ernst und heiter — Immer weiter — Vornehmthuig — Stolz-
geruhig — Auch hohepriesterlich — Und weihrauchdüster-
lich — künd' ich der Menge — Nun mit Gepränge — Ich geb
euch Goethe — Nehmt ihn, nehmt ihn — Nur nicht so spröde
— Doch euch bequemt ihn — Ganz zu erfassen.

Chorder Frösche.

Uns ist's bedenklich, pfui! brekekekekex — Darum mit einem
Hui koax koax — Sei eure Herrlichkeit — Flugs in den Wind
zerstreut brekekekekex — Du gottverdammte Clique — Die

eine Friederike — Zur Heiligen erhoben — Mit Gloriolen umwoben — Du dummes Volk, pfui! koax koax.

Duett Leyser-Pröhle.

Wir beide munkeln — Doch hübsch im Dunkeln — Und wir verstäkern — Trotz allen Zänkern — Goethes Bereich.

Chor der Straßburger Gebildeten.

Wir glauben Euch.

Die Berliner Gemeinde.

Auf diese Sudelnden — Alles verhudelnden — Mißtönig Dudelnden — Hört Leute nie!

Die Gebildeten.

Goethomanie! — Schönfärberei! — Kritik ist frei.

Der Burschikose.

Haut ihn in Stücken doch den Flegel — Die Frau Bas' mit Kind und Kegel — Der auf Goethes Rain hofiert — Aus der Bud' ihn rausgeschmissen —

Die Gründer.

Immer ran, immer ran! — Deutsche Männer, deutsche Frauen — Thut die Säckel hurtig auf — Denn wir gründen und wir bauen — Jetzt ein stattlich Denkmal auf. — Gebt ihr was — zur großen Köste? — Zum Einweihungssommerfeste — Ist der Zutritt euch erlaubt. — Wenn die Buddelei vollendet — Und das Hünengrab geschändet — Urnen, Schmuck ist eingeklaubt — In der grünen Goethelaube — (Welche nimmer wird zum Raube — Jenem Zahn der Zeit, denn wißt — Daß sie aus Gußeisen ist) — Fließt der Reden stolzer Strom — Und Hans Plewens Festkantate — Schallt empor zum Himmelsdom — Spaß ist frei, jedoch ich rathe, — Daß ihr bei dem frohen Fest — Hohen Ernstes nicht vergeßt.

LUDWIG TOEPFER

André Chénier

1762—1794.

Ein Gedenkblatt zu seinem 140. Todestage

Mit Proben einer neuen Übertragung.

I.

André Chénier und „Die junge Gefangene“

Wie jeder menschliche Besitz unlebendig bleibt, wenn er nicht irgendwie befruchtend wirkt, muß auch die Bibliophilie stets dessen eingedenk sein, daß ihre Aufgabe sich nicht darauf beschränken darf, Seltenes und Erlesenes zusammenzutragen und es, wie Fafner seinen Schatz, zu hüten. Die oft an den Bibliophilen gestellte und belächelte Frage, ob er denn seine Bücher auch lese, gewinnt in diesem Zusammenhange daher eine Bedeutung, die mit jenem nachsichtigen Lächeln keineswegs abgetan erscheint. Ich verdanke der Bibliophilie auf einem Umwege die Kenntnis André Chéniers. Wohl war mir beim Blättern in der Geschichte der französischen Revolution als ein Opfer derselben auch sein bleicher Schatten begegnet, aber lange Jahre nur ein solcher geblieben. Da fiel mir eines Tages beim Stöbern in meinen Schränken ein schmaler Band in die Hände, den ich lange Zeit früher erworben hatte. Sein Titel lautete: „Lettres de la Marquise de Coigny et de quelques autres Personnes, appartenant à la Société Française de la Fin du XVIII^e Siècle. Paris MDCCLXXXIV.“ Das auf Büttten gedruckte, mit einer schönen Portraitradierung der Marquise geschmückte Buch ist laut der Vorrede Paul Lacroix' auf Kosten eines nicht genannten Ausländers in 105 Exemplaren, davon 100 auf Hollandpapier, als Geschenk für die Freunde des ungenannten Herausgebers erschienen. Es enthält 24 sonst ungedruckte Briefe der Marquise, die, eine der interessantesten Frauengestalten am Hofe Maria Antoinettes, mit ihren wechselvollen Lebensschicksalen eine eigene Betrachtung verdienen würde. Sie war die Freundin Lauzuns, des durch sein Leben

und seine Memoiren berühmten Günstlings der Königin. Außerdem aber enthält das Buch 8 Briefe von Aimée de Coigny, Herzogin von Fleury, einer Kusine der Marquise. Diese Aimée de Coigny nun ist die junge Schöne, die 1793 im Gefängnis St. Lazare eingekerkert, von André Chénier als „die junge Gefangene, La jeune Captive“ in seiner berühmten gleichnamigen Ode besungen wurde. Seine Beziehungen zu ihr bilden auch den Stoff der Oper „André Chénier“. Mme. Genlis und die Malerin Vigée Le Brun haben ihr in ihren Erinnerungen ein Denkmal gesetzt. Jung, schön, kokett, von heiterem Gemüte, verließ sie ihre Fröhlichkeit auch vor den Schrecken des Schafottes nicht, dem sie übrigens, glücklicher als ihr Sänger, wie durch ein Wunder entging. Vierzehnjährig ward sie an den gleichalterigen Neffen des Cardinals Fleury verheiratet, die unglückliche Ehe wurde 1794 getrennt und Aimée heiratete den Grafen von Montrond, den späteren Vertrauten Talleyrands, den sie in St. Lazare kennengelernt hatte. Auch diese Ehe wurde 1802 geschieden. 1813 lernte sie Jouy, den Verfasser des seinerzeit berühmten Werkes „L'Ermite de la Chaussée d'Antin“ kennen, mit dem eine flüchtige Liaison sie verband. 4 der oben erwähnten Briefe sind an ihn gerichtet. So kurz die Verbindung war, trug sie doch eine literarische Frucht. Den Bibliophilen wird es interessieren, daß Aimée de Coigny, offenbar unter Jouys Einfluß, einen Roman „Alvar“ schrieb, der bei Didot 1818 in nur 25 Exemplaren erschien und daher eine große Seltenheit ist.

Durch die Lektüre der obigen Briefe angeregt, las ich nun zunächst die „junge Gefangene“ im Original und dann in deutscher Übertragung in einer in der Nachkriegszeit in München erschienenen Anthologie von Alfred Neumann, die mich aber nicht ganz befriedigte. Weiteres Forschen führte mich zu Geibels-Leutholds 1862 erschienener Anthologie, die mit der „jungen Gefangenen“ beginnt und noch 2 andere Gedichte Chéniers enthält. Diese weit bessere Übertragung schien mir nur unter der Anwendung des Alexandriners zu leiden und da sie die letzten Strophen teils kürzte, teils wegließ, so machte ich mich schließlich selbst an die Arbeit, in der ich mich bemühte, mich möglichst dem Rhythmus und Wortlaute des Originals anzupassen.

Und so bin ich nach und nach dazugelant, das ganze Werk des Dichters zu übertragen. Ich beschließe diesen Abschnitt mit meiner Übertragung der Verse Chéniers an Aimée de Coigny.

Die junge Gefangene.

Die Ähre reift, die noch die Sichel meidet,
Und ohne Furcht, daß sie die Kelter leidet,
Trinkt Rebe Sommers Morgenlicht!
Und ich, die schön und jung noch bin gleich beiden,
Bringt mir das Heute Unruh auch und Leiden,
Ich will nicht sterben, nein, noch nicht!

Umarm ein Weiser trocken Augs den Tod —
Ich wein' und hoff' — wenn rauher Nordwind droht,
Beug ich mein Haupt und heb's hinan:
Nach trüben Tagen gibts auch holdre Zeit,
Schmeckt Honig nicht zuletzt nach Bitterkeit?
Welch Meer verschonet der Orkan?

In meinem Herzen keimt unendlich Sehnen —
Sinds Kerkermauern, die an mich sich lehnen?
Mir wachsen doch der Hoffnung Schwingen:
Entflohn des Voglers Netz, des grausam wilden,
Trägt Philomele himmlischen Gefilden,
Froh neuen Lebens, zu ihr Singen!

Ich sollte sterben? Ruhig schlaf ich ein,
Wach ruhig auf, keine Gewissenspein
Bedrückt mein Schlafen und mein Wachen!
Aus allen Augen lacht mir froh Willkommen,
Hab' mancher Stirne hier das Leid genommen
Und ihr beinah erweckt ein Lachen!

Noch weit vom Ziel ist meine schöne Fahrt!
Der Rüstern Reihn, an meinem Weg geschart,
Kaum eine mir bisher noch schwand!

Das kaum mir noch begann — des Lebens Fest
Hat kurz mir an die Lippen erst gepreßt
Den Becher, voll, in meiner Hand!

Im Frühling bin ich noch, will Ernte sehn,
Der Sonne gleich, wie Jahreszeiten gehn,
So will auch ich mein Jahr vollenden!
Leuchtend auf meinem Kelch, des Gartens Zier,
Erglänzte erst des Morgens Feuer mir:
Auch meinen Tag will ich vollenden!

Tod, du kannst warten — geh, o gehe fort!
Die Herzen tröste, die, von Schmach verdorrt
Und Schreck, fahle Verzweiflung bricht!
Noch blühh mir Pales grünende Asyle,
Der Liebe Küsse und der Musen Spiele —
Ich will nicht sterben, nein, noch nicht!

So weckt mein Lied, der traurig ich gefangen,
Die Klagen, die zu mir, und Wünsche drangen
Aus der Gefährtin jungem Mund!
Wegschleudernd meiner schweren Tage Last,
Hab ich in sanften Zwang des Reims gefaßt,
Was sie so hold und rein gab kund!

Die Verse hier, der Haft harmon'sche Zeugen,
Manch Freund solch Forschens wird sich drüber beugen,
Zu raten, wer die Schöne war!
Von Anmut glänzten Stirn ihr und Gespräche —
Wie sie gezittert, daß der Tod sie bräche,
Bebt einst für sie der Freunde Schar!

II.

Leben und Werk.

Die Wiege der Chénier stand an der Grenze von Poitou und Saintonge. Ist es ein Zufall, daß der Name Saintonge über Jahrhunderte hinweg die zwei großen Lyriker Frankreichs, Ronsard

und Chénier, verbindet? Aus Saintonge stammte Helene de Sur-gères, jene Dame des Hofes, der Ronsard in seinen 141 „Sonetten an Helene“ (von mir ebenfalls übertragen) ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat. Abgesehen von einer Reihe von Stanzen, die zu den schönsten französischen Versen gehören, ist in diese Sonette auch eine Elegie eingeschaltet, die in Stoff und Form vielfache Berührungspunkte mit Chéniers Schaffen aufweist. Aber während dort ein alternder Dichter vor seiner Enttäuschung in die Einsamkeit und philosophisches Studium flüchtet, ist es in den parallelen Versen Chéniers der jugendliche Überschwang, der, seine Enttäuschungen vorausahnend, den gleichen Zielen poetisch zustrebt.

Chénier wurde als Sohn Louis' de Chénier, Generalkonsul in der Türkei, wo derselbe eine junge Griechin aus der Familie Santi-l'Homoka geehelicht hatte, am 30. Oktober 1762 in Galata geboren. Von Andrés Geschwistern ist der bedeutendste sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Joseph Marie, als Dichter von steifen Dramen und politischen Gedichten lange Zeit über Gebühr geschätzt. Er schloß sich später den Jakobinern an und geriet in eine heftige Fehde mit André, die nur äußerlich beigelegt, bis zum Tode Andrés die Brüder innerlich entzweite. Die griechische Blutmischung, auf die Chénier zeitlebens stolz war, wurde bestimmend für seinen dichterischen Lebensgang. Mit 16 Jahren beherrschte er das Altgriechische vollkommen und die Lektüre der griechischen Literatur begleitete ihn auf seinem Lebenswege. Hier fand er die große Form, in der er seine Bucolica, seine Idyllen, seine politischen Jamben mit dem Geiste seiner Zeit durchdrang. 1773 trat er ins Collège de Navarre ein, das er 1781 verließ. Hier lernte er seine Jugendfreunde, die Brüder Trudaine und de Pange, kennen, an die zahlreiche seiner schönen Episteln gerichtet sind. Obwohl von zarter Konstitution, ergriff Ch. die militärische Laufbahn als Kadett in einem Infanterieregimente in Straßburg, verließ aber schon nach sechs Monaten den Dienst und kehrte nach Paris zurück. Nach längerer Krankheit folgte er einer Einladung seiner Freunde Trudaine nach Italien, dessen antike Größe seine Einbildungskraft aufs lebhafteste steigerte und entflamnte.

In Rom verkehrte er in den Salons der vornehmen Gesellschaft, in denen Alfieri gefeiert wurde und wo ein reges literarisches Leben herrschte. Ein neuer Krankheitsanfall zwang ihn, die Reise abzubrechen und nach Paris zurückzukehren. In begeisterten Versen begrüßte er die Heimat:

„So, Sieger Trojas und der Winde, Wellen,
Kehrt des Laertes Sohn, drängend zur schnellen
Fahrt das gedungne Schiff, ins Vaterland,
Und weinend küßt er teurer Insel Strand!
Erkennt wieder felsgekrönten Hafen,
Dort, wo des Ölbaums dichte Schatten schlafen
Und Schiffern Zuflucht gibt der Greis der Meere,
Erkennt den Quell, die Höhl', die feuchteschwere,
Wo Bienen summen und, des Augs Entzücken,
Mit Purpur und Azur zu kostbarn Stücken
Gewebe färbt Hand heiliger Najade.“ — — —

Die Jahre 1785—87 verbrachte er in friedlicher Muße, den Freunden, Studien und der Liebe ergeben, bei seiner Mutter in Paris oder auf dem Lande. Es war seine schönste Zeit, es waren die „Tage, gekrönt von Rosen,“ wie er sie später nannte, in denen er seine Lykoris, Camille, seine D' . z . . , besang, in Elegien, welche an die schönsten der Antike heranreichen und in denen seine jugendlichen Liebesqualen mit elementarem Ungestüm oft hervorbrechen. Es ist ein neuer Ton in diesen Versen, der Mensch einer neuen Zeit kündigt sich darin an. In diesen Elegien findet sich das Gedicht „Die Lampe“, ein Kabinettstück voll Leben und Bewegung in Form eines Zwiegesprächs zwischen betrogenem Liebhaber und der Lampe im Schlafzimmer der Geliebten, eine Scene, die aus Boccaccio genommen sein könnte, in Versen von vollendeter Harmonie. In dem Salon seiner Mutter, von der Chénier den lebhaften Geist, die Empfänglichkeit für alles Schöne, Gefühl, kurz alles was den Dichter macht, geerbt hatte, lernte er viele geistige Größen des damaligen Paris kennen. Restif de la Bretonne erwähnt Chénier ausdrücklich im „Monsieur Nicolas“ Bd. XI als Teilnehmer an dem berühmten zwei-

ten Gastmahl, das Grimod de la Reynière im Februar 1784 gab. In diese Zeit heiteren Lebensgenusses gehören die Pläne zu seinem großen Naturgedichte „Hermes“, von dem zahlreiche Bruchstücke erhalten sind, ferner zu „l'Invention“, worin er seine dichterischen Anschauungen niederlegte und zur „Liebeskunst“, zu Dramen wie „Arminius“ und „Alexander VI.“, von dem nur Anfänge vorhanden sind, zu einem biblischen Epos „Suzanne“, auch dies im Plan und teilweiser Ausarbeitung vorliegend, und daneben ging unablässig die Arbeit an seinen elegischen und bukolischen Dichtungen weiter. Nichts davon drang über seinen engen Freundeskreis hinaus. Im Gefühl höchster dichterischer Verantwortung wollte Chénier nur mit ausgereiften Werken einst vor die Öffentlichkeit treten — so sind nur zwei Dichtungen, die Hymnen „Le jeu de Paume“ und „Les Suisses de Chateaufieux“ bei seinen Lebzeiten erschienen und wurde der grandiose Torso seines Werkes der Nachwelt erst im Laufe eines Jahrhunderts nach seinem Tode völlig erschlossen.

Nach einem dreijährigen Aufenthalte in London im Gefolge des neuernannten Botschafters kehrte er im Frühling 1790 nach Paris zurück, entschlossen, mit der bescheidenen Pension von 800 bis 1000 Francs, die ihm sein Vater aussetzte, den Verkehr mit seinen Freunden und sein stilles Studium wieder aufzunehmen. Er besuchte oft den Maler David, an den er die oben erwähnte Hymne „Le jeu de Paume“ richtete, worin er ihn aufforderte, nach den Taten der Griechen und Römer nunmehr die großen Ereignisse in Frankreich zu schildern. Chénier gibt darin eine Entwicklung der bisherigen Ereignisse der Revolution und schließt mit einem glühenden Appell an die gesetzgebende Versammlung und an die Könige, sich der Freiheit nicht entgegenzustellen. In seinen Prosaschriften verteidigt er, wie einer seiner Biographen sagt, mit der Seele Platons die Gesetze. Menschliche Weisheit sollte ohne Blutvergießen die Freiheit herbeiführen und befestigen. Er wollte die Freiheit und Gleichheit aller, aber keine Vorherrschaft, weder der Aristokratie noch des Pöbels. Seine Ideen legte er in einem Aufsatz nieder: „l'Avis au peuple français sur ses veritables ennemis“, der 1789 erschien und großes Aufsehen in ganz Europa erregte. Als Broschüre ins Deutsche,

Englische und Polnische übersetzt, trug sie ihm sogar eine Medaille des polnischen Königs ein, die ein schmeichelhaftes Handschreiben begleitete. In das Jahr 1792 fällt die literarisch-politische Fehde mit seinem Bruder M. Joseph, der sich den Jacobinern angeschlossen hatte. Als im April die Jacobiner 40 Schweizer des Regiments Chateaufieux, welche wegen Meuterei zu Galeerenstrafen verurteilt, aber von der Nationalversammlung amnestiert worden waren, im feierlichen Triumphe in Paris einholten und David seine Kunst zur Verherrlichung lieb, veröffentlichte Chénier am 15. April, dem Tage des Einzugs, seine von beißender Ironie erfüllte Hymne:

„Komm, göttlicher Triumph, in unsre Mauern!
Die Krieger bring im Schmuck der Rosen,
Des Bluts Desilles und all der Leichentrauern
Soviel gemordeter Franzosen! — — —

Freunde, die ihr noch Scham fühlt, ihr seht:

— — — Versammelt auf Triumpheswagen
Helden, die auf die Bänke der Galeeren
Ein schmähhlicher Befehl ließ holen,
Weil ein'ger Brüder Tod sie tat beschweren,
Weil sie ein wenig Geld gestohlen!“ — — —

Vor dem Revolutionstribunal angeklagt, wurde Chénier diese Hymne als besonderer Anklagepunkt entgegengehalten. Schonungslos geißelt er in seinen Aufsätzen im Journal de Paris die Ausschreitungen der Jacobiner. Bald stand er auf der Proscribier-tenliste. Als am 10. August 1792 das Königtum stürzte, verläßt er für kurze Zeit Paris und erhält nach seiner Rückkehr von niemand Geringerem als Wieland ein Zeichen der Freundschaft! Die Tochter eines Herrn Brodelet lebte damals in Göttingen. Durch sie erkundigte sich Wieland, „was aus André Ch. in der Welt und in der Revolution wurde“. Man sieht, Chénier war auch seiner Zeit kein Unbekannter! Im Prozesse gegen Louis XVI. wandte sich Malesherbes, der Verteidiger des Königs, an Chénier

und bat den jungen Kämpfer um seine geistige Unterstützung in dem schweren Kampfe. In langen Unterredungen wurde der Plan der Verteidigung gemeinsam ausgearbeitet und Ch. liefert während der Dauer des Prozesses in verschiedenen Journalen das geistige Rüstzeug. So steht er in einer Reihe mit Alfieri und Schiller, welch letzterer bekanntlich zu Gunsten des Königs an den Convent ein Schreiben richtete, während Alfieri seine Apologie Louis' XVI. schrieb. André verfaßte auch den Brief, den Louis XVI. im Convent verlas, worin er die Befragung des Volkes verlangte. Nach dem Tode des Königs verließ Chénier Paris, am Leben bedroht, den Bitten seiner Familie folgend. Doch er ging nur nach Versailles. Hier fand er seine letzte Liebe: Fanny, der er eine Anzahl schöner Oden weihte, die der Ausdruck einer keuschen, melancholischen Neigung sind. Er besang in ihr die zärtlich besorgte Mutter, die bereits ein Kind verloren hatte, während zwei andere kränklich waren und früh starben:

„Unschuldig Opfer, sah im Erdenleben
Den Lenz es nur, der ihm den Tag gegeben.
Name nur blieb von ihm, Hauch, Wesens bar,
Erinnerung, Traum, ein Bildnis unsichtbar.
Leb wohl, du Zartes, unserm Arm entsprungen, — — —
Des niedern Wagens Achse, Spielzeug dir,
Knirscht nimmer längs des Bachs, der Wiesen hier, — —
Und nimmer werden wir mit Jauchzen hören
Dein rotes Mündchen schwache Kräfte sammeln,
Die Töne, die du hörtest, nachzustammeln.“ — — —

Die blutigen Ereignisse rissen ihn aus seinen Träumen. Am 13. Juli 1793 fiel Marat unter dem Dolche von Charlotte Corday. Als der Deputierte Audouin eine „infame Hymne“ an Marat veröffentlichte, schrieb Chénier seine mächtige Ode an Ch. Corday: „Wie, während widriges Reptil aus des Parnasses Schlamm dem Marat als schamloser Priester am Altare Hymnen speit, schweigt Wahrheit? Ist Leben denn so süß? Welch Preis hat Leben, wenn unterm Joch der Schmach, sklavisch ergeben, sich Denken zitternd birgt im Herzen?“

„Nicht schweigend will ich ehren dich, nein, nein,
 Die durch den Tod wollt Frankreichs Weckruf sein,
 Untat zu strafen, ihren Tag gab hin!
 Dein Arm, o Mädchen hehr, erhob das Schwert,
 Damit er sühn, was Götterschmach versehrt,
 Als Menschenantlitz sie dem Monstrum liehn!“

Am 7. März 1794 wurde Chénier in Passy im Haus einer befreundeten Familie als verdächtig verhaftet und nach Paris ins Gefängnis St. Lazare gebracht. Im Gefängnis traf er einen großen Teil der Gesellschaft aus dem Salon seiner Mutter wieder, vor allem seine Freunde, die Brüder Trudaine und den Maler Suvée, der ihn malte. Elegante Frauen und Mädchen, Aristokraten jeden Alters setzten, der Schrecken des Todes nicht achtend, ihr galantes Leben auch auf den Promenadenwegen der Gefängnisgärten fort. Chénier fand im Gefängnis seine letzte und höchste dichterische Form in seinen unvergänglichen Jamben, die er in mikroskopischer Schrift auf kleine Papierfetzen schrieb und eingerollt in die Wäsche in die Hände der Seinen schmuggelte. Von der „jungen Gefangenen“ sprach ich schon eingangs. Das letzte unvollendete Gedicht Chéniers schildert plastisch das sorglose, oft frivole Leben im Gefängnis. Vier Monate weilte Chénier in St. Lazare. Am 6. Thermidor 1794 schlug seine Stunde. Vor dem Revolutionstribunal unter Fouquier-Tinville verteidigte er sich mit Würde gegen die falschen Beschuldigungen. Das schon vorbereitete Todesurteil wurde gefällt und am 7. Thermidor, 2 Tage vor Robespierres Sturz, um 6 Uhr abends vollzogen. Die Legende behauptet, daß Chénier auf dem Wege zum Schafott mit Roucher, dem Dichter der „Monate“, Verse aus Racines Andromache rezitierte. So starb einer der größten Dichter Frankreichs, der Jahre vorher seinen Tod geahnt hatte, als er die schönen Verse schrieb:

„Ich will nicht, daß, vom düstern Erz gerufen,
 Heilige Priester, stehend an den Stufen
 Des Sargs, drauf sie des Todes Linnen breiten,
 Mit Klaggesang den Schatten mein geleiten,
 Und unter ihre heiligen Mauern senken
 Mir Leben, Körper und mein Angedenken!“ — —

III.

Die Geschichte seiner Schriften.

Kaum sechs Monate nach Chéniers Tode erschien in einer Zeitschrift seine Ode an „die junge Gefangene“, die dann wiederholt nachgedruckt wurde. Chéniers Manuskripte gingen in die Hände seines Bruders Marie Joseph über, der daraus nichts veröffentlichte, sie aber bereitwillig verließ, sodaß schon damals einiges verloren ging. Die Familie selbst schätzte Marie Josephs Dichterruhm höher ein als jenen Andrés. Noch in der großen Ausgabe von 1824, die beider Brüder Werke vereinigt, bilden Andrés Dichtungen nur einen bescheidenen Anhang. Der Kreis um Chateaubriand beschäftigte sich um 1800 viel mit Andrés Manuskripten, 1805 wurde Chéniers „junge Tarentinerin“ in einer Anthologie veröffentlicht. Nach Joseph Maries Tode gingen die Manuskripte größtenteils in die Hände eines Herrn Daunou über, der 1819 die Handschriften M. de Latouche zur Herausgabe anvertraute. Latouche, als Dichter und Schriftsteller bekannt, ist nach neueren Forschungen jener unbekannte Geliebte der großen Dichterin Frankreichs, Marcelline Desbordes — Valmore, der ihre dichterische Kraft erweckte. So erschien nun Chéniers Werk unter dem Titel: *Oeuvres complètes d'André de Chénier*, Paris 1819, mit einer stark legendären Biographie. Diese Ausgabe war geschickt gemacht, obwohl sie nicht alles brachte, große Stücke wegließ und insbesondere die Jamben im Zusammenhange zerriß. Sie war sofort vergriffen, schon 1820 folgte ein Neudruck in kleinerem Format, ebenso 1822. Im Gegensatz zur Originalausgabe wurde der Text in den folgenden schon erwähnten Ausgaben von 1824 und 1826 stark geändert. Latouche veröffentlichte 1829 und 1830 noch ungedruckte Stücke. Sonderbarerweise behauptete der Dichter Béranger zeitlebens hartnäckig, daß Latouche der Autor der Werke Chéniers sei. 1839 erschien eine neue Ausgabe mit ausführlicher Einleitung von Sainte-Beuve, der einige Fragmente neu zum Abdruck bringen ließ. Abgesondert erschienen 1840 die Prosawerke. (Paris Gosselin.) Mit jeder Ausgabe stieg Chéniers Ruhm. Literarisch behandelt wurde Ch. von Vigny in seinem berühmten Romane

„Stello“ in dem Kapitel „Une Histoire de la Terreur“. Auch Aimée de Coigny findet darin ihren Platz. Auch Musset, Sainte-Beuve, Deschamps haben ihn poetisch verherrlicht. Balzac läßt in seinen „Verlorenen Illusionen“ zwei junge Dichter von dem tiefen Eindruck der soeben erschienenen Originalausgabe Chéniers sich unterhalten. 1862 erschien die gelehrte Ausgabe Becq De Fouquières, die mit kritischen Anmerkungen den Text begleitet, dem leider die Originalmanuskripte nicht zur Verfügung standen. Sie ist noch heute durch die Einleitung und durch die Hinweise auf die klassischen Vorbilder Chéniers wertvoll. Ein tragisches Schicksal waltete auch noch über den Manuskripten Chéniers. Sie verschwanden im Nachlasse M. de Latouche in den Stürmen des Krieges 1870. Erhalten sind nur die im Besitze Gabriel de Chéniers, eines Neffen des Dichters, verbliebenen, der 1874 eine Ausgabe in 3 Bänden herausgab. Nach seinem Tode wurden sie 1892 von der Witwe der Nationalbibliothek geschenkt und bilden die Grundlage der großen kritischen Ausgabe von Paul Dimoff, in der sich Ch.s Werk zum erstenmale vollständig erschließt.

IV.

Der Dichter.

Nach dem übereinstimmenden Urteil der Nachwelt liegt Chéniers Bedeutung und Originalität einerseits darin, daß er wie keiner den Geist des Hellenentums in seiner Dichtung einfügte und in neuen Formen lebendig erstehen ließ. Diese Dichtungen wurden unter dem Namen „Bucolica“ zusammengefaßt und kein Geringerer als Herédia war es, der sie nach den Manuskripten ordnete und herausgab. In ungeheurer Arbeit hatte sich Chénier die ganze griechisch-lateinische Literatur zu eigen gemacht. Zahllos sind die Stellen aus den Klassikern, die er in Form und Inhalt nachbildete, und dennoch schuf er dabei ein Neues. In einer Epistel sagt er selbst darüber:

„Manch' Splitterrichter, die mein Werk bespähen,
Sie werden laut bei zwanzig Stellen krähen,
Daß ich von dem und jenem sie entlieh!

Sie mögen kommen, daß ich sie belehre,
Wie tausendfach man meinen Raub vermehre. — —
Daß Kunst ich zeig, dem Pöbel unbekannt,
Sichtbar zu machen unsichtbares Band,
Das die Metalle eint zu meinem Ganzen — — —

Von einem Autor nehm ich den Gedanken,
Doch meine Bilder vielfach ihn umranken
Und neuer Wendungen frisch Ornament!
Manchmal nehm ich die Worte nur behend,
Wend' ihren Sinn, weiß kunstvoll sie zu zwingen,
Erstaunt zu malen sich in neuen Dingen. — — —“

So gleicht er Ronsard, mit dem Unterschied der Jahrhunderte. Wo der Sohn der Renaissance als stolzer Eroberer das klassische Erbe plündert, schöpft Chénier das Wasser aus dem kastalischen Quell in die Urnen und Fontänen der elegischen Gärten der galanten Zeit! Wer die junge Tarentinerin oder Néera liest, wird ohne Griechisch zu können, den hellenischen Geist darin finden, der sich in den Boudoirs Louis' XVI. eine neue Stätte gefunden hat. Dies ist die eine Seite seiner Originalität.

Die andere aber schuf in seinem Genie das Leid. In St. Lazare fand er die große Form seiner Jamben, in denen der heilige Zorn eines neuen Juvenal in einem einzigen Schrei der Entrüstung und des Abscheus sich Luft machte, und nichts vorher und nachher läßt sich an mächtig sich steigernder Leidenschaft den Versen vergleichen, die mit majestätischer Ruhe und Abgeklärtheit beginnen, um mit dem Schrei der gerechtesten Empörung zu enden:

„Wie letzter Strahl, wie letzter Windeshauch
Belebt noch schönen Tages Ende,
Töne mein Lied vor dem Schafotte auch,
Zu dem ich bald vielleicht mich wende!
Vielleicht, bevor gesetzt im Kreis die Stunde
Auf glänzendes Email den Fuß,
Nach sechzig Schritten vorgeschriebner Runde,
Zum wachsamem und hellen Gruß!

Des Grabes Schlaf wird auf mein Lid sich senken!
 Noch eh' der Vers, den ich beginn,
 Die letzte Hälfte wird zur ersten lenken,
 Schreit schon durch diese Mauern hin
 Des Todes Bot', der Schatten eint zum Chore,
 Von Schandsoldaten eskortiert,
 Den Namen mein durch düstre Korridore,
 Wo in der Meng' allein ich irrt'
 Mit großem Schritt — läßt, mit Verbrecherhänden
 Schärfend den Pfeil, dem Recht nicht wehrt,
 Plötzlich den Reim auf meinen Lippen enden!
 Mit Fesseln er den Arm beschwert —
 Und schleift mich fort, wo sich am Weg gebannt
 Die Mitgefangnen drängen her,
 Die vor der Schreckensbotschaft mich gekannt
 Und jetzt mich kennen nimmermehr!
 Wohlan, zuviel gelebt! Welch Freimut kühn
 Welch Mannesfestigkeit und Ehr,
 Welch Beispiel, dem gerechte Seelen glühn,
 Welch Schatten nur des Glückes mehr
 Welch rächend Schwert, auf Missetat zu lenken,
 Welch frommen Mitleids Zähren,
 Und welch genoßner Wohltat treu Gedenken,
 Und was sich Freunde traut gewähren,
 Läßt diesen Erdenwohnsitz uns betrauern?
 Die feige Furcht nur ist ihr Gott
 Und Niedrigkeit und Trug — feig unser Dauern,
 Feig sind wir alle, komm o Tod,
 Erde, leb wohl, Tod, komm mich zu befrein! —
 So weichst du also, Herz, verzagt,
 Der Last des Leids? Nein! Leben möcht ich, nein!
 Ein hehres Ziel mir ja noch ragt!
 Der Mensch von Ehre, Opfer kleiner Rache,
 Im Kerkerloch, dem Grabe nah,
 Hebt hoch die Stirn und hell tönt seine Sprache,
 Erhabner Stolz umstrahlt ihn da!

Und wemns gefällt dem Himmel, daß kein Degen
Mehr funkeln darf in meinen Händen —
In Tint' und Bitternis getaucht, soll Segen
Den Menschen andre Waffe spenden!
Wahrheit! Gerechtigkeit! Wenn Hand und Mund
Und meine heimlichsten Gedanken
Niemals die Stirn euch runzeln ließen und
Gemeinen Fortschritts Lügenranken,
Wildes Gelächter, Unrechts wildre Tat,
Der Weihrauch scheußlicher Verbrecher
Zerriß das Herz euch blutig im Verrat —
Wahrt diesen Arm, der, euer Rächer,
Euch schnellt den Blitz, helft mir, der ich euch dien!
Schon sterben? Nicht den Köcher leeren?
O, zu durchbohren sie, in Kot zu ziehn,
Die würgend das Gesetz versehren,
Die Leichenwürmer Frankreichs, das im Joch
Erstickt — o, du mein teurer Schatz,
Du Feder, Galle, Wut, mir Götter, noch
Halt ich mit eurer Hilf den Platz!
Wie kochend Pech, im tiefsten aufgerührt,
Sterbende Fackel neu belebt;
So leid ich, lebe doch — und fern mich führt
Von aller Qual ein Strom, durchbebt
Von Hoffnung! Ohne euch, wie flüssig Gift
Hätt Leidens unsichtbarer Zahn,
Der Freunde Unterdrückung, Tod, der trifft
Mit Lüge, erzner Willkür Wahn,
Mit Tod und Untergang ächtend die Guten,
Die Schmach, ihr untertän zu sein —
Versiegt hätt es mein Leben, ließ verbluten
Mir unterm Dolch die Brust — doch nein —
Wer bliebe dann, euch rührend zu berichten,
Wie hingemetzelt man Gerechte,
Zu trösten Witwen, Söhne und zu lichten
Ihr Angedenken — Henkersknechte

Das Schreckbild sehn zu lassen, ihnen gleich,
Daß er dem Höllenschlund entreiß
Dreifache Geißel, schon zum Rachestreich
Erhoben über dem Geschmeiß,
Die Straf' besing', auf ihre Namen speit — — —
Halt ein, erstick die Klag', die herbe,
Leid', Herz voll Haß, gier nach Gerechtigkeit —
Du Tugend klage, wenn ich sterbe!“

G. A. E. BOGENG

„Selten“

Mit dem kleinen Wort „selten“ wird „nicht selten“ großer Unfug getrieben, wenn mit ihm im buntesten Durcheinander ganz verschiedenartige Werte bezeichnet werden. Aber das Seltenere ist nun einmal sehr beliebt, bei den Bibliophilen ebenso wie bei den Antiquaren. Man müßte unterscheiden zwischen der absoluten Seltenheit in deren eigentlichem Sinne, dem der Anzahl der überhaupt vorhandenen wenigen gleichartigen Stücke, und der relativen Seltenheit, d. h. der Anzahl solcher im Handel noch vorkommenden Stücke. Bereits in dieser Beziehung erweist es sich, daß die absolute und die relative Seltenheit recht verschiedenartig voneinander sind. Die 42zeilige Bibel ist kein absolut seltenes Buchdruckwerk, denn von den Abzügen ihrer Auflage ist nach fünfhundert Jahren nahezu noch ein Viertel oder gar die Hälfte vorhanden (die Auflagenhöhe ist unbekannt, ihre Schätzungen auf 100 bis 300 Abzüge weichen stark voneinander ab), sie ist keineswegs der absolut seltenste Bibeldruck, obschon ein teuerstes Buch, denn relativ ist sie sehr selten, weil sich nahezu alle Exemplare in festem Besitz befinden und deshalb nur eine äußerst geringe Möglichkeit besteht, daß ein Exemplar im Handel auftaucht. Die Allgemeinanzwendung des gern im Komparativ und Superlativ gebrauchten Wortes selten soll also nur bedeuten: im Handel nicht häufig, von vielen gesucht, von wenigen gefunden, sie soll das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage bestimmen, das nach außen hin von den Liebhaberpreisbildungen im Gleichgewicht gehalten wird. Sie ist eine Formel, welche die Gesamtzahl möglicherweise verkäuflicher Stücke ausdrücken will, um zu zeigen, daß das Angebot mehr oder minder tief unter

der Nachfrage liegt, selten und daher teuer ist eben ein Buch, bei dem jenes hinter dieser zurückbleibt, sei es, daß es ihr nur teilweise genügt, sei es, daß es der Nachfrage ungenügend oder gar nicht vorhanden ist: ein bestimmtes Buch ist um keinen Preis käuflich. Die absolute Seltenheit hat hiermit zunächst nichts zu tun; ein absolut seltenes Buch, das niemand haben will, gilt im Handel nicht als Seltenheitswert. Dieser ist kein für sich allein bestehender Liebhaberwert, sondern ein funktioneller, er muß zu anderen äußeren und inneren Buchwerten, derenthalben ein Buch gesucht wird, hinzukommen und vermehrt sie dann auch noch in den Relationen zur absoluten Seltenheit, etwa denen der ursprünglichen kleinen Auflagenhöhe, denen der später verminderten oder vernichteten Auflage, denen des unvollendeten oder unveröffentlichten Auflagedruckes, denen der Verbrauchsmakulierung und hiermit des Alters usw. Als die äußerste Seltenheit pflegt man das Unikum zu betrachten. Begrifflich ist das nicht ganz richtig, denn was nur einmalig vorhanden ist, ist nur so anzutreffen, selten kann nur etwas sein, wovon mindestens zwei annähernd gleichartige Einzelstücke vorhanden sind. Weshalb der Altbuchhandel eher ein An- und Verkauf von Unicis als ein Vertrieb von Seltenheiten ist. Abweichungen des Einbandes, des Erhaltungszustandes usw. machen das einzelne Exemplar mehr oder minder zu einem Unikum. Der Buchdruckerei, als einer Mengenvervielfältigung gleicher Abzüge einer Auflage, ist das typographische Unikum widersinnig, als künstliche Seltenheit ist das in einem Exemplar gedruckte Buch aus technischen Gründen, z. B. der Korrektur wegen, niemals hergestellt worden. Dagegen können einzelne Abzüge von vornherein bestimmte Vorzüge haben, so etwa auf einem besseren Papier als dem Auflagenpapier gedruckt sein usw. Das führt auf den Begriff der relativen Qualitätsseltenheit und mit ihm auf den der Exemplarseltenheit; manche Sammelgebiete bedingen sich ihre durchschnittlichen Sammlerstücke in einem an der unteren Grenze bestimmten Erhaltungszustand aus — z. B. Umschlag oder Verlageinband —, je mehr außergewöhnliche Vorzüge ein Exemplar hierüber hinaus in sich vereint, desto schärfer prägen sich in ihm die Züge des Unikums in besonderen Liebhaber-

wertungen aus, der Antiquar, der ein solches Exemplar als Unikum anpreist, ist nicht von der Logik verlassen. Und selbst wenn ihm der lapsus linguae unterläuft, ein Unikum anzuzeigen, von dem nur ein paar weitere Exemplare im festen Besitz bekannt seien, ist das noch nicht allzuschlimm, er wollte nicht auf das einzig vorhandene, sondern auf das einzige nach Lage der Umstände verkäufliche Exemplar verweisen. Ähnlich spricht man ja auch im Kunsthandel von einem seltenen Maler, ohne ihm damit schon eine außerordentliche künstlerische Bedeutung zuzumessen, man meint nur, daß Gemälde dieses Ursprunges sich im Handel nur ausnahmsweise zeigen.

Die Verwechslungen zwischen absoluter und relativer Seltenheit werden nur durch die falschen oder fälschenden Ableitungen dieser aus jener irreführend. Man muß daher zunächst zwischen der bibliographischen Seltenheit der Abzüge einer bestimmten Auflage (oder ihrer Ausgabenzustände) eines Druckwerkes und der literarischen Seltenheit eines Werkes unterscheiden. Diese ist, im modernen Sinne, vorhanden, wofern der Text eines Werkes nicht oder nur ungenau oder unvollständig bekannt und mithin auch nicht beschaffbar ist. Die Bibel ist keine literarische Seltenheit, viele Bibeldrucke sind große bibliographische Seltenheiten, sie werden allgemein gesucht, weil man aus irgendeinem Grunde das Bibelwerk in einem Abzug gerade dieses Auflagedruckes begehrt. Die literarische Seltenheit spielt auch heutzutage noch in der Orientalistik eine große Rolle, manches Werk ist nur seinem Titel nach bekannt, mancher Text nur schwierig beschaffbar. Damit ist im ersteren Falle nicht gesagt, daß dieser Text, wie es dann für die antike Literatur meist anzunehmen sein wird, als verloren gelten muß, er kann plötzlich in einer Manuskriptbibliothek auftauchen, und wenn er dann in Abdrucken oder Abschriften vervielfältigbar wird, ist er literarisch nicht mehr selten. Ähnlich entstanden ist die literarische Seltenheit mancher dringend benötigter, doch vergriffener moderner wissenschaftlicher Werke, eine Neuauflage beseitigt mit einem Schlage ihre Seltenheit und sie „fallen im Preise“. Die literarische Seltenheit ist die der Buchhandschriftenzeiten, in denen jeder Büchersammler die Hauptsorge hatte, sich in den Besitz

eines authentischen, korrekten Textes zu bringen, der jetzt oft von den gedruckten Originaleditionen in vielen miteinander übereinstimmenden Exemplaren überliefert wird. Die Büchersammler des Altertums und des Mittelalters suchten sich zwar auch die Urhandschriften der Verfasser oder die von diesen unmittelbar anerkannten Texte zu verschaffen, sonst blieben sie aber auf die kritisch kontrollierten Manuskripte angewiesen und machten keinen allzu großen Unterschied zwischen alten und neuen, sondern nur den zwischen guten und schlechten Abschriften. Konnte man sich die gute Abschrift in jeder beliebigen Ausstattung herstellen oder herstellen lassen, so war das einer inkorrekten alten Prachthandschrift, die nicht gerade eine historische Reliquie war, in jedem Betracht vorzuziehen. Die Unterscheidung des alten vom neuen Buch, die sich heutzutage vielfach mit dem Begriff der absoluten und relativen Seltenheit verknüpft, weil die Abzüge der alten Auflage häufig die Träger irgendwelcher Originalitätswerte sind, ist nur in einem sehr beschränkten Ausmaß in den Buchhandschriftenzeiten vorhanden, deren Bibliophilen bis zu den Humanisten oft selbständige Bibliographen im ursprünglichen Sinne, d. h. ihre eigenen Bücherschreiber waren, als welche sie ihr Hauptaugenmerk auf das Sammeln von besten Texten richteten. Eine „Ausgaben“-Differenzierung in der modernen Bedeutung gab es — mit Ausnahme der Autographen und authentischen Apographen unserer literarischen Manuskripte — nicht. Man darf sich zudem die Bücherwahl des Altertums und noch weniger die des Mittelalters nicht allzu umfangreich vorstellen. Die antike Papyrusrolle war sehr teuer, nach Birt kostete eine Rolle von 40 Seiten etwa 16 Goldmark, vergleichsweise der ganze Liviuustext über 1500 Goldmark. Noch im hohen Mittelalter konnte man für den Erlös einer Bibel ein Landgut erwerben. Diese erstaunlich hohen Preise waren durch mancherlei Umstände mitbedingt, nicht zum wenigsten auch noch durch eine kostbare Ausstattung der Herstellung und durch kostspielige Beschreibstoffe. Ausstattungsseltenheiten waren damals wie jetzt teuer. Nur daß man bei einem Buchdruckwerk nicht schon dann von einer Ausstattungsseltenheit sprechen darf, wenn jeder Abzug an sich dadurch von vornherein kostspielig wird, daß technisch be-

gründete Veranlassungen einer kleinen Auflagenhöhe, ungewöhnliche Herstellungsverfahren usw. einen angemessenen Verkaufspreis verteuern. Die Ausstattungseltenheit ist nur diejenige, die, wie bei einer echten Vorzugsausgabe, dadurch entsteht, daß die meisten Abzüge der Auflage minderwertig sind, so daß dann, wenn sie z. B. auf Holzpapier gedruckt wurden, die wenigen Abzüge auf einem haltbaren Handpapier einen ganz bestimmten realen Wert zeigen. In die Beurteilung der absoluten und relativen Seltenheit mischen sich so und ähnlich mehr oder minder subjektive Bewertungen hinein, die in der Regel ganz richtig als die Bestimmung einer „Seltenheit“ in diesem Zustande bezeichnet werden und die ihrer Zufälligkeit halber die vielen Mißverständnisse hervorrufen, welche durch die Verwechslung der Seltenheit exzeptioneller Exemplare mit gewöhnlichen veranlaßt werden.

Hier ist das Moment der personalen, lokalen, nationalen, internationalen Nachfrage vielfach richtunggebend. Ein absolut seltenes Buch kann für jemanden, doch nur für ihn, ein *pretium affectionis* haben, weil es von seinem Vorfahren herrührt. Oder aber an einem Ort werden die ortsgeschichtlichen Werke von mehreren gesammelt. Oder in einem Lande kann man sich Bücher nicht leicht besorgen, die in einem anderen Lande gar nicht relativ selten sind. Bücher können auch in einem Lande nur zeitweilig selten sein, was z. B. für die durch die Kontinentalsperre abgeschlossene englische Bibliophilie zutrif. Die aus den Verkehrsschwierigkeiten sich ergebende relative Seltenheit ist im 20. Jahrhundert vom Altbuchhandel überwunden worden und die vorübergehende Seltenheit wird nur von der Neugier bezahlt. Dagegen hat die Aufteilung der nationalen und internationalen Sammelgebiete schon manche Erschöpfungen bestimmter noch im Handel greifbarer Büchergruppen herbeigeführt, die guten und auch die schlechten begehrten Stücke dieser Büchergruppen werden relativ immer seltener und das kommt in den Steigerungen der Liebhaberpreise besonders dann zum Ausdruck, wenn das Kräfteverhältnis der miteinander im Wettbewerb stehenden Sammler wächst. Dafür geben die Auktionen einen guten Maßstab. Statistische Vergleiche der relativen Seltenheit sucht man nach den Preislisten der Versteigerungen zu ziehen, schon weil

es schwierig ist, Tausende von Antiquariatskatalogen durchzusehen. Man vergleicht auch den Zensus der in festem Besitz befindlichen Exemplare, so etwa der Inkunabeln im „Gesamtkatalog der Wiegendrucke“. Jedenfalls hat ein erfahrener Antiquar und Bibliophile mit den zur Verfügung stehenden bibliographischen Hilfsmitteln immerhin einige Anhaltspunkte, das Gefühl für die relative Seltenheit auszubilden, für die Abschätzung der im Verhältnis von Angebot und Nachfrage mehr oder minder häufig vorkommenden Exemplare. Das ist nur ein ungefährer Maßstab, der durch irgendein plötzliches unvorhergesehenes Ereignis unrichtig werden kann, wenn etwa — ein Fall, der bei modernen Seltenheiten des öfteren vorkommt — es sich später herausstellt, daß fast die ganze Auflage bisher unverkauft sich erhalten hat. Gerade die modernen Seltenheiten sind bisweilen recht fragwürdig, besonders dann, wenn es sich bei ihnen um von Anfang an gesammelte Bücher handelt. Allgemeine Betrachtungen über die Seltenheit bleiben immer irreführend, wenn sie nicht von der absoluten Seltenheit ausgehen, wenn sie nicht die Ursache einer Seltenheit angeben und begründen, weshalb der Abzug einer bestimmten Auflage für selten gehalten wird. Ein Verfahren, das bei sehr vielen begehrten Büchern der letztverflossenen Jahrhunderte durchaus möglich ist, man kennt die ursprünglichen Auflagenhöhen oder kann sie ermitteln, man kann auch noch die späteren Schicksale der Auflage feststellen. Dergleichen Untersuchungen wären z. B. für die Originaleditionen der deutschen klassischen und romantischen Literaturepoche bisweilen recht aufschlußreich. Allerdings sind in dieser die Nachschuß- und Nebenaufgaben zahlreicher als man gemeinhin anzunehmen pflegt, und manche Abwandlungen landläufiger Seltenheitsangaben müssen schon dadurch erfolgen, daß man die Originaleditionen auf diejenigen Auflagen beschränkt, die durch den Anteil des Verfassers an ihnen wirklich den Anspruch erheben können, Originaleditionen genannt zu werden. Diejenigen Auflagen jedoch, auf welche das nicht zutrifft, mögen sie noch so selten sein, haben nur den recht fragwürdigen Wert der Seltenheit, der durch keine anderen eigentlichen Buchwerte gestützt wird, sie sind aus irgend einem Irrtum zu relativen Seltenheiten geworden.

Man könnte hier lange Listen derjenigen Originaleditionen von Lessing, Goethe, Schiller aufstellen, die ohne Beteiligung der Autoren entstanden, zwar berechtigte Erzeugnisse von Verlagen und deren Druckereien waren, jedoch keineswegs Originaleditionen eigener innerer Werte, durch die sie sich von anderen Neudrucken unterscheiden. Oder aber daran erinnern, daß nicht immer die Erstdrucke die besten Ausgaben sind. Man könnte darauf verweisen, daß z. B. viele Wielanddrucke, gleichviel ob sie zu einer der vielen Nachschußauflagen gehören oder nicht, unter die gleichen Seltenheitsangaben gebracht werden, usw. Erklärlicher Weise müssen die Seltenheitsfeststellungen zu allererst davon ausgehen, daß sie auf eine bibliographisch genau fixierte Auflage oder Ausgabe bezogen werden. Dann kann zu deren Wertungen auch noch die einer diese erhöhenden Seltenheit hinzukommen und es dürfte sich bei derartigen Klärungen bibliographischer Tatbestände sogar vielfach herausstellen, daß manche für gar nicht so selten gehaltenen Bücher tatsächlich recht selten sind. Die französische, englische, amerikanische Bibliophilie ist mit der kritischen Aufnahme bibliographisch-literarischer Tatbestände der deutschen vorgegangen und damit auch zu einer besseren Abschätzung „falscher“ und „richtiger“ Preise gelangt, die ja keine willkürlichen Preise sind, denn die Liebhaberwerte, die man einem Buch zumißt, beruhen auf bestimmbareren wertbildenden Eigenschaften dieses Buches. Nicht etwa, daß in Deutschland derartige Forschungen nicht angestellt wären, ihre Ergebnisse sind in kritischen Ausgaben und wichtigen Monographien zu finden. Nur daß man von den Ergebnissen der literaturhistorischen Forschung bisweilen einen allzu sparsamen Gebrauch macht und in die alten verwelkten bibliographischen Legendenkränze gern auch noch das bequeme Flickwort „selten“ hineinwindet, das, wenn die Hauptangabe unrichtig ist, als eine Nebenangabe nichts Erhebliches besagen kann. Die Erstauflage von Dingelstedts „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1841) ist absolut verhältnismäßig selten, weil sie nur in 1000 Abzügen gedruckt worden ist, die weniger durch Konfiskationen als durch den Verbrauch und durch Vertriebschwierigkeiten dezimiert wurden. Gleichzeitig mit der ersten Auflage wurde ein zweites

Tausend als zweite Auflage auf einem anderen Papier vom selben Satz gedruckt. Weitlings „Kerkerpoesien“ (1840) des gleichen Verlages sind in den ersten Jahren ihres Erscheinens durch Beschlagnahmen und als eine aktuelle Broschüre aufgebraucht worden wie die anderen Werke Weitlings; wenn sie gegenwärtig noch häufiger vorkommen, so liegt das daran, daß ein kleiner Auflagenrest in den Verlagsbeständen zurückgeblieben war, der sich erst um 1920 im Handel verteilte. Dasselbe trifft auch für den Erstdruck des „Liedes der Deutschen“ (Deutschland, Deutschland über alles) von Hoffmann aus Fallersleben zu (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1841). Ohne diesen glücklichen Umstand wäre das Blatt jetzt wohl „nahezu unauffindbar“ geworden. Vergegenwärtigt man sich, soweit es geht, nicht nur, warum ein Buch relativ selten sein kann, sondern warum es absolut selten sein muß, wie etwa die größtenteils makulierte Erstaufgabe der Gedichte der Annette von Droste-Hülshoff (Münster, 1838), dann kann man mit dem Seltenheitsbegriff auch zu einer richtigen Einschätzung seines Einflusses auf den Liebhaberwert kommen. Das Katalogklichee selten, sehr selten, bekanntlich äußerst selten und wie die Variationen alle heißen, ist unsinnig, wenn es sich nicht durch bekannte Tatsachen rechtfertigen läßt oder wenn ein erfahrener und gewissenhafter Antiquar es nicht in der Bedeutung braucht, es sei auch bei einem sehr hohen Gebot schwer, durch Suchlisten usw. ein Exemplar aufzutreiben. Machte man eine solche Probe mit manchen unserer Seltenheiten, würde sie nicht wenige stereotypische Seltenheitsangaben in Verlegenheit bringen. Das brauchte niemanden zu stören, wenn die Bezeichnung selten nicht allzu oft eine unzureichende Begründung für teuer wäre und, zum Schaden berechtigter hoher Preise, falsche Preisbildungen verschuldet hätte, die das Vertrauen der Sammler in die Preisregelungen des Altbüchermarktes und damit in die ökonomische Basisierung ihrer Bibliotheken stören.

DR. PAUL ENGLISCH

Fruchtbare und erfolgreiche Schriftsteller

Mit Fruchtbarkeit auf literarischem Gebiet allein zwingt man bekanntlich noch lange nicht den Erfolg. Es ließe sich eine lange Liste von Autoren aufstellen, die hunderte von Bänden gefüllt haben, ohne daß immer der Leser ihren Bemühungen das richtige Verständnis entgegengebracht hat. Wer kennt beispielsweise *Alexandre Hardy*, der über 600 Stücke verfaßte, wer liest die Werke des Journalisten *Fréron*, der 250 Bände hinterließ, oder *Gail*, der einen Katalog seiner Schriften verfaßte und der nicht weniger als 500 Seiten im Quartformat stark ist? Oder *Dingé* (der 1832 starb), der bei seinem Tode Manuskripte im Gewicht von 400 Kilogramm hinterließ, oder den gelehrten Botaniker *Adanson*, der es auf 120 Bände brachte? Der englische Altertumsforscher *Dodsworth* erreichte ihn mit 122 Bänden, die heute friedlich in der Oxforder Bibliothek schlummern.

Wer kennt bloß ihre Namen? Wohl nur die Spezialisten, die sich von Berufs wegen mit ihnen notgedrungen beschäftigen müssen. Aber auch bekannte Dichter und Schriftsteller, die heute noch fortleben, gaben ihnen an Fruchtbarkeit durchaus nichts nach. Es sei nur an *Lope de Vega* erinnert, der 1800 Theaterstücke schrieb und außerdem 21 Quartbände diverser Poesien, an *Restif de la Bretonne*, der mit 146 Bänden aufwarten kann, von denen er eine ganze Anzahl selbst druckte, ohne zuvor ein Manuskript niedergeschrieben zu haben, an den berühmten Verfasser der „*Manon Lescaut*“, den *Abbé Prevost*, der ihn mit 170 Bänden noch übertrumpfte, an das Riesenwerk des heute fast vergessenen *Karl Bleibtreu*, an *Walter Scott*, an

Eugène Scribe, Alexandre Dumas, unter dessen Namen allerdings einige Dutzende von unbekanntem Autoren schrieben, an Henri Rochefort, dessen 16.200 Tagesartikeln 360 Bände umfassen würden, und den beinahe unerschöpflichen Kriminalchriftsteller Edgar Wallace, dessen Bücher in Millionen von Exemplaren über den ganzen Erdball verbreitet sind, und der es auf mindestens 150 Bände brachte.

Aber alle die Genannten (mit Ausnahme von Bleibtreu) schöpften aus der Tiefe ihres Gemüts, sie fabulierten und waren selten auf langwierige Voruntersuchungen angewiesen. Um so höher jedoch ist die imposante Leistung von Wissenschaftlern einzuschätzen, die ganze Bücherschränke allein mit ihren Geistesprodukten füllen. Es seien nur hervorgehoben der Encyclopädist Krünitz (gest. 1796), der allein 72 Bände seines bekannten Lexikons schrieb, ferner Konstant. v. Wurzbach, der vom Jahre 1856 bis 1891 nicht weniger als 60 Bände seines nur von ihm verfaßten Biographischen Lexikons des Kaisertums Österreich in die Welt schickte, den Rechtsgelehrten Josef Kohler, einen Nachfahr der alten Polyhistoren, Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff u. a.

Und doch — Hand aufs Herz! — wer weiß heute noch ihre weltenumspannenden Leistungen zu würdigen, von Fachgelehrten natürlich abgesehen? Man frage lieber nicht! Nicht die Masse macht es, auch nicht die Menge. Bucherfolge lassen sich nicht erzwingen, und wird der Reklameetat des Verlegers auch noch so stark in Anspruch genommen. Nur wenige Jahre trennen uns erst von dem Riesenerfolg des Buches „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque! Am 31. Januar 1929 wurden die ersten 30 Tausend ausgehändigt. Sie waren innerhalb von 8 Tagen vergriffen, und nun reiht sich Auflage an Auflage. Nach einem Vierteljahr konnte bereits eine Auflage von 1/2 Million gemeldet werden, im Mai 1930 wurde die erste Million in deutscher Sprache überschritten. Dazu kamen die Übersetzungen in fast alle bekannteren lebenden Sprachen, in Esperanto und Blindenschrift. Einschließlich dieser Ausgaben betrug bereits im Oktober 1929 die Auflage weit über 2 Millionen — ein Erfolg, wie er in der deutschen Geistesgeschichte nicht zu

verzeichnen ist. Sofort tauchten Gegenschriften auf: „Im Osten nichts Neues“, „Im Westen viel Neues“ (von R. Kröner), „Vor Troja nichts Neues“ von Erich Marius Requarue, „Im Westen nichts Neues“ — eine Täuschung (von W. Müller-Scheld) — um unbeachtet in den Ramschläden zu verschwinden.

Die Gründe für diesen beispiellosen Erfolg lassen sich nur ahnen, nicht erklären. Remarque kam zur rechten Zeit, er war der erste, der den Typ der Kriegsromane schuf. Man hatte genügend Distanz zu dem gewaltigen Erleben gefunden, und eine neue Generation war herangewachsen, die den Krieg nur vom Hörensagen kannte. Das Buch wirkte deshalb wie eine Offenbarung. Daß es deutschem Wesen nicht gerecht wurde und die Ehre des deutschen Frontsoldaten bemakelte, wurde von der unkritischen Menge leider nicht beachtet.

Seltsam genug waren die geschäftlichen Aussichten des Buches von einem anderen Verleger, dem das Manuskript zuvor angeboten worden war, äußerst gering eingeschätzt worden und die Verlagsübernahme kam deshalb nicht zustande. Dafür erzielte der gleiche Verleger mit einer Volksausgabe der „Buddenbrooks“ von T h o m a s M a n n einen in die Million gehenden Riesenerfolg. Nicht zufällig, denn kurz vorher war dem Autor der Nobelpreis zuerkannt worden, und diese sensationelle Ehrung kam dem im Grunde genommen äußerst langweiligen Roman zustatten.

Den dornenvollen Weg zum Erfolg hat sich Wilhelm R a a b e erst bahnen müssen. Freilich hat er ihn nicht erlebt, und auch kein einzelnes Werk kann sich mit den erwähnten Zahlen messen. Faßt man jedoch das Gesamtwerk ins Auge, so erscheinen die Ergebnisse noch gewaltiger. Nach einer Zusammenstellung im „Börsenblatt“ vom 8. September 1931 belief sich der Absatz der Raabeschen Schriften auf über 2,874.000 Bände, ein Resultat, das ungeachtet der beklagenswerten deutschen Vorliebe für das Ausland zweifellos für den deutschen Bücherleser spricht.

Viel zum Erfolg eines Buches trägt naturgemäß auch der Verleger bei, wenn er den Wert des Buches erkennt und geduldig auf „die Belegung des Marktes“ warten kann. Sie sind frei-

lich dünn gesät. D e f o e mußte beispielsweise mit seinem „Robinson Crusoe“ hausieren gehen, da kein Verleger den Mut aufbrachte, das Manuskript zu verlegen, bis endlich ein gewisser Taylor es nahm und dabei schon bei der ersten Auflage tausend Pfund verdiente. Für F i e l d i n g s „Tom Jones“ (1749) wollte ein kleinmütiger Verleger nicht einmal 25 Pfund geben, während ein anderer, mit weiterem Blick begabter Verleger dank seinem schnellen Entschlusse im Laufe der Jahre 18.000 Pfund dabei verdienen konnte. C e r v a n t e s hatte zwar einen Verleger für seinen „Don Quichotte“ gefunden. Kein Mensch aber wollte das Buch kaufen. Also entschloß sich der Autor, auf höchst eigenartige Weise selbst ein bißchen die Werbetrommel zu rühren. Er verfaßte eine recht boshafte Selbstkritik unter dem Titel „Die Schlange“, worin er sich nach allen Regeln der Kunst verriß. Seine Erwartung trog ihn auch nicht. Jeder war neugierig auf das geschmähte Buch geworden und wollte es besitzen, so daß die Erstauflage von 12.000 Exemplaren binnen kurzem abgesetzt war. Cervantes konnte zufrieden sein.

Weniger jedoch ein anderer Autor, namens J e a n L o m b a r d, 1854 zu Toulon geboren, ohne rechte Bildung, doch mit der heißen Sehnsucht im Herzen, als Schriftsteller sich einen Namen zu machen. Er gründete Journale, die nicht über die erste Nummer herauskamen, und veröffentlichte Bücher, deren Druckkosten er sich vom Munde absparen mußte. Aber niemand kümmerte sich um die Erzeugnisse seines Geistes. Als er wieder einmal einen Roman „L'Agonie“ herausgegeben hatte, der nach dem Ratschluß der Götter ebenfalls Ladenhüter zu bleiben drohte, verfiel der unglückliche Autor auf die Idee, dieses Werk als unsittlich beim Gericht zu denunzieren, anonym natürlich. Um der Behörde die Arbeit zu ersparen, sich mühsam durch das Buch durchzuackern, um die darin verstreuten Rosinen der Unzüchtigkeit zu finden, führte er gewissenhaft in seiner Denunziation vom 23. Oktober 1888 alle die Stellen sorgfältig an, die seine zartbesaitete Seele verletzt hätten. Es waren nicht weniger als 15 an der Zahl. Leider führte auch dieser letzte verzweifelte Schritt des nach Anerkennung dürstenden Autors nicht zu dem ersehnten Ziel. Der mit der Prüfung betraute Richter

las das Buch, fand es ausgezeichnet und legte den denunzierenden Brief als völlig unbegründet zu den Akten.

Gelungener war ein anderer Trick, von dem anfangs 1933 die Presse berichtete. Ein Salzburger Autor namens F r a n z L ö s e r sollte für den von deutschen Verlegern 42mal abgelehnten Roman „Erben der Erde“ den Literaturpreis der „Times“, den sie für den besten Nachkriegsroman ausgesetzt hatte, erhalten haben. Nachträglich stellte sich die ganze Sache als ein ungeheurer Bluff heraus, denn weder die Londoner noch die New Yorker „Times“ hatte ein derartiges Preisausschreiben erlassen, aber der sonst unbekannte Wiener Verlag hatte es verstanden, die Aufmerksamkeit auf den Roman zu lenken.

So lustig die Geschichte auch an sich ist, so hat sie doch eine verdammt ernste Seite. Sie offenbart mit erschreckender Deutlichkeit die Schwierigkeiten, die sich einem jungen, aufstrebenden Talent in den Weg stellen, der keinen anderen Bundesgenossen zur Seite hat als sich und seine Tatkraft. Aber wieviele bleiben unbeachtet, weil es ihnen nicht liegt, sich vorzudrängen, und weil sie mit keinen anderen Waffen zu kämpfen gewöhnt sind als denen ihres Geistes!

BÜCHERSCHAU DES BIBLIOPHILEN UND LITERATURFREUNDES.

Von Hans Feigl.

Auswahl und Anordnung in dieser, wie an dieser Stelle immer wieder betont, keinerlei Vollständigkeit anstrebenden Bücherschau wurden gleich den Vorjahren auch diesmal vom Herausgeber getroffen, dem auch die Hauptarbeit der hier gebrachten Charakteristiken zufiel. Der Mühe einer Übersicht über die jüngste schöngeistige Produktion unterzog sich Herr Dr. Alois Nagler, Feuilletonleiter der „Wiener Neuesten Nachrichten“, dessen Betrachtungen wir an die Spitze unserer Bücherschau stellen.

Da und dort, namentlich in der geisteswissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Abteilung wie auch in der Rubrik „Kunst, Theater usw.“ mögen einzelne Verlage stärker hervortreten. Das hängt ausschließlich mit der vermehrten und recht wagemutigen Produktion solcher Verlage zusammen. Nach wie vor hat die Redaktionsführung ihre völlige Unabhängigkeit nach allen Seiten gewahrt.

ICH HABE GELESEN...

Ein Überblick von Dr. Alois Nagler.

1. Scholle und Schicksal.

Waggerl, K. H.: Das Jahr des Herrn (Insel). Alles um den Bauern herum hat einen steten, unbeirrbaren Schritt. „Das ist wie bei einem Rudel Gemsen, die Herde muß beisammenbleiben, sonst geht sie zugrunde, sie hat ihre besondere Zucht und strenge Gesetze“, heißt es von den Dorfleuten an einer Stelle des Romans, der von diesen Gesetzen handelt. Im Dorf ist das Leben geordnet und fest gefügt. Das Leben der Waggerlschen Bauern ruht in Gott,

der seine Feste mit den Menschen feiert. Das Jahr des Herrn ist auch das Jahr des Bauern. Er ist ein milder Gott, ein gütiger Gottvater, ein genialer Bauherr. Er hat die Welt „ja nicht wie ein Taschenspieler aufgebaut, damit wir daran raten können, sondern er hat sie fest und verlässlich gegründet, damit die Menschenkinder eine Heimat haben und damit niemand irgehen muß, der die Wege Gottes nicht verläßt“. — Der kleine David, der Held dieser Chronik ländlicher Ereignisse, versteht allerdings nicht, daß der Lauf der Dinge vorgezeichnet ist. „Vielleicht gehört David zur Gattung jener Menschen, denen Gott aus Versehen eine Engelseele eingeblasen hat, die nun zwar voll von einer seligen Ahnung des Unendlichen und der göttlichen Geheimnisse ist, aber gleichermaßen blind und doppelt qualvoll gefangen in der finsternen Enge des Leibes, so daß diese Menschen sich nie zu rechtfinden und nichts Ordentliches werden können.“ David begleitet den Pfarrer auf seinen Versegängen, er setzt die Glocken im Kirchturm und die Schellen beim Meßopfer in Bewegung, er hütet die verwaisten Kinder und das Vieh der Bauern. Das ist sozusagen sein öffentliches Dasein. Im Privatleben ist der Junge ein Phantast, der sich herumschlägt mit den Rätseln des Lebens. Er fühlt in sich einen dunklen Drang, und mitunter befällt ihn eine peinvolle Angst vor sich selbst. Wie ein Rausch überkommt es ihn manchmal. „Die Dinge blähen

sich auf, schillern und spiegeln gleich Seifenblasen und wachsen ins Ungeheuerliche, während er sie nennt. Etwas löst sich in ihm, seine Seele löst sich aus der Armut und Dürftigkeit dieser Welt und redet in Zungen.“ Die Bauern sagen dann freilich: David lügt. Langsam beginnt David zu begreifen, daß sein Weg im Schatten läuft, und er richtet sich darauf ein, die Feindseligkeiten der Umwelt abzuwehren. — Von Vorfrühling zu Vorfrühling ist der Bogen des Werkes gespannt. Waggers Schilderungen der Kirchenfeste sind pittoresk und doch prägnant. Die deutsche Sprache klingt, als wäre sie noch nie von Stümpfern mißbraucht worden. Das starke Erfülltsein Waggerls vom Glück des Naturlebens wirkt sich im Sprachlichen aus, das befruchtet wird von schollennaher Andacht allem vegetativen Leben gegenüber.

Mechow, Karl Benno von: Vorsommer (Langen-Müller). Mechow, dem wir das „Ländliche Jahr“, dieses Hohelied auf ländliche Arbeit und die Gesetzmäßigkeit des schollengebundenen Daseins, und den männlicherben Reiterroman aus dem großen Krieg „Das Abenteuer“ verdanken, schenkte uns im Vorjahre ein stilles, aber ein reines Buch. Der Roman ist arm an äußeren Geschehnissen, arm an allem Landläufig-Romanhaften. Trotzdem ist diese spröde Liebesgeschichte nicht ohne Spannung. — Das junge Mädchen Ursula begibt sich, dort den Sommer zu verbringen, auf ein

norddeutsches Landgut, das einem jungen Manne namens Thomas gehört. Thomas hat sich von den Menschen zurückgezogen, „um sich wenigstens die Freiheit zu behalten, abseits von den Menschen über die weiten Felder zu reiten“. Durch das Auftreten Ursulas wird er wieder mit den Menschen verbunden, von denen er sich bereits endgültig gelöst zu haben glaubte. Seine Liebe zu Ursula bleibt unerfüllt. Als der Sommer zu Ende ist, reist Ursula ab. Das ist die „Handlung“. Der Dichter hat seinem Werk ein durchaus ungewöhnliches Motto (ungewöhnlich für einen Liebesroman!) vorangestellt: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst ist der: die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von dieser Welt unbefleckt halten“ (Aus dem Jakobusbrief). Das Buch ist mehr als die Geschichte einer unerfüllten Liebe. Es enthält des Dichters persönlichstes Glaubensbekenntnis: daß inmitten einer, mit Kleist zu sprechen, zerbrechlichen Welt das Gute und Reine sich noch, in reiner Darstellung gleichsam, verkörpern kann wie in der Gestalt dieser Ursula, deren Güte und Frömmigkeit von keiner Doktrin her bestimmt wird, die vielmehr ihrem innersten Wesen nach so und nicht anders als gut, fromm und rein sein kann. „Desgleichen lebt zwischen uns alle Tage und ist nicht schlechter und besser, als wir es sind. Dennoch will es uns scheinen, daß etwas Schönes zu uns gekommen ist und uns nicht so leicht verlassen wird.“ Was Mechow hier von seiner Ursula sagt,

dieser Legende aus unserer Zeit, möchten wir von seinem Buche sagen.

Griese, Friedrich: Das letzte Gesicht (Langen-Müller). Ein apokalyptisches Untergangsgemälde, aber gemalt von einem Künstler, dessen Glaube an die ewige Wiedergeburt unerschütterlich ist. Die Landschaft ist das Symbol dieses Glaubens. „Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich“, heißt es im Motto. — Von einem Mann, der Fanna hieß, war nach dem Dreißigjährigen Krieg das Dorf Reth gegründet worden. Noch war die Zeit rau und hart, eine Wolfszeit. Eine Hofstelle wurde gegründet, andere kamen dazu und wieder andere. So entstand das Dorf. Aus dem Odland wurde Weide und Saatacker. Für die dritte Generation war der lange Krieg nur mehr ein Gesprächsstoff. Freilich, es kamen auch später Zeiten, die das Dorf aufstörten aus seiner Ruhe und die Bewohner lehrten, daß die Erde etwas ist, was in Not gehalten und wieder von neuem bebaut werden muß. Doch kam eine Zeit, da brachen die Dämonen ein in den für behütet gehaltenen Frieden des Dorfes. Das Tier der Offenbarung nahm seinen Weg zu den Dörfern. Der Weltkrieg begann. In seinem Gefolge kamen Hunger, Krankheit und Gier. Die Bauern tanzten ums goldene Kalb. Eine allgemeine Lebensverwirrung brach aus. Die patriarchalisch - festgefügte Ordnung des Landvolkes zerfiel. Wieder muß einer kommen, der von vorne be-

ginnt. Wieder ist ein Fanna — man hielt ihn schon für tot, nur die Mutter glaubte an seine Wiederkehr aus Krieg und Gefangenschaft — der gute Geist des Dorfes. Der Wiedererstandene macht seinen Landsleuten keinen Vorwurf: sie waren von der Zeit, der sich niemand widersetzen kann, verführt worden. Und abermals verjüngt sich ein Geschlecht durch die Berührung mit der Scholle. Was Reth heimsucht, ist sinnbildlich für die Kriegs- und Nachkriegszeit überhaupt. Mecklenburg weitet sich zur mythischen Seelenlandschaft; das Dörfliche wird zum Allgemeingültigen erhöht.

Brehm, Bruno: *Heimat ist Arbeit* (Adam Kraft). Brehm ist Auslandsdeutscher, er liebt sein Deutschtum, das seine Vorfahren schon hatten verteidigen müssen, das in ihm selbst täglich von neuem bedroht war, bewußter als die Deutschen im Mutterland. Brehm ist Auslandsdeutscher, er hat als solcher für andere Völker mehr Verständnis als die Deutschen im Mutterland durchschnittlich zu haben pflegen. Zu einem Reichsdeutschen sagt der Dichter einmal: „Ihr habt im Reiche gewohnt, wir haben es immer geliebt wie einen Traum, in dem sich alles, was bei Tage rauh gegeneinander stößt, leicht löst und in schönere Zucht ordnet.“ — Den Preis unter diesen drei Dutzend Geschichten, die der Dichter hier — fast alle sind früher bereits in Tagesblättern erschienen — in einem Band zusammengefaßt hat, möchte ich darum jenen zuerkennen, in denen sich

Brehm bemüht, das Verständnis für die Auslandsdeutschen zu wecken und zu vertiefen. Mag Brehm von der Verzweiflung der deutschen Siedler in Wolhynien erzählen oder von wolgadeutschen Träumen von der Herrlichkeit des Reiches, mag er dem Gesang Banater Schwabekinder lauschen: wo immer in der Welt Deutsche siedeln, dort fühlt Brehm sich zu Hause.

Thieß, Frank: *Johanna und Esther* (Zsolnay). Den Inhalt des Buches bilden Paraphrasen über das Thema: Fruchtbarkeit. Thieß nannte sein Werk „eine Chronik ländlicher Ereignisse“, er wich der Bezeichnung „Roman“ mit Recht aus. Thieß musiziert mit Gedanken und Worten. Er stellt ein Thema auf, variiert es, fugiert es. Alles wirkt eminent gekonnt. Viel Geistreiches wird im Rahmen dieser Chronik gesagt. An schönen Details ist das Buch überreich. Als Ganzes betrachtet, muß man feststellen, daß dem Dichter Thieß der Denker Thieß im Weg gestanden ist, daß sich der Verfasser dem Ursprünglichen mit dem Intellekt genähert hat. Ein intellektueller Spaziergang zu den „Müttern“! — Im Verlag Zsolnay ist nun eine Sonderausgabe von Thieß' „Der Leibhaftige“ erschienen. Die Neuausgabe ist gerechtfertigt. Denn „Der Leibhaftige“ war der erste deutsche Roman, der dem Leser das Gesicht seiner Zeit und des sie beherrschenden Geistes in mitleidloser Schärfe gezeigt hat. In diesem Roman wurde der Teufel an die Wand gemalt, in dessen Schatten wir alle gelebt haben.

2. Vergangenheit und Gegenwart.

Belzner, Emil: Kolumbus vor der Landung (Rüten und Loening). Kolumbus hat in dem Augenblick, in dem er nach vielwöchiger Seefahrt endlich Land sieht, eine visionäre Sekunde der Erleuchtung. Er schaut in dieser Sekunde Vieles von dem, was ihn im Laufe seines Lebens erregt oder empört hat. Blitzartig durchzuckt ihn in diesem Augenblick der Gedanke, daß er, der am Eingang in ein märchenhaftes Reich steht, es jetzt vielleicht in der Hand habe, alle jenen Unglücklichen, denen er begegnet war, zufrieden und glücklich zu machen. Die frühesten Erinnerungen und Eindrücke seines Lebens steigen aus dem Unterbewußtsein. Die innere Entwicklung des großen Entdeckers wird vom Dichter in diesem phantastischen und durchaus ungewöhnlichen Buch aufgerollt und mit einer sprachlichen Gewalt gestaltet, wie wir sie sonst nur in den Schriften der Mystiker finden.

Jelusich, Mirko: Cromwell (Speidel). Gleich dem „Caesar“ ein historischer Tatsachenroman, geeignet, das Verständnis für parallele geschichtliche Vorgänge der Gegenwart zu wecken und zu fördern. Um Cromwell webt bereits die Legende. Jelusichs Cromwell-Bild indes kann sich vor der Geschichtswissenschaft behaupten. Nirgends vergewaltigt der Dichter die historische Wirklichkeit. Wir werden Zeugen des Aufstiegs Cromwells vom kleinen Landadeligen und unabhängigen Parlamentsmitglied, das sich seiner

herrscherlichen Eigenschaften in den Kämpfen gegen Irland und Schottland bewußt wird, zum — denn er war in der Gnade! — Lord-Protector von England. Es ist Cromwells Verdienst, daß er, als er die Notwendigkeit eines nationalen Zusammenschlusses erkannte, die Entwicklung des britischen Volkes zur Nation entscheidend bestimmte und dadurch die Voraussetzungen für die Entfaltung des britischen Inselreiches zum Weltreich schuf. — Der Dichter hat seinen Roman architektonisch äußerst glücklich konzipiert. Er erzählt durchlaufend im Präsens, er begünstigt den Dialog. Die einzelnen Szenen sind nach den Gesetzen der dramatischen Kunst gebaut. Trotzdem wird der Fluß des Ganzen nicht unterbrochen, er reißt den Leser vielmehr mit elementarer Gewalt mit. Der sprachliche Stil des Werkes ist knapp, fast militärisch knapp. Beste, weil zuchtvolle deutsche Prosa!

Winckler, Josef: Ein König in Westfalen (Deutsche Verlagsanstalt). „Roman einer Staatsgroteske in Deutschland“ lautet der Untertitel. Jerome, im Korruptionsumfeld der großen Revolution aufgewachsen, wird das schuldlose Opfer einer irrsinnig raschen Karriere. Napoleon setzt ihn auf den Thron des Königreiches Westfalen, und „König Lustik“, wie ihn das Volk nannte, der den Leichtsinn wie eine Blume im Knopfloch trug, müht und zappelt sich ab, auf einem ihm blutsmäßig fremden Terrain einen Staat zu bilden. Im

Grunde ist das Buch also eine Auseinandersetzung zwischen romanischem und germanischem Wesen. Indem Winckler jene Epoche gestaltet, vor unseren Augen einen Veitstanz von Eitelkeit, Exzentrizität, Habgier und Aufgeblasenheit vorüberlassen läßt, deutet er zugleich die Situation Deutschlands nach dem Weltkrieg. Legendär und visionär tauchen die Großen jener Zeit auf, Arndt, Stein und Jahn. Sie sind die Kommenden. Noch herrschen in Westfalen Parvenüs, Abenteurer, Spitzbuben und Erpresser. Freilich wird die Tendenz nicht direkt ausgesprochen. Man genießt ein heiteres Buch, geboren aus dem Geiste des Tollen Bomberg. In barocker Fülle reiht sich Schnurre an Schnurre. Unerschöpflich ist Wincklers Erfindungsreichtum. Es quillt nur so aus ihm, und der Dichter, der das historische Tatsachenmaterial übrigens souverän beherrscht, hat manchmal Mühe, den entfesselten Strom zu regulieren.

Stucken, Eduard: Giuliano (Zsolnay). Stucken ist ein Mann von beinahe enzyklopädischem Wissen. Mag er sich rund um die Tafelrunde des Königs Artus bewegen, mag er mit breitem Pinsel die Kultur Alt-Mexikos malen, mag er das London Jakobs I. schildern oder die Atmosphäre des moskowitzischen Altrussentums: immer sind seine Bücher ausgezeichnet durch genaues Bescheidwissen in allen kulturhistorischen, geschichtlichen und ethnographischen Belangen. In seinem letzten Roman schreitet er den Kulturkreis des

Zeitalters der Medici ab. Das Buch hat keine zentrale Gestalt, obwohl der Titel eine solche in Aussicht stellt. Im Mittelpunkt steht der von Cosimo I. gegen seinen Sohn Pietro angestrengte Mordprozeß. Im wesentlichen ist der Roman ein Zeitbild, ein mit viel Kunstverstand entworfenes und mit kulturhistorischer Akribie ausgeführtes Kolossalgemälde in brennenden Farben. Das vom Planeten Venus beherrschte, morbid glitzernde Zeitalter der Spätrenaissance mit seiner blutarmen, nervösen Sinnlichkeit wird uns von Stucken zum Greifen nahegerückt. Während Jelusich seinen „Cromwell“ von der Führerpersönlichkeit aus komponiert, während Winckler einen einzigartigen Ausgleich zwischen dem Helden seiner Groteske und dem Milieu findet, strebt Stucken mit seinem historischen Roman ins Vielfältige, in die Breite und entgeht dabei nicht immer der Gefahr der Abirrung in schwülstige Geschichtsklitterung und antiquarische Vielwisserei. — Anlässlich des 70. Geburtstages des Dichters hat der Zsolnay-Verlag eine erschwingliche Festaussgabe der „Weißen Götter“ herausgebracht, auf die wir in diesem Zusammenhang hinweisen.

Edschmid, Kasimir: Das Südreich (Zsolnay). Vor sieben Jahren hat Edschmid begonnen, die Dokumente der großen deutschen Geschichte am Rande des Mittelmeeres zu sammeln. Als erste Früchte seiner Bemühungen konnte er die Bücher „Zauber und Größe des Mittelmeeres“ und „Deutsches

Schicksal“ vorlegen. Die Fortsetzung dieser beiden Werke ist „Das Südreich“. „Roman der Germanenzüge“ nannte Edschmid sein jüngstes Buch. Eine irreführende Bezeichnung! „Das Südreich“ ist kein Roman, ist vielmehr eine Reportage über eine Fahrt Edschmids, der sich im Buche übrigens Loy nennt, durch Unteritalien und Sizilien. Eine Autoreise auf den Spuren verschollenen Deutschtums in Italien. Sein kleiner Wagen führte den Verfasser durch die Ortschaften in Süditalien und Sizilien, die zum Teil aus der Zeit der Langobardenstaaten, zum Teil aus der Zeit der Normannen und Hohenstaufen stammen. Loy, der Vertrauensmann

des Autors, rechnet sich zu jenem Schlag von Deutschen, die das Nahe erst aus der Perspektive der Ferne klar und ohne Verzerrung zu sehen vermögen. So sieht denn Loy-Edschmid in den Germanenzügen nach dem Süden richtig mehr als die Verschwendung besten deutschen Blutes, er erblickt in dem zähen Ringen der Deutschen um ein Südreich „eine der großen Ausdrucksformen seiner Nation“, das Streben, „die ewige Weltgeltung des deutschen Wesens zu beweisen“. Edschmid kommt hier mit seiner Auffassung über das Kolonisationsproblem nahe an die Überzeugungen eines Hans Grimm heran.

3. Vorkrieg — Krieg — Nachkrieg.

Grimm, Hans: Lüderitzland (Langen-Müller). „Wo ein Tor aufgestoßen wird, beginnt Menschenschicksal“, sagt der Dichter im Vorwort, in einem an seinen Vater gerichteten Brief. Vor rund fünfzig Jahren hat Lüderitz so ein Tor aufgestoßen. Er selbst starb vor ihm. Aber junge Männer seines Volkes zogen durch es, und Grimm erzählt von ihren Schicksalen hinter diesem Tor in den sieben Novellen, „Begebenheiten“, wie er sie nennt, dieses Bandes. Durchschnittsmenschen sind die Helden, fleißige Kleinbürger, die in der Ferne einen rascheren Aufstieg suchten, als ihnen das Vaterland zu bieten vermochte. Sie sind nicht Abenteurernaturen, nicht Gewaltmenschen und werden doch auf ihrem neuen Weg immer dich-

ter herangestellt an das Schicksal, bis sie sich ihm eines Tages Aug in Auge gegenüber sehen. Der Dichter erblickt in den Kolonien nicht ein Stück Romantik. Der Wert der Kolonien für ein Volk ohne Raum wird ja nicht entschieden durch einen zahlenmäßig belegbaren Sieg oder durch einen kaufmännischen Beweis, der Wert eines Kolonialbesitzes für ein Volk liegt in der Möglichkeit, daß junge Menschen, die ihr Volkstum nicht verlieren wollen und zum unehrlichen Mietewohnen bei anderen Völkern nicht taugen, ihre Kraft unter Beweis stellen können und durch das Bewußtsein einer solchen Möglichkeit ihr ganzes Volk jung erhalten. Wie „Volk ohne Raum“ ist auch diese Sammlung von Begebenheiten auf der heißen

Erde von Südwest ein Schicksalsbuch unseres Volkes. Man muß schon zurückgehen zu den Novellen eines H. v. Kleist, um in deutscher Sprache — und wie kraftvoll-herb ist Grimms Sprache! — Novellen von ähnlicher Stärke und Wucht zu finden.

Schaffner, Jakob: Eine deutsche Wanderschaft (Zsolnay). Der dritte Band in der Reihe der autobiographischen Johannes-Romane. „Johannes“ war der Roman der Kindheit. Die Fortsetzung stand in der „Jünglingszeit des Johannes Schattenhold“, und jetzt treffen wir den Jüngling auf der Wanderschaft aus der Schweiz nach Straßburg, wir begleiten ihn nach Karlsruhe, Frankfurt, Koblenz, Holland, Belgien, Paris, München. Ein helles, beschwingtes, sonniges Buch auf der Linie „Taugenichts“ — „Grüner Heinrich“. Ein Bildungsroman. Ein von innen kommendes Ziehen, ein unbändiger Wandertrieb ohne bestimmtes Ziel, eine süchtevolle Schwermut treibt den Jüngling Johannes auf die Wanderschaft, aus der schließlich Weltbedeutung und Ewigkeit erblühen. Wir erleben das Heranreifen des Jünglings zum Manne und Dichter. Allen Versuchungen, seinem Wesen untreu zu werden, widersteht Johannes auf dieser Wanderschaft zu sich selbst. Täglich erkämpft er sich die innere und äußere Freiheit von neuem. Ein romantisches Buch, dessen Elemente musikalischer und malerischer Natur sind. Und wie in allen romantischen Büchern erschaut der Held das Tiefste im Traum. Einer

seiner Vorfahren war Heinrich von Ofterdingen, der, von einer zur Unendlichkeit wachsenden Sehnsucht getragen, auszog auf die Suche nach dem Wunder der blauen Blume... — Die früheren Romane Schaffners, gleichsam die Parerga zur Johannes-Trilogie, bringt der Zsolnay-Verlag jetzt unter dem Motto „Volks-Schaffner“ in einer wohlfeilen Ausgabe heraus. Bisher erschienen: „Die Weisheit der Liebe“, „Die Glücksfischer“, „Konrad Pilater“, „Der Dechant von Gottesbüren“ und „Mensch Krone“.

Salomon, Ernst von: Die Kadetten (Rowohlt). Gemäß den Bestimmungen des Friedensvertrages wurde die von Friedrich Wilhelm I. als Pflanzstätte des preußischen Offizierskorps gegründete Erziehungsanstalt zu Beginn des Jahres 1920 aufgelöst. Ernst von Salomon, einst selbst Zögling des Institutes, hält ihm einen un-sentimentalen, männlichen, von einem eigenartigen Humor überglänzten Nachruf. Nie klüger als seine Geschöpfe, zeichnet er die Kadetten wie sie waren, als halbe Kinder, die sich gern vom Dienst drückten, die, wie andere Jungens, ihre Freude an Lausbübereien hatten und ihren Vorgesetzten Streiche spielten. Und nebenher lernten sie das, was sie recht eigentlich in dieser Anstalt lernen sollten: „Sie sind hier, um sterben zu lernen“, sagt der Instruktionsoffizier in seiner Rede an die Neueingetretenen. In diesem Buch stehen Szenen von außerordentlicher

Kraft der Gestaltung: die Rückkehr des Hauptmannes Kolp aus dem Krieg etwa oder die Schilderung der Kämpfe zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Drückbergerei und Dienstordnung sowie des Fliegerangriffes auf Karlsruhe. — Einige sprachliche Marotten stören kaum den Gesamteindruck bei der Begegnung mit diesem durch Lauterkeit der Gesinnung ausgezeichneten Gedenkbuch zu Ehren der versunkenen Kadettenherrlichkeit.

Fallada, Hans: Wer einmal aus dem Blechnapf frißt... (Rowohlt). Auf den Bauernroman folgte der Arbeitslosenroman, und nun kommt Fallada mit einem Ganovenroman. Er verfärbt die Wirklichkeit nicht mehr ins Idyllische, wie er es noch im „Kleinen Mann“ getan hat. Er schildert das Schicksal eines Strafenlassenen und zugleich die grotesken und beklagenswerten Begleitumstände des sogenannten humanen Strafvollzuges. Wenn man will, hat der Roman mithin eine Tendenz: „Kein Geschwätz von Humanität für Strafgefangene, sondern Arbeit für Strafenlassene“, heißt es im Vorwort. Fallada schrieb den Roman der Gehandicapten, der Verkorksten, in denen eine „humane“ Gesellschaft das Gefühl groß gezüchtet hat, daß sie es auf normalem Wege nicht mehr schaffen, daß sie nie wieder in ein ruhiges bürgerliches Leben zurückfinden können. Roman jener, die am Rande des Daseins leben, bedroht von Schutzleuten, Kittchengenossen, Erpresserbriefen

und, am schlimmsten, vom eigenen Ich. Alle diese Menschen glauben nicht mehr an sich. Wer einmal aus dem Blechnapf frißt, frißt immer wieder daraus... Aber man kann den Roman auch lesen, ohne auf die Tendenz zu achten, denn sie ist im Roman selbst nur mittelbar gegenwärtig; man kann das mit unheimlicher Sachkenntnis im Stil des konsequenten Naturalismus geschriebene Buch auch lesen als eine Sammlung hinreißend erzählter Ganovengeschichten, ja, Sie sollen es so lesen, Sie werden sich in Gesellschaft dieses vielleicht lebendigsten deutschen Erzählers der Gegenwart nicht langweilen!

Seidel, Ina: Der Weg ohne Wahl (Deutsche Verlagsanstalt). Roman der individuellen Konflikte. Man muß das betonen; derlei Romane sind selten geworden. Und als habe die Dichterin nicht den Mut aufgebracht, einen Roman durchwegs mit privatem Geschehen zu füllen, bemüht sie am Schluß den gewaltigen Schicksalsvollzug des Krieges. Die ersten Kriegsgerüchte veranlassen den Arzt Rasmus, seinen Urlaub abzubrechen und in die Hauptstadt zurückzukehren. Auf der Rückreise wird er wider Willen hineingezogen in die fluchbeladene Sphäre eines Geschwisterpaares. Der Neurotiker Manuel und die in geheimnisvoller Weise an ihren Bruder gebundene Merula müssen das dunkle Geschick ihrer Eltern austragen, die böse Erbschaft aufzehren. Rasmus, der ihnen dabei behilflich ist, löst mit kundiger Hand das die Geschwister in gegenseitig-

ger Abhängigkeit aneinander fesselnde Band. Merula findet, geführt von der Gewalt des Liebesgesetzes, dem sie untersteht, den eigenen Weg, den Weg ohne Wahl, der zugleich der Weg ins Freie ist. Der Fluch weicht; der Bann ist gebrochen, als sich Merula dem Arzt zuwendet. War es also notwendig, noch die Weltgeschichte zu mobilisieren, um die Atmosphäre vollends zu reinigen? — Die Dichterin wählte die Form der Rahmenerzählung, und man genießt wieder den Reiz dieser heute zu Unrecht vernachlässigten Kunstform, zumal sie Ina Seidel mit bewunderungswürdiger artistischer Meisterschaft handhabt.

Molo, Walter von: *Holunder in Polen* (Zsolnay). Ein Denkmal deutscher Leiden im Osten! Durch das Versailler Friedensdiktat sind die Bewohner Ostpreußens polnisch geworden. Ein Kampf um Besitz und Seelen beginnt. Holunder, ein Verschwärmer, ein Träumer, ein reiner Tor, ist Hauslehrer in der Familie des Gutsbesitzers Leskot und wird ihr rasch mehr, wird ihr Führer zur Überwindung der erlittenen Schmach unter polnischer Gewalt Herrschaft, wird das Ferment im Läuterungsprozeß, dem die Gatten unterworfen werden. Als Familiengeschichte beginnt es und endet in legendärer Höhe: Holunder, der die Züge Hölderlins trägt, fällt, nachdem er seine Mission erfüllt hat, in geistige Umnachtung und entschwindet im Dunkel der Nacht. Kann sein, daß er eines Tages, wenn die Menschen wieder seiner

bedürfen, von neuem hervortritt. Solche Gestalten sind unzerstörbar. In immer neuen Verwandlungen treten sie in Erscheinung. In der Stunde tiefster Erniedrigung erscheint uns Deutschen immer ein Holunder. Holunder trägt den Ewigkeitszug! — Gestützt auf erschütterndes zeitgeschichtliches Material aus jüngster deutscher Vergangenheit, schenkte uns Molo, der sich aus seiner Verkrampftheit gelöst zu haben scheint, diesen durchsichtig-klaaren Roman von deutscher Not und innerer Befreiung.

Urbanitzky, Grete von: *Karin und die Welt der Männer* (Zsolnay). Karin hat es sich in den Kopf gesetzt, aus eigener Kraft reich zu werden und mitzuarbeiten an dem Plan, die einstweilen noch einander entgegengesetzten Forderungen großer Wirtschaftsgruppen der Wohlfahrt aller Menschen unterzuordnen. Eine Frau begehrt stürmisch Einlaß in die Welt der Männer, sie steigt hinab in den Maschinenraum unserer Zeit, um zu studieren, wie die Motoren arbeiten und warum sie schlecht funktionieren. Sie schlägt sich herum mit den harten Tatsachen der Wirtschaft und Politik, sie jongliert mit Problemen, weil sie, einem faustischen Drange folgend, tätig sein möchte. Ihr Weltbild ist nüchtern, ohne romantische Drapierungen. Aber sie ist doch auch Frau genug, um in einem Winkel ihres Herzens einen Liebestraum zu hüten. Eine Frau, eingespannt in das politische und wirtschaftliche Getriebe: ist ihr

abenteuerlicher Lebenslauf nicht ein Gleichnis für die Tatsache, daß das Leben in dieser Zeit nicht mehr uns gehört? Ein gescheites, bravourös geschriebenes Buch, das in einem zweiten Band seine Fortsetzung finden soll.

Strobl, Karl Hans: Kamerad Viktoria (Staackmann). Ein Roman, in dem nicht Probleme gewälzt und Thesen aufgestellt werden. Ein Buch, geboren aus der Lust am Fabulieren und aus der Freude an der schönen

Seele der Hauptgestalt, die ihrem einstigen Schulkameraden, als er erblindet aus der Gefangenschaft heimkehrt, bedingungslose Treue hält. Kriegs- und Nachkriegszeit geben die dunkle Folie ab für dieses tröstliche Vordergrundsgeschehen. Das Milieu einer sudetendeutschen Kleinstadt, die Atmosphäre eines Etappenkommandos, die Stimmung im Hinterland während des Krieges weiß der Dichter mit wenigen Strichen einprägsam zu schildern.

4. Übersetztes.

Buck, Pearl S.: Ostwind Westwind (Zsolnay). Ein Liebesroman aus dem China von heute. Liebe setzt sich hinweg über die Gebotsschranken einer zu leblosem Kult erstarrten Tradition. Die kleine Frau Kuei-lan, die an einen Arzt verheiratet wurde, der seine Erziehung in Europa genossen hat, erzählt der Dichterin die Geschichte ihrer Ehe, in der sie an der Seite ihres westlerisch-fortschrittlichen Gatten, der den leeren Formenkram Altchinas verächtlich beiseite schiebt, eine Wandlung durchmacht. In ihrer zartesten Kindheit schon hatte sie aus den heiligen Edikten gelernt, daß der Gehorsam gegen die Eltern über alles und also auch vor die Gattenliebe zu stellen sei. Und nun kommt sie in Konflikt mit den Überzeugungen ihres Mannes, ein Konflikt, aus dem ihr schließlich ihr liebendes Herz den einzig gangbaren Ausweg, den Weg ohne Wahl, weist. Eine überalterte Welt

geht in die Brüche; aus ihren Ruinen sprießt neues Grün. Die alten Grundlagen des Staates gehen in Trümmer, die Jugend zerschlägt die unbrauchbaren Gesetzestafeln und errichtet aus der Ursprünglichkeit ihres Fühlens heraus neue. Ein bezauberndes Buch, ein Buch, wie es nur eine Frau schreiben konnte, ein Buch, das restlos nur von Frauen begriffen werden wird!

Timmermans, Felix: Die bunte Schüssel (Insel). In der Tat ein buntes Buch! Randvoll angefüllt mit Leckerbissen für den literarischen Feinschmecker. Legenden, Märchen, Kindheitserinnerungen, Kindern nacherzählte Geschichten haben darin Platz gefunden. Es ist Kleinkunst, was uns diesmal der gesund-derbe Flame schenkt, der ebenso übermütig und ausgelassen wie ernst und religiös sein kann. In den Werken Timmermans gleicht sich der Norden und der Süden aus. Die Lage seiner Geburtsstadt Lier ist dafür Sym-

bol: zwischen den geheimnisvollen, zur Andacht und Selbsteinkehr mahnenden Fichtenwäldern des Nordens und den im Süden wogenden Feldern des weltoffenen Brabant wurde der Dichter geboren, in dem die Mystik ihren Ort hat, aber auch die Freude am die Sinne berausenden Leben; in dessen Werken die Schenke dicht neben der Kirche steht. Am liebsten ist uns Timmermans freilich, wenn er seinen Humor leuchten läßt, der mit flachem Optimismus nichts zu tun hat, ein Humor, der der Tragik des Lebens vielmehr stets eingedenk bleibt. Für diesen Humor bringt die uns aus Flandern gereichte „Bunte Schüssel“ wieder köstliche Belege.

Morgan, Charles: Der

Quell (Deutsche Verlagsanstalt). Der Wege, zu einem Zustand zu gelangen, der alles andere ausschließt, gibt es viele. Morgans Vertrauensmann Lewis strebt den Zustand der „besinnlichen Ruhe“ zu erreichen, jenen Zustand, in dem der Mensch unverwundbar ist. Er sieht in diesem Zustand nicht nur die Krönung seiner eigenen, sondern aller menschlichen Wünsche. Wie Lewis aus Schuld- und Leidverstricktheit durch die Liebe emporwächst zur geistigen und sittlichen Höhe wahrer Selbstzucht, das bildet den Inhalt dieses großangelegten Romanwerkes, dessen Übersetzung aus dem Englischen — und H. F. Herlitschka übersetzte meisterhaft — sich gelohnt hat.

NEUERE DICHTUNG.

Bartsch, Rudolf Hans: *Besonntes Philisterium*. Eine kleine Geschichte aus Mozarts Freundeskreis in Salzburg. (Zsolnay.) Ein echter Bartsch mit allen Stärken und Schwächen des Dichters und mit all seinem bitter-süßen, die Schwere der Sprache lösenden Klang. Und überdies ein hohes Lied auf unser, auf sein geliebtes Salzburg.

— —: *Zwölf aus der Steiermark*. Jubiläumsausgabe mit einer Einleitung von J. Fr. Perkonig (Staackmann). Man lese sich wieder hinein in die Romantik der „Sonnenkinder“ von Anno 1903, in die-

ses uns alle damals aufwühlende Buch des jungen Bartsch. Wie manches Herz mag da aufschreien über das Viele, das seither verlorengegangen ist an wahrhaftiger innerer Sehnsucht und Melodie. Mit dem Bildnis des Dichters geschmückt war diese Jubiläumsgabe die schönste Festgabe zum 60. Geburtstag des steirischen Dichters.

Binding, Rudolf G.: *Antwort eines Deutschen an die Welt*. (Rütten & Löning). Eine Auseinandersetzung mit Romain Rolland über das neue Deutschland. Vornehm geführt wie alles von Binding.

—: Größe der Natur.—
Deutsche Jugend vor den
Toren des Weltkrieges.
(Rütten & Löning).

—: Spiegelgespräch.
(Rütten & Löning). Der Spiegel tötet Unbefangenheit, Animalität, Ursprünglichkeit. Bewußtwerden steht gegen naives Dasein, Wirken, Wesen. Der Spiegelmensch ist der „Mensch in der Erkrankung seines Persönlichkeitsgefühles und in der Lähmung“.

Bloch, Jean R.: Sybilla.
Roman (Zsolnay). Es sollte der Roman um Isidora Duncan werden, die uns aber ihren Lebensroman, u. zw. ohne jeden Scheiner selbst erzählt hat. Der Dichter hätte uns mehr geben müssen. Zum Gestalter und Dichter hat es diesmal bei Bloch nicht gelangt.

Colerus, Egmont: Leibniz.
Der Roman eines weltumspannenden Geistes (Zsolnay). Ein Wagnis, um den Geistesriesen, dieses Universalgenie Leibnitz, der freilich auch ein Tatmensch war, einen Roman zu schreiben, ein Wagnis, das, soweit es überhaupt glücken konnte, Colerus geglückt ist, der schon mit seinem Pythagoras-Roman und seinem Marco Polo-Roman ähnlich kühne Wege gegangen ist. Gut untermauert, übersichtlich gegliedert, reich an Beispielen und durchaus nicht trocken wirkenden Beweisgründen, schreitet die dichterische Schilderung das Lebenswerk des großen Philosophen und dessen königlichen Bau in gewichtigen und gemessenen Schritten ab. Sicherlich kein Buch für den Herrn Jedermann, doch

eine bedeutende Schöpfung, die letzten Grundes das schöngeistige deutsche Schrifttum mehr und dauernder bereichert als so manches im Zeitruhm sich blähende Erzeugnis.

Corona. Eine Zweimonatschrift. Herausgegeben von Martin Bodmer und Herbert Steiner. IV. Jahrgang (R. Oldenbourg). Haltung, darunter auch vornehme Zurückhaltung, ist auch in diesem neuen Jahrgang gewahrt. Wie froh ist man, in all' dem Narrenlärm des Tages und dieser Tage sich zuweilen noch auf diese Insel zurückziehen zu können. Unter den Autoren des laufenden Jahrganges nennen wir: Vossler, Emil Strauss, Martin Bodmer, Karl Hillebrand (Briefe), Rudolf Alexander Schröder, Rudolf Kassner, Josef Nadler, Heinrich Zimmer, Josef Hofmiller (†), Paul Valery, Hugo v. Hofmannsthal, Edgar Dacqué, Paul Alverdes, Max Mell. Es ist keine einzige Niete unter den Aufsätzen. Hier ist versammelt, lebt und wirkt noch die alte große deutsche Humanitas.

Le Fort, Gertrud v.: Der Papst aus dem Ghetto. Die Legende des Geschlechtes Pier Leone. Roman. 2. Auflage (Kösel & Pustet). Gertrud v. Le Fort, eine der bedeutendsten Erscheinungen des katholisch-nationalen Deutschland — „Hymnen an die Kirche“, „Hymnen an Deutschland“, „Das Schweißstuch der Veronika“ — erzählt in diesem jetzt in Neuauflage vorliegenden Roman den Aufstieg des aus jüdischem Blute stammenden Geschlechtes der Pier Leoni, dem es schließlich sogar glückte,

und zwar in dem Kardinal Pierleoni, als Gegenpapst Anaklets II. den Stuhl Petri zu besteigen. Die großen Probleme des gewaltigen Investiturstreites werden aufgerollt, die inneren Gründe der weltlichen und geistigen Kämpfe durchleuchtet. Dabei rührt die Dichterin an religiöse, nationale und rassische Probleme, die heute mehr denn je die Welt aufrütteln. Der hiebei gewählte Legendenstil hat ohne Zweifel seine großen künstlerischen Meriten. Das streng gegliederte Werk mag den über die vielfachen Schlagworte der Zeit hinausstrebenden und denkenden Menschen wohl gerade heute manches, da und dort sogar vieles sagen.

Galsworthy, John: Pharisäer. Roman. (Zsolnay). Ein oft überarbeitetes Jugendwerk des Dichters, leidet der Roman an Blutleere. Es geschieht nicht viel, um so mehr wird disputiert, Diskussionen, die uns heute angesichts der so gewaltig veränderten Zeit reichlich veraltet anmuten. Immerhin spürt man auch schon aus dieser Jugendschöpfung den späteren großen Gestalter, und zwar in allen seinen englischen Eigenheiten vernehmlich heraus.

Hamsun, Knut: Gesammelte Werke in 16 Bänden. Deutsche Originalausgabe. 16. Bd.: Nach Jahr und Tag. Roman. Übersetzt von J. Sandmeier und S. Amermann (Langen & Müller). Nach Jahr und Tag bricht es in dem alten, lange bereits gebändigten und gefriedeten Landstreicher und Weltumsegler August wieder

auf und heraus. Der Projektentmacher und Faiseur feiert wieder seine fröhliche Urständ und geht dabei zu Grunde. Hamsun's großes und längst abgelegtes Bekenntnis wird hier in musikerfüllter Sprache erneuert: wesentlich ist der Mensch nur, wenn er beharrt, im Festen und in der Erde wurzelt, Sinn des Lebens ist nur Aufbau und Beharrlichkeit. Der Roman ist nun in die von uns wiederholt empfohlene Gesamtausgabe der Hamsun'schen Werke eingereiht, deren rote, edel verzierte Ganzleinenbände das Auge ungemein warm ansprechen.

Hofmannsthal, Hugo v.: Nachlaß der Gedichte (S. Fischer). Es ist vornehmlich der junge Hofmannsthal, der hier in seiner Lyrik (bereits Veröffentlichtes und auch noch nicht Gedrucktes) auf der Suche nach dem Reiche der Schönheit ist. Noch Weggefährte Stefan Georges entzückt er uns durch das Hymnische vieler Gesänge, doch auch Einflüsse Goethes, Shakespeares, Mörikes werden fühlbar. Er steht über der Zeit und sucht doch immer wieder sich Erde, Zeit und Wirklichkeit zu verbinden. Strahlend ging damals sein Gestirn auf: was wir an ihm besitzen und was er uns gegeben, rauscht durch diese schönheitstrunkenen Verse.

Michael, Friedrich: Die Flucht nach Madras (Rütten & Löning).

Mitterer, Erica: Höhensonne (Deutsche Verlagsanstalt). Der erste epische Versuch der Lyrikerin, deren „Dank an das

Leben“ ihre Berufung erwiesen hat. Der Lebensweg einer jungen Fürsorgerin führt in ein Alpendorf, wo das junge Menschenkind Menschliches und allzu Menschliches sieht und erfährt. Man spürt in allem die Lyrikerin, der es wohl noch an der kräftigeren Linienführung im Epischen da und dort gebricht. Dafür werden wir entschädigt durch warm ansprechendes, in der Sprache bildhaftes Naturempfinden und die liebevolle Schilderung auch kleinster Einzelheiten. Zu dieser Andacht zum Kleinen gesellt sich auch die glückhafte Schilderung landschaftlicher Scenerien. Prachtvoll die Schilderung der Bergwelt bei Föhnsturm!

Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. II. Teil (Rowohlt). Des großen von uns bereits in seinem ersten Teil gewürdigten Sitten- und Gesellschaftsromanes zweiter Teil. Mit dem ersten Bande zusammen zählen wir heute schon 1681 Seiten und ein dritter Teil soll noch folgen! Da heißt es wirklich reichlich Geduld haben, doch möchten wir wiederholen: wer sie aufbringt (und immer wieder aufbringen muß), wird vielfach belohnt. In die Dithyramben einzelner Kritiken, die vom großen Roman unserer Zeit sprechen, möchten wir natürlich nicht einstimmen. Hinter dem Ameisenfleiß des Prosaikers steckt ein dichtender Moralist von schwerem Ernst, ein Seher und Denker, dem das ganze menschliche Sein zum Problem wurde und zur Aufgabe wird. Dem Werk fehlt alles Literatenhafte, es

glüht von echter Leidenschaft zu allem Geistigen und allem Denkerischen.

Rachmanowa, Alexandra: Milchfrau in Ottakring. Tagebuch einer russischen Frau (Anton Pustet, Salzburg). Das dritte Buch der rasch bekannt gewordenen Russin, die, Arzstochter, vor den „Roten“ Reißaus nahm, um das nackte Leben zu retten, nach Sibirien floh, dort einen österreichischen in Kriegsgefangenschaft geratenen Offizier kennenlernte und sich mit ihm fürs Leben verband. Beide werden später dann ausgewiesen, die Rachmanowa in die Heimat ihres Gatten, nach Österreich verschlagen, wo sie dann abermals gemeinsam mit ihrem Mann den Kampf um das Leben aufnimmt. Gleich ihren ersten Büchern, „Studenten, Liebe, Tscheka und Tod“, „Ehen im roten Sturm“, haben wir es auch in dem vorliegenden Band nicht mit Phantasiegebilden, sondern mit tagebuchartigen Aufzeichnungen der Wirklichkeit zu tun. Es sind Bekenntnisbücher von künstlerischer Eingebung, aus denen ein leidenschaftliches, hochgesinntes und gütiges Herz spricht.

Roda, Roda: Ausgewählte Werke in 3 Bänden. 2. Band: Krokodilstränen. 3. Band: Schenk ein, Roda! Aus slawischen Quellen (Zsolnay). Beide Bände ein vollgefüllter Sack von Schnurren und Anekdoten. Eine weite Welt, in der sich Roda Roda tummelt: der Professor, der Arzt, das Freudemädchen müssen ebenso daran glauben wie die Ex-

zellenz altösterreichischer Prägung oder das Kuhmensch. Und versteht natürlich sein Anekdotenhandwerk aus dem ff. Fast alles wird knapp, zuweilen auch recht schnoddrig herunter erzählt und immer wieder gibts einen Treffer. Ein Peter Altenberg ohne Sentimentalität und ohne Pädagogerei. Dort, wo es südöstlich slawisch war im alten Österreich und auch noch tiefer drunten, fühlt er sich am sichersten, wohlsten und zu Hause. Der dritte Band enthält frei wiedergegebene slawische Dichtungen. Roda Roda hat sie nach eigenem Geständnis recht frei übertragen. „Im Eifer des Erzählens mag ich ausgeschmückt, zugespitzt haben oder Belangloses ungeduldig übersprungen.“ Der slawische Dichter, ruft er aus, verzeihe ihm da alle Sünde und danke ihm, denn er habe ihm deutscher Leser Liebe gewonnen. Was hiemit gerne bestätigt wird.

Roden, Max: Sterners Weg zu Angeline (Verlag der Johannes-Presse). Das erste Prosa-buch des Lyrikers, der natürlich auch hier seine lyrische Herkunft nicht zu verleugnen vermag. Ein dem Umfang nach kleines und zartes, auch an Stofflichkeit nicht überquellendes, doch an inneren Begebenheiten und Gesichten reiches Bekenntnisbuch eines großen Sehn-süchtigen, der uns hier den Roman seiner strömenden Seele und seines von allem Wesenhaften und Hohen bewegten Sinns erzählt.

Salten, Felix: Florian, das Pferd des Kaisers (Zsolnay).

Schäfer, Albrecht: Der General (Rütten & Löning).

Schaffner, Jakob: Nebel und Träume. Novellen (Zsolnay). In diesen Novellen geht der Dichter nach seinen eigenen Worten den dunkelglänzenden Wegen unseres Geistes nach, wo ohne unser Wissen gedichtet wird, den Träumen, die den letzten Tiefen des Lebens und den Abgründen der Persönlichkeit um einen wichtigen Schritt näherkommen, als es das wache Sinnbild der Dichtung vermag. „Halbe Gesichter und nur zur Hälfte bewußte Formulierungen, doch eben immerhin Formulierungen, und solche, wie sie nur der Dichter erzwingt. Meisterhaft die Novelle „Heimkehr der Mutter“, von reichen Humoren umsäumt die krause Erzählung „Der Signalgast“, von herrlicher Sprache und von Schaffners vertiefter Kunst wieder zeugend die letzte Erzählung „Der Nebel“, die mit den Worten anhebt und schließt: „Jedes Aufsteigen eines Sternes bedingt den Untergang eines anderen. Denn alles steht mit allem in Beziehung. Und alles ist Durchgang“.

Schaumann, Ruth: Ruth-Schaumann-Buch. Herausgegeben von Rolf Hetsch. Mit 85 Abbildungen, bisher unveröffentlichten Gedichten und einer Novelle der Künstlerin (Rembrandt-Verlag). — Ives. Roman (Kösel & Pustet). Immer deutlicher wird es, wie die Dichtung Ruth Schaumanns, ihre Lyrik und Prosa mit ihrem plastischen und graphischen Werk, insbesondere in der Kraft des bildnerischen Ausdruckes, un-

lösbar verschmolzen ist. Ihrem ersten innigen Prosabuch „Amei“ folgt nun ihr erster Roman „Ives“, der dem Problem der Mutterschaft und dem Geheimnis des Weibes nachgeht. Ausgezeichnet durch großen Wirklichkeitssinn atmet die Erzählung, die Herkunft aus der Lyrik niemals verleugnend, eine bilderreiche Sprache, die allerdings oft zu Geschraubtheiten ausartet.

In dem Ruth-Schaumann-Buch wird mit viel Recht gesagt, daß das Dichterische das Primäre in der so vielfältigen Begabung und Begnadung der Künstlerin ist. Alles an ihr zeugt von einer tiefen, aus dem Quell echter Frömmigkeit und Religiosität strömenden Gestaltungskraft. So können wir als begrüßenswerten Führer in diesem Schaffen das von Rolf Hetsch herausgegebene Ruth-Schaumann-Buch empfangen, das sehr Beachtenswertes über die Dichterin und Bildnerin zu sagen und zu bieten weiß (dabei freilich auch das Lob in allzu überschwenglicher und von keiner kritischen Einstellung gehemmten Weise singt). Wir überschauen da sehr gut das gesamte Werk der Künstlerin, zumal wir durch zahlreiche, gut wiedergegebene Abbildungen in anschaulicher Weise über ihre Arbeiten, ihre Skulpturen, Reliefs, ihre Holzschnitte und Zeichnungen unterrichtet werden. Eine zarte Novelle und eine kleine Lese lyrischer Dichtungen sind dem liebevoll ausgestatteten Band beigegeschlossen.

Stehr, Hermann: Die Nachkommen. Roman (Paul

List). Der Roman bildet die Fortsetzung des „Nathaniel Maechler“ und erzählt uns das Schicksal des Sohnes Jochen Maechler, dieses Idealisten, Philisters, wie ihn der Dichter einmal nennt, der seine eigenen Wege geht, ganz abseitig von dem seines Vaters. Denn er haßt die Betriebsamkeit und ist ein schwerer, im Grunde auch düsterer Mensch. Gleich Knut Ham-sun wird auch Stehr Warner der unruhigen Geschäftigkeit. Es ist wieder starke Erdigkeit und viel Schwere in dieser Romanschöpfung, die auf dunklem, mystischem Grunde gemalt ist. Stehr ist mehr als ein großer Erzähler, Stehr ist großer Epiker, einer aus dem Geschlechte, aus dem auch Gottfried Keller stammt, mag er auch sonst nicht allzu viel mit dem Schweizer Dichter gemeinsam haben. Und wie seine Menschen sind, ist auch Stehrs Sprache: eigenmächtig, unverbildet, düster und dämmerig. Die vielen eingestreuten Weisheiten erinnern nicht selten an Goethe'sche Worte. Hier welche von den vielen: „Jeder Tag muß übrigens des nächsten halber umgebracht werden. So bleibt die Welt bestehen“. „Denn das Leben spielt in abgründiger Härte mit uns, auch wenn wir unschuldig sind.“

Strauß, L.: Nachtwachen. Gedichte 1919—1933 (Deutscher Buchklub, Hamburg).

Undset, Sigrid: Ida Elisabeth. Herausgegeben von F. Sandmeier (Rütten & Löning). — Viga Ljot und Vigdis. Roman. Herausgegeben von F.

Sandmeier. Volksausgabe (Bruno Cassirer). In Pflicht und Aufgabe, auch unter Aufopferung, hierin erblickt Sigrid Undset die Bestimmung des Menschen, in Sonderheit die der Frau. Die Mutter hat über der Liebenden und Geliebten zu stehen, das Kind hat größeres Anrecht an die Frau und Mutter, als der Mann und der Geliebte. Das ungefähr ist das große Thema, dem sich die Nobelpreisträgerin hier wieder zuwendet. Ida Elisabeth gehört zum Geschlechte von Kristin Lavrans Tochter. Weite seelische Landschaften tun sich vor uns auf, hingezaubert von einer Meisterin epischer Darstellung. In großartiger, herber Linienführung wird das Schicksal einer wesenhaften Frau gezeichnet, und rings um sie herum erleben wir die kernige nordische Landschaft mit ihren Menschen und in der ganzen Atmosphäre ihres Tuns und ihres Sorgenkrams. Mutter sein ist alles — das ist der Ausklang dieses wundervollen Buches. — Dankbar begrüßt man die vorzüglich ausgestattete Volksausgabe von Viga Ljot und Vigdis, diesem Liebesroman aus der nordischen Heldensage.

Werfel, Franz: Die vierzig Tage des Musa Dagh. Roman. 2 Bände (Zsolnay). Ein groß angelegtes Gemälde, das den Kampf des armenischen Volkes, sein Eintreten für Volkstum und Religion in aufrüttelnder Wirkung schildert. Was uns immer wieder bewegen wird und heute mehr denn je bewegt, hier wird daran gerührt, den heutigen religiösen, kul-

turellen, politischen und menschlichen Problemen mit vollem Bedacht nachgegangen. Ein gewaltiger Stoff wollte gemeistert werden, und es ist auch wirklich viel geworden, so viel, daß man es kaum übersehen kann und die Geduld des Lesers auf eine nicht leichte Probe gestellt wird. Vielleicht ohne Absicht des Dichters ist das Ganze zu einem sehr aktuellen Werk geworden, dessen letzter Schlußfolgerung man schwerlich das Placet zu geben vermag, das aber in der Großartigkeit der schöpferischen und schriftstellerischen Leistung imponiert.

Wildgans, Anton: Ich beichte und bekenne. Gesammelte Werke. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Lily Wildgans (Staackmann). — Späte Ernte. Ausgewählte Gedichte. Besorgt durch Franz Th. Csokor (Tagblatt-Bibliothek — Steyermühl-Verlag). Im wesentlichen haben wir es in dem Nachlaßband „Ich beichte und bekenne“ mit selbstbiographischen Aufzeichnungen zu tun. Wohltuend darin die männliche verecundia, mit der der Dichter sich und die Seinen, die Welt und die Menschen, sein Innen und Außen zu ergründen bestrebt ist. Schon zu seinen Lebzeiten wußte man, daß Wildgans ein schwer ringender Mensch, und dieses Bekenntnis in seiner bestechend offenen Männlichkeit sagt sogar mehr: er war in seinem Innern geradezu ein zerwühlter Mensch und immer im Grunde einsam, ganz einsam. Manche seiner Bemerkungen gehen kaum über das

Durchschnittliche, andere wirken wieder bedeutend. Der auf sein Österreichertum stolze Dichter, gewissermaßen schwarzgelb bis in die Knochen, ist immer dabei auch durch und durch deutscher Mensch. So schreibt er u. a. den schönen Satz „von der ewigen Nationalversammlung deutscher Geister, in die Österreich Mitglieder entsendet hat, wie Grillparzer, Lenau und Adalbert Stifter, wie Mozart, Haydn, Schubert, Hugo Wolf und Anton Bruckner“. — Auch die kleine Sammlung „Späte Ernte“ ist zu einer Art lyrischer Beichte geworden. Csokors, Wildgans' Jugendfreunds, glückliche Hand hat hier gewaltet; es sind auch einige unbekannte Gedichte aus dem Nachlaß des Dichters eingefügt worden. Gleichwie in den Tagebuchaufzeichnungen finden wir auch hier alle Themen angeschlagen. Die Verse greifen über das ewig Menschliche hinüber auch ins Politische, Rechtliche und So-

ziale. Das Büchlein ist nett ausgestattet.

Zernatto, Guido: Die Sonnenuhr. Gedichte (Staackmann). Hier ist echte, da und dort ganz große Lyrik. Man lese das wunderbare Gedicht: „Liebesbriefe an ein Pferd“! Alles an Zernatto ist tief, rein und meist, wenn auch nicht immer, ganz schlicht. Sein lyrischer Umkreis umfaßt das bauerliche Leben in des Dichters südlichem Kärnten. Herrlich „Der Hirsch“, unvergeßlich die Gedichte „Die Mühle“, „Vor dem Schlafengehn“. Der Stall und die Dirne haben es dem Dichter ebenso ange-
tan, wie der Himmel über diesem und die Jahreszeiten. Kein Mäkeln im Kleinen! Das Ganze nehmen, es ist schön und hängt voll schwerer Frucht. „Gelobt sei alle Kreatur“ hieß Zernattos erster preisgekrönter Gedichtband — und gelobt sei auch „Die Sonnenuhr“, die von des Poeten wachsender Reife zeugt.

LITERATUR, LITERATUR- UND SPRACHWISSENSCHAFT USW.

Bahr, Hermann: Mensch, werde wesentlich. Gedanken aus seinen Werken, ausgewählt von Anna Bahr-Mildenburg. Anordnung von Paul Graf Thun-Hohenstein. Mit einem Vorwort von Josef Nadler (Styria). Aus dem Werke eines der gescheitesten, hellsten, begabtesten, wissensreichsten Schriftsteller und nicht zuletzt eines der glänzendsten Sprachkünstler unserer und der eben hinabgesunkenen Zeit wird

die Summa eines 70jährigen, arbeitsreichen Lebens gezogen. Eine ungeheure schriftstellerische Leistung liegt vor uns: man werfe einen Blick auf die von uns in diesem Jahrgange veröffentlichte Bibliographie der Bahr'schen Schriften! Sein Wesen: Professor Nadler spricht es in glücklichsten Worten aus: „Er sagte zu allem ja und dem, der ja sagt, öffnen sich die Dinge.“ Er hat sich in alles einfühlend fühlen können und doch immer

wieder zu sich selbst gefunden. Gewiß: viel von dem, was er entdeckte und was von ihm propagiert wurde, ist wieder ins Nichts gesunken. Noch wird er unter uns vielfach als der ungemein wandelbare Zeitgenosse gewertet. Eine spätere Zeit wird ihm aber sicherlich den hohen Rang anweisen, der ihm gebührt: als dem Erfasser, Verkünder, Erklärer, als dem großen encyklopädischen Menschen der eben jetzt vollendeten Epoche.

Burdach, Konrad: Die Wissenschaft von der deutschen Sprache. Ihr Werden. Ihr Weg. Ihre Führer (Gruyter & Co). Burdach, der große Philologe und Humanist, hat von jeher seine Gemeinde. Jetzt wird von einer treuen Schar seiner Verehrer eine ungemein sorgfältig zusammengestellte Auswahl seiner mannigfachen von der Wissenschaft der deutschen Sprache und ihren Herolden handelnden Schriften einem weiteren Kreis von Gebildeten vorgelegt. Sprachgeschichte war für Burdach immer Bildungsgeschichte, eine selbständige Sprachentwicklung anerkannte er nicht. Immer wieder stellt Burdach die Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben her, und so durfte Josef Nadler mit Recht von ihm sagen, daß es keinen Philologen der Gegenwart und der nahen Vergangenheit gibt, dessen Forschungserkenntnisse so unmittelbar auf das Volksleben eingewirkt haben wie die Konrad Burdachs. Der ganze hier vorliegende Auswahlband, der Betrachtungen von Opitz bis zur Gegenwart enthält, macht Freude.

Am beglückendsten die prächtigen Porträte Wilhelm Scherers und Rudolf Hildebrands. Aus allen diesen Abhandlungen spricht ein universaler Geist zu uns.

Goethe - Kalender auf das Jahr 1934. Herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum. 27. Jahrg. (Dieterichs Verlagsbuchhandlung). Nach Inhalt und Ausstattung eine der liebenswertesten Gaben jedes Jahres. Professor Beutler bewährt sich als gänzlich unphilistrier, allem Trockenem und Langweiligen in weitem Bogen ausweichender, stets geschmackvoller Redaktor. Im Kreise seiner Mitarbeiter finden wir diesmal auch die Dichter Wilhelm Schäfer und Rudolf Alexander Schröder. Er selbst steuerte einen wertvollen Beitrag über Heinrich Wilhelm Tischbein bei. Der Buchliebhaber wird an dem Bändchen wieder sein helles Entzücken haben.

Hofmiller, Josef: Nordische Märchen (Jakob Hegner). Die Sammlung stammt aus dem Nachlaß des bedeutenden Essayisten und Literaturhistorikers. Jahrelang hat Hofmiller sich gemüht, die dänische Volkslieder- und Märchensammlung Grundtvigs des Jüngeren erzählerisch zu adjustieren und sie dem deutschen, insbesondere dem süddeutschen Sprachkreis auch der Klangfarbe nach einzuverleiben. Oft und oft hat er seinen Rosenheimern Gymnasial-Discipeln daraus vorgelesen. Jetzt wird uns das Ganze vom Verlag als schönes Geschenk dargereicht. Wir möchten nur wünschen, daß bei einer Neuauflage einiges auch über die Persönlich-

keit Hofmillers und die Entstehung der Sammlung angefügt wird.

Katholische Leistung in der Weltliteratur der Gegenwart. Dargestellt von führenden Schriftstellern und Gelehrten des In- und Auslandes (Herder). Ein ungemein dankenswertes Sammelwerk, das von dem bedeutsamen Aufschwung der katholischen Literatur in fast allen europäischen Ländern zeugt. Noch vor einem Menschenalter, meint der Herausgeber, wäre der Rechenschaftsbericht, der in diesem Buche erteilt wird, weit weniger glänzend ausgefallen. Im Bereiche der romanischen Literatur, bei den Flamen und Slowenen, den Litauern und Iren seien die Katholiken in den dichterischen Leistungen dieser Völker sogar führend geworden. Freilich, wenn man die Liste der großen Schriftsteller und Dichter, die hier zugunsten des katholischen Gedankens aufgeführt werden, näher prüft, ist man doch einigermaßen im Zweifel, ob denn das alles eben zugunsten der katholischen Weltanschauung gebucht werden darf. Katholik dem Bekenntnis nach sein, ist noch lange nicht gleichbedeutend mit katholischer Weltanschauung. So werden innerhalb des deutschen Schrifttums Dichter und Schriftsteller, wie Carossa, Stehr, Erika Spann-Rheinsch, Carl Schmitt, Othmar Spann, Richard Billinger, Albert von Trentini u. a., für das katholische Schaffen reklamiert. Das geht unseres Erachtens viel zu weit. Was hat übrigens ein Otto Forst, der aus sehr östlichem Lande kommt, und

sich nebstbei noch Battaglia nennt, hier zu suchen? Der gehört nach Herkunft und Art der Leistung gewiß nicht in diesen Kreis. Die einzelnen Kapitel innerhalb des deutschen Sprachgebietes, und zwar die katholische erzählende Prosa, das katholische deutsche Drama und die katholische Lyrik wurden von Dr. Günther Müller (Münster i. W.), Dr. Oskar Katann (Wien), Dr. Wilhelm Spael (Köln) und Professor Friedrich Schreyvogel (Wien) behandelt. Diesen Abteilungen folgen dann Berichte über die Schweiz, Niederlande, das katholische Schrifttum der Flamen, der skandinavischen Länder, Englands, der Vereinigten Staaten, Belgiens, Frankreichs, Italiens, der iberischen Nationen, Polens, der Tschechoslowakei, der Slowenen, Kroaten und Ungarn. Für die Beigabe der jeweilig einschlägigen Bibliographien ist man besonders dankbar.

Literaturgeschichte, Deutschösterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn unter Mitwirkung hervorragender Zeitgenossen. Nach dem Tode von J. W. Nagel und Jakob Zeidler herausgegeben von E. d. Castle. Dritter (Schluß-) Band 1848—1918. 10. und 11. Abteilung (C. Fromme). Unser das ganze Unternehmen Jahr für Jahr begleitendes Lob sei hier gerne, wenigstens im wesentlichen, wiederholt. Es liegt hier eine große Arbeitsleistung vor, deren Abschluß unmittelbar bevorsteht. Hervorragend diesmal die Abteilungen „Die katholische Literatur-

bewegung in den Ländern“, „Die kulturelle Bewegung der aufsteigenden Arbeiterklasse“, der vom Herausgeber stammende Beitrag „Die Moderne in Österreich“ (darunter das ungemein fesselnde, von Alfr. Zohner betreute Kapitel „Siegfried Lipiner und sein Kreis“), ganz besonders das breit angelegte Kapitel „Jung-Österreich und Jung-Wien — die neue Generation um Hermann Bahr“, das alle wesentlichen Materialien zur Geschichte des literarischen „Jung-Wien“ unter kritischen Gesichtspunkten zusammenfaßt. Der Herausgeber hat seinen Mitarbeitern mit vollem Bedacht freie Hand gelassen, was auch gesinnungsmäßig in den Kapiteln über die katholische Literaturbewegung, die kulturelle Bewegung der aufsteigenden Arbeiterklasse ihren sichtbaren Ausdruck findet. Der jeweilig anders gerichtete Leser braucht deshalb, wenn er dieses nur weiß, nicht verdrossen zu werden. Natürlich fehlt es da und dort nicht an Ungenauigkeiten, selbst Unrichtigkeiten und Unterlassungen. Auch wird einzelnen literarisch-kulturellen Unternehmungen ein verhältnismäßig zu breiter Raum gewährt, indessen andere, viel bemerkenswertere periodische Zeitschriften und ähnliches gerade nur anmerungsweise erwähnt oder sogar völlig übergangen sind. Der außerordentlich gute Gesamteindruck jedoch wird dadurch wenig beeinträchtigt.

May, Dr. L. F.: Deutsches Sprachgewissen. Ein Buch der Stilkunst (Grunow & Cie.) May

bekämpft die Lügenhaftigkeit und Unklarheit des sprachlichen Ausdruckes und sagt Fehde an dem aufgeblähten papierenen Schwulst, der würdelosen Fremdwörtersucht usw. Natürlich findet man da viel längst Bekanntes und oft Gerühtes, wobei man gerne verzeichnen will, daß sich der Verfasser von den hier üblichen Einseitigkeiten vielfach frei hält. Es wird alles klug, verständlich und ruhig gesagt. Das Buch hält den volkstümlichen Ton inne und meidet trockene Fachlangweiligkeit.

Mumbauer, Johannes: Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit. II. Band. 1. Teil: Otto Miller: Der Individualismus als Schicksal. Mit 8 Bildtafeln (Herder & Cie.). In Otto Miller hat das Mumbauer'sche Werk mehr als einen Fortsetzer gefunden. Dieser zweite Band ist völlig frei von den Unzulänglichkeiten des ersten Bandes. Miller ist einer jener feingeistigen Katholen, die ihre katholische Überzeugung mit Wissen, Geschmack und schönem Gerechtigkeitssinn zu vertreten verstehen. In manchmal nicht verleugneter, wenn auch verhaltener Zuneigung zum Individualismus, zumindest in nirgend verleugnetem Verständnis für sein Wesen und seine Bedingungen, wird ihm in dieser Darstellung der Grabgesang geläutet. Das geschieht mit großem Scharfsinn, mit Mitteln umfassender Geistesbildung und einem nicht durchschnittlichen Weit- und Tiefblick. Das Werk wächst weit hinaus über eine bloße Literaturbetrach-

tung. Dem Geist der ganzen Epoche wird der Puls gefühlt: da dies ein Mann katholischer Geistesart unternimmt, kann die Diagnose nicht zweifelhaft sein.

Nadler, Josef: Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes (Kösel & Pustet). In der vorliegenden ungewein bereichernden Arbeit kann man wohl die theoretischen Grundgedanken des großen, vielgeschätzten, freilich ebenso wieder bestrittenen Lebenswerkes Nadlers erblicken. Dieser Grundidee, die Schöpfungen unseres Schrifttums aus Stammesart und Landschaft zu verstehen, verdankt die geistesgeschichtliche Betrachtung eine heute noch gar nicht abschbare Erweiterung ihres Stoffes, eine schwer ins Gewicht fallende Erneuerung der Methoden und damit auch eine überaus begrüßenswerte Schärfung des Forscherblickes. Ohne Zweifel führt die Linie von den Brüdern Grimm und Uhland über Wilhelm Scherer und Konrad Burdach zu Josef Nadler. Deutsche Stammekunde ist Nadler Lebenskunde und Lebenslehre des deutschen Volkes. Jetzt, da wieder die große deutsche Frage zur Lösung vor uns steht, wird das Werk Nadlers geradezu aktuell. Nadler verleugnet niemals den katholischen Österreicher, ist aber so durchaus und schlechthin deutsch, daß man hüben und drüben von ihm und aus ihm viel lernen und manches Urteil oder richtiger Vorurteil berichtigen könnte. An sogar ganz greifbaren Einseitigkeiten fehlt es freilich bei einer so ausgeprägten und eigenmächtigen Persönlichkeit

nicht. Inmitten aller dieser kräftig geäußerten Neigungen und Abneigungen wird der Verständige nicht unschwer das Richtige und Gerechte zu finden vermögen.

Raimund, Ferdinand: Gesammelte Werke. Historisch-kritische Säkularausgabe in 6 Bänden. Herausgegeben von Fritz Brukner und E. Castle. 3. Band: Nachlaß. Aktenstücke zu Raimunds Lebensgeschichte gesammelt von Franz Hadamowsky. Mit 6 Bildbeilagen. Diese schöne Ausgabe schreitet allmählich ihrem Abschluß entgegen. Von den Lebensdokumenten existierte bislang nur die (wohl recht dürftige) Sammlung Smekals (1920). Durch die Forscherarbeit Hadamowskys liegen die Zeugnisse der tragischen Lebenspilgerschaft Raimunds nun geschlossen vor, ein Material, das, wie die Herausgeber wohl mit Recht hervorheben dürfen, umso höher eingeschätzt werden darf, als ein Großteil der Archivalien beim Brande des Wiener Justizpalastes untergegangen ist. Der Fund zweier großer Quodlibets mit wirksamen Szenen aus Stücken verschiedener Verfasser, in denen Raimund noch in späteren Jahren aufgetreten ist, füllt eine wesentliche Verlustlücke aus. Der Band ist gleich seinen Vorgängern sorgfältig betreut und mit einer Reihe von ansprechenden Zeitbildern und Porträten geschmückt.

Schreyvogel, Friedrich: Vom Glück der deutschen Sprache (Staackmann). Das Selbstverständliche, daß sich auch

in der Sprache das Schicksal eines Volkes spiegelt und die gleiche Sprache niemals trennen, sondern immer nur zusammenschweißen kann, wird hier auseinandergesetzt. Nicht immer in den glücklichsten Worten und in gradliniger, einfacher Art. Deutsche Art verträgt unseres Erachtens nicht zu viel Pathos.

Thorn, Ed.: Frauen um Dichter (Deutsche Verlagsanstalt). Der schöne himmelblaue Balloneinband umschließt ganz artige Geschichten und Geschichtserln, die gewissermaßen am Rande der Literaturgeschichte stehen. Man sieht es ihnen in ihrer Plauderhaftigkeit gar nicht an, daß sie auf gründlichen Studien beruhen und wissenschaftlich fundiert sind. Thorn hat mit dieser Art Literaturbetrachtung durchaus nicht den Anfang gemacht. Er ist offensichtlich bei Eulenberg, Wiegler, Blei, Witkop und anderen in die Schule gegangen. Viel Gefallen mag man an „Lichtenbergs Mädchen“, sicherlich auch an den „Frauen um Bürger“ finden. Den Stab über solche Art Dichterdarstellung zu brechen, wäre wohl philiströs und engherzig; ihr wieder einen höheren Wert beizumessen, wäre wohl ebenso wenig am Platze.

Unamuno, Miguel de: Gesammelte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Otto Buek (Phaidon-Verlag). Was über Unamuno zu sagen ist, wird uns in der von Ernst Robert Curtius stammenden Einleitung in dessen immer tief dringenden und auch formal beglückenden Art aus-

einandergesetzt. Dieser Dichterphilosoph ist durch und durch Spanier und gleichzeitig durch und durch Europäer, ist freier Geist und doch auch von echter tiefer Religiosität erfüllt, gläubiger Idealist und Pessimist zugleich, ein leidenschaftlicher Denker, der an seinem Denken fast leidet, vom Verstand denn auch dann in die Phantasie flüchtend, ein moderner Mensch, der sich aber gegen die Zeit und den verwüstenden Rationalismus kehrt. Die in vier Doppelbänden vorliegende Auswahl gibt ein geschlossenes Bild vom Schaffen und der Persönlichkeit des Denkers. Sie enthalten die erzählerischen Werke („Nebel“, „Der Spiegel des Todes“, „Tante Tula“, „Abel Sanchez“) und die philosophischen Werke „Das tragische Lebensgefühl“, „Agonie des Christentums“ und vor allem „Das Leben des Don Quijote“, diesen Schlüssel zu Unamunos kühnem und phantastischem Spaniertum, sicherlich das Beste und Tiefste, das uns der Dichter gibt. An den vorliegenden Doppelbänden in Seidenleinen mit Goldpressung hat man auch äußerlich seine helle Freude.

Vogt, Prof. Dr. Friedrich und Dr. Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 5. Auflage in drei Bänden. Neu bearbeitet und erweitert von Dr. Willi Koch. 1. Band mit 93 Abbildungen, 9 Tafeln und 8 Handschriften-Beilagen in Farben (Bibliogr. Institut). Wir begrüßen gerne das Erscheinen der

Neuaufgabe, der Dr. Willi Koch in ihrer notwendig gewordenen Neubearbeitung vorsteht. Es sollen drei Bände erscheinen, deren erster Band mit dem Barock abschließt, indessen der zweite Band das 18. und 19. Jahrhundert behandelt und der dritte Band die Zeit vom Naturalismus bis zur Gegenwart umfassen soll. Die Vogtische Literaturgeschichte hatte von jeher den Ruf einer durchaus national gerichteten Betrachtungsweise. Auch war sie immer bemüht, die Literaturgeschichte nicht gesondert, sondern nur im Zusammenhang mit den geistigen und sozialen Vorgängen und als deren Überbau zu betrachten. Der erste Band erneuert in unveränderter Weise die Vogt'sche Darstellung des älteren Schrifttums, doch sah sich der Herausgeber Willi Koch vor die Aufgabe gestellt, die durch neuere Forschungen überholte Koch'sche Darstellung des 17. und 18. Jahrhunderts, die diese Literaturepoche stets nur als eine Art Vorschule zur Klassik charakterisierte, neu zu schreiben. Die Porträte von Opitz, Gryphius, Grimmelshausen, Lohenstein, Moscherosch, Fleming und Logau sind gut getroffen. Sehr dankenswert, daß wir auch auf den jetzt von Allwyn entdeckten Erzähler Johann Beer bereits stoßen. Der Band ist reich illustriert, besonders auch mit vielen farbigen Beilagen geschmückt; eine der schönsten darunter dünkt uns die Wiedergabe von Meister Johannes Hadlaub aus der Heidelberger Liederhandschrift des 14. Jahrhunderts. Das Ganze wird von einem sehr geschmackvollen, stil-

gerechten Ganzleinenband umschlossen. — Unmittelbar vor Redaktionsschluß geht uns noch der zweite Band zu, der vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis 1900 reicht. Hier hat sich des dahingegangenen Max Koch nationale Einstellung am eindrucksvollsten bewährt. Lebte er heute noch, er müßte sich wahrlich nicht „umstellen“. So konnte denn auch der Neubearbeiter der Literaturgeschichte, Dr. Willi Koch, den ganzen früheren Text in der Hauptsache übernehmen und brauchte sich bloß auf bestimmte sachliche Überarbeitung des Materials beschränken. Stichproben mit früheren Auflagen zeigen, daß selbst bei Erörterung heiklicher Probleme (wie z. B. der Heinefrage) fast nichts geändert werden mußte, also der Standpunkt von einst und der von heute sich in nichts unterscheiden. Dabei war der Ton bei aller Festigkeit der Überzeugung stets ruhig und vornehm. Dieser Ton wurde auch in der neuen Auflage festgehalten. Die reiche Bilderausstattung auch dieses zweiten Bandes wird viele Schätzer finden.

Weltliteratur, Die schönsten Gedichte der: Ein Hausbuch der Weltlyrik von den Anfängen bis heute. Gesammelt und geordnet von Ludwig Goldscheider (Phaidon-Verlag). Ein nach Form und Ausstattung dankenswertes Seitenstück zu den „Schönsten deutschen Gedichten“, die der gleiche Verlag vor nicht langer Zeit unter gleicher Herausgeberschaft auf den Markt brachte. Diese literarische Weltansicht, die sich über vier Jahr-

tausende erstreckt, umfaßt nicht nur die großen Dichter, sondern auch Philosophen, bildende Künstler, sogar Staatsmänner und Herrscher. Goldscheider legte, wie er sich ausdrückt, mehr Wert auf Geschlossenheit, denn auf Vollständigkeit. Als Übersetzer wurden fast ausschließlich repräsentative Persönlichkeiten herangezogen, deren Übertragungen längst zum kostbaren Besitz des deutschen Volkes geworden sind, oder die, wie Theodor Haecker, in der Gegenwart den Be-

weis ihrer schöpferischen Einfühlungskunst erbracht haben. Auch hier hat eine bestimmte Gruppe von Dichtern, deren Übertragungen längst Ansehen genießen, nicht mit-tun wollen. (Stef. George, Rudolf Borchardt, Rilke). Doch findet man diese Übersetzungen dann zum Teil wieder in den Anmerkungen! Der Herausgeber wird es wohl zu ver-antworten wissen, daß er für Villon die Zech'sche Übertragung heran-zog. Wir wünschen dieser nicht all-täglichen Anthologie gute Fahrt.

GESCHICHTE, KULTURGESCHICHTE, MEMOIREN, PERSÖNLICHKEITEN.

Arndt, Ernst Moriz: Volk und Staat. Seine Schriften in Auswahl herausgegeben von Dr. Paul Requadt (Krönersche Taschenausgabe). Entgegen manchen seiner allerdings nur aus der Zeit zu verstehenden Freiheitsgesängen ist Arndt in seinen Schriften vom durchschnittlichen Deutschtümlern und Bramarbasieren völlig frei. Die hier gebotene Auswahl wirkt ganz aktuell. Frühzeitig erkennt Arndt die das deutsche Wesen unterwühlenden und zerstörenden Mächte. Es ist natürlich nicht der ganze Arndt in allen seinen Ausstrahlungen, der uns hier geboten wird. Doch der große, aufrechte, helle Deutsche, der er war und der ihn zum getreuen Eckart seines Volkes werden ließ, spricht aus dem klug und sorgfältig zusammengestellten, auch äußerlich sehr ansprechenden Band.

Carter, Howard: Tutench-amun. Ein ägyptisches Königsgrab. Entdeckt von Earl of

Carnavon und Howard Carter. Dritter (Schluß-) Band mit 15 Abbildungen (Brockhaus). Dieser dritte Band fügt zu den in den ersten Bänden niedergelegten Forschungsergebnissen noch neue hochbedeutsame Entdeckungen. Es sind die Funde in den zwei weiteren Kammern des Grabes, der Schatzkammer und der Vorratskammer: die ganze prunkhafte Totenausstattung mit ihren Totenstatuetten, Kunst- und Schmuckwaren, mit ihren Ölen und Salben und ihren Särgen, Mumien von Frühgeburten bergend. Es war harte, in ihren Ergebnissen dann staunenswerte wissenschaftliche Forscherleistung, die diese großartigen Funde zu Tage förderte. Mag die erste Sensation über diese Funde längst verflogen sein, die gewaltige, zu den größten Entdeckungen grauen Altertums zählende wissenschaftliche Leistung bleibt für alle Zeiten bestehen.

Frobenius, Leo: Kultur-

geschichte Afrikas. Prolegomena zu einer historischen Gestaltenlehre (Phaidon-Verlag). Hier liegt das wunderbare Werk eines ungewöhnlichen Fleißes und Könnens und eines der merkwürdigsten, in seiner unermüdlichen Sachlichkeit deutschesten und genialsten Lebensganges vor. Diese Kulturgeschichte Afrikas, zustande gekommen in vielen mühereichen Reisen im dunklen Weltteil und ebenso in diesen folgenden jahrelangen einsamen wissenschaftlichen Studien, soll uns durch die hundertfach hier niedergelegten Materialien den zwingenden Beweis der Richtigkeit von des Verfassers großer Kulturkreis-Lehre erbringen. Schon in seinem bedeutenden Erstlingswerk „Der Ursprung der afrikanischen Kultur“ hat Frobenius den Begriff und den Inhalt der Kulturkreis-Lehre umschrieben, jener Lehre, die darauf ausgeht, Ordnungsprinzip für die Gesamtheit der ethnologischen Tatsachen zu sein. Was Frobenius über das „Paideuma“, die Kulturseele, zu sagen weiß, zeugt von des Denkers genialem, wenn auch einseitig gerichteten Seherblick. Der große Gelehrte ist tief überzeugt von der kommenden Kulturwende, wobei er gerade dem deutschen Volke eine wichtige Führerrolle und damit auch alle Leiden der Führerschaft zumißt. Sehr schön heißt es darüber in der dem Forscher zum 60. Geburtstag gewidmeten Festschrift: Frobenius lehre, daß der deutsche Mensch der erste Zögling der Menschheitserziehung ist. Es ist ein Riesenmaterial, das in der vorliegenden Kultur-

geschichte Afrikas vor uns ausbreitet wird, reich an Aus- und Tiefblicken, gesättigt von Erleben und Erschauen. Viele Zeichnungen und Tafeln begleiten und erhellen den niemals trockenen, immer lebhaft vorgetragenen Text. Ein vierzigjähriges Forscher- und Gelehrtenleben krönt mit diesem Werk sich selbst und sein deutsches Volk.

Hirschfeld, Magnus: Die Weltreise eines Sexualforschers. Mit 47 Abbildungen (Bozberg-Verlag, Brugg i. d. Schweiz). Oft mag das gewisse Tamtam um Magnus Hirschfeld und seinen Kreis auch den sonst frei denkenden und jeder Prüderie und Heuchelei abholden Menschen abgestoßen haben: um die Bedeutung von Magnus Hirschfeld als Sexualforscher kommt man nicht herum. Immer wieder staunen wir, welche Formen das Triebleben annehmen kann und in welche Abgründe es führt. Selbst die hinlänglich vor Hirschfeld verbreitete Kenntnis indischer Sexualität wird durch ihn um manches fast haarsträubende Stück bereichert. Japan, China, Java wird durchstreift, das Liebesleben der weißen Frau in den Tropen schildert, wir hören von Flammenfesten, von chinesischen Sexualekursen und von den unerhörtesten, kompliziertesten sexuellen Riten, Symbolen und Kulturn. Schon deshalb, weil solcher Verdacht doch naheliegen könnte, muß ehrlich bekannt werden, daß das Werk von jeglicher Spekulation auf Lüsterheit frei ist. Hier spricht wirklich nur der Forscher, der die Kenntnis wichtiger und

weiter Gebiete der Ethnologie zu bereichern verstand.

Karschin, die: Friedrichs des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen. Herausgegeben von Elisabeth Hausmann. Mit 31 ganzseitigen Bildern (Sozietäts-Verlag). Dieser spannende Lebensroman ist aufgebaut aus den bisher unveröffentlichten Briefen der Karschin an den Dichter Gleim. Hier, in diesen Episteln, ist die Rokoko-Dichterin ganz natürlich, ein freies, gesundes, starkes Weib, ausgestattet mit allen Instinkten ihres Geschlechtes. Im Grunde ist es ein erschütterndes Lebensbild, das hier entrollt wird. Ging doch dieses Volkskind durch alle Nöte und Drangsale der Zeit und des Lebens, ohne dabei je den Mut und die wahre Lebensfreude zu verlieren. Gereimt hat sie leicht, gelebt, bei aller Lebenstüchtigkeit, im Grunde schwer. Die bedeutsame Laufbahn eines ungelehrten Weibes, das es schließlich zur Freundschaft und Bekanntschaft mit Persönlichkeiten und Großen wie Goethe und Wieland, Lavater und Chodowiecki bringt, offenbart ein Frauenschicksal von ganz besonderer und in der Literaturgeschichte einzig dastehender Eigenartigkeit. Das schön gedruckte Buch ist eine reizvolle Lektüre, fern aller trockenen Fachsimpelei und gewinnt überdies noch durch die vielen ihm beigegebenen entzückenden Bilder.

Katholischer Glaube und deutsches Volkstum in Österreich. Herausgegeben vom völkischdeutschen Arbeitskreis österreichischer Katholiken (A.

Pustet, Salzburg). Hier liegt eine sehr beachtenswerte Publikation vor mit fast durch die Bank tiefgründigen Aufsätzen, auf die aller Voraussicht nach noch des öfteren wird verwiesen werden. Das Ganze ist ein warmes Bekenntnis zu Österreich, zum katholischen Glauben und zum deutschen Volk. Das Buch will in allen Bezirken des Geistes und des völkischen Lebens aufzeigen, daß nicht allein deutsches Volkstum und katholischer Glaube auf österreichischem Boden eine organische Einheit darstellen, sondern daß Österreich, will es seinem innersten Wesen gemäß leben und wirken, niemals seine große deutsche Sendung vergessen darf. Die viel berufene übernationale Verklammerung Österreichs hat ihren größten Stützpunkt gerade in seiner nationalen, gesamtdeutschen Verbundenheit gefunden. Von hier aus weisen sich auch die gegenwärtigen Aufgaben des katholisch-deutschen Österreichers. Katholizität, Volkstumstreue stünden in engster Verkettung, dieser Verbindung danke man im Grunde die Ausweitung deutschen Kulturraumes. So unterbreiten uns hier die jungen katholischen Führer des neuen Österreich ein an Rück- und Ausblicken überreiches Werk der Erkenntnis und des Bekenntnisses. Den ausgesprochen orthodoxen katholischen Führern in Österreich bereitet der durchaus national gehaltene Gedankengang des Werkes einiges Unbehagen. Ganz besonders hervorzuheben wäre der einleitende Aufsatz von Anton Böhm über „Geist und Erscheinung des österreichischen

Katholizismus“, dem sich Beiträge über die bayrische Kirche und die Christianisierung der Ostalpenländer und „Die Beziehungen des österreichischen Katholizismus“ (beide von Ernst Klebel), über „Kirche und Nationalität im Donauraum“ (von Franz Riedl), ferner ein sehr beachtenswerter, durchaus vorurteilsloser Beitrag von Helmut Burgert über „Deutsche Literatur im katholischen Österreich“ zugesellen. Bereichert wird das Werk durch eine größere Anzahl anziehender, sehr instruktiver Bilder, die uns vorzüglich das neue kirchliche Kunstschaffen, ebenso wie die jahrhundertalte Kulturarbeit des katholischen Österreichs vor Augen führen. Wir möchten das Buch gerade jetzt, in der Zeit so getrübtter Beziehungen zwischen Österreich und dem Reich, allen, die guten Willens sind, hüben und drüben, zur ersten Lektüre empfehlen.

Lamer, Hans: Wörterbuch der Antike. Mit Berücksichtigung ihres Nachwirkens. In Verbindung mit E. Bux und W. Schöne herausgegeben von Hans Lamer (Kröner'sche Taschenausgabe). Dieses Wörterbuch der Antike ist ein durch und durch modernes Buch, was dadurch erreicht wird, daß das große Erbe der Antike in deren nicht immer bekannten, hier aber originell und dabei doch durchaus wissenschaftlich ergründeten Beziehungen und in deren Fortwirken zur Gegenwart in lexikalischer Form vor uns ausgebreitet wird. Lamer hatte sich ja seinerzeit schon durch die Auffrischung der

alten „Realien von Wohlrab“ („Die alte klassische Welt“) und die „durchlaufende Betrachtungsweise“ sehr verdient gemacht. In diesem Wörterbuch der Antike wird nun diese Betrachtungsweise neuerlich aufs glücklichste erprobt. Wissenschaftlich zuverlässig, lebendig, amüsant, in seinen Aufdeckungen manchmal geradezu frappierend, umfaßt dieses Werk das ganze weite Gebiet der antiken Kultur. Wenn man einem Lexikon, also einem Nachschlagebuch, nachsagen kann, daß es zu einem unterhalt-samen Lesebuch, zu einer fesselnden Lektüre wird, so bedeutet das wohl höchstes Lob. Diese seine Unterhaltsamkeit tut jedoch seinem wissenschaftlichen Charakter nicht den geringsten Abbruch und so nimmt man dieses sehr nützliche, auch für den Unterricht sehr brauchbare Werk mit vielem Dank entgegen.

Mommsen, Theodor: Das Weltreich der Cäsaren. Mit einem Nachwort von Prof. Ed. Norden (Phaidon-Verlag). Allen Respekt vor diesem verlegerischen Wagemut, der sich allem Anschein nach belohnt macht. Dieser zweite Band der Neuausgabe der Mommsen'schen Römischen Geschichte, deren ersten Band wir im Vorjahre an dieser Stelle eingehend würdigten, bringt, und zwar in seiner ersten Abteilung im wesentlichen den Inhalt des 5. Bandes von Mommsens Monumentalwerk, der dann als zweite Abteilung jene Kapitel über römische Literatur, Kunst, Kultur u. a. eingefügt wurden, die der Herausgeber — vor-

nehmlich wohl aus buchtechnischen Gründen — seinerzeit aus den ersten drei Bänden ausgeschieden hatte und eben hier zu einem geschlossenen Ganzen vereinigte. Unterstützt wird diese eigenartige Neuausgabe durch ein reichhaltiges Kartenmaterial, das die Ausdehnung des römischen Reiches zur Anschauung bringt, und durch Beigabe von über 200 sehr schön wiedergegebenen, wenn auch zuweilen mit dem Text nicht recht im Zusammenhang stehenden Kupfertiefdrucken. Wir können nur wiederholen, was wir schon gelegentlich des Erscheinens des ersten Bandes dieser Neuausgabe geschrieben haben: hier sind verlegerisch neue Bahnen betreten, und zwar mit, wie sich zeigt, auch großem und verdientem Erfolge. In Druck, Papier und Einband ist dieser Band dem ersten gleich gehalten und steht ihm auch an Qualität des verwendeten Materials nicht nach.

Plutarch: Griechische Heldenleben. Herausgegeben von Wilhelm Ax (Kröner'sche Taschenausgabe). Dieser Plutarch läßt sich nun in die Tasche stecken, man kann mit ihm wandern und weilen. Das dürfte gar manchen im heutigen, dem Heroischen so zugewendeten Geschlecht zur Lektüre verlocken. Doch unabhängig von Zeit und Geschehnissen veraltet Plutarch niemals, der immer auch die großen Vorbildern nacheifernde Jugend enthusiastisieren und bezaubern wird. Die an die bekannte Kaltwasserische Übertragung sich anlehrende Übersetzung ist gründlich erneuert. Der wie alle Kröner-

schen Taschenausgaben trefflich ausgestattete Band enthält die Lebensbeschreibung von Themistokles, Perikles, Alkibiades, Alexander und Pyrrhos.

Ranke, Leopold: Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Vollständige Ausgabe (Phaidon-Verlag). Auch diese Publikation des Phaidon-Verlages, die sich in der äußeren Gestalt und in der ganzen Aufmachung den übrigen kulturhistorischen Ausgaben des Unternehmens angliedert, ist verdienstlich, wenngleich es einigermaßen wundernehmen muß, daß die im Texte wohl ungekürzte Ausgabe des Originalwerkes sich aller und durchaus nicht gleichgültiger Anmerkungen des Originales leichter Hand entledigt hat. Ausgezeichnet wie in allen Bänden des Phaidon-Verlages ist auch in diesem berühmten Frühwerke des großen Historikers das angefügte Bildermaterial.

Ross, Colin: Haha — Whena — Das Land, das ich suchte. Mit Kind und Kegel durch die Südsee (Brockhaus). Der großen und durchaus nicht einseitigen Begabung des rühmlichst bekannten Reiseschriftstellers erfreut man sich auch in diesem Werk. Immer versteht es Colin Ross, scharf und insbesondere alle Einzelheiten gut zu beobachten, doch bleibt er nicht bei der bloßen Beobachtung stehen, sondern weiß den Gegenstand stets in geistiger, sozialer und politischer Schau zusammenzubinden. Dadurch, daß bei Ross dieses geistige Band fast niemals fehlt, ist er so vielen wertvoll

geworden. Diesmal führte ihn sein Reiseweg von Neu-Seeland durch das östliche Australien nach Neu-Guinea hinauf und dann weiter über die Südsee-Inseln bis nach Hongkong. Erquickend wieder seine Naturschilderungen. Was er uns über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Südsee-Welt zu berichten weiß, ist alles nur kein Bericht über ein Paradies. Sehr fesselnd auch die Schilderung des Lebens der deutschen Kolonisten und der sozialen Zustände unter den Eingeborenen und Siedlern. Das jetzt in zweiter Auflage erschienene Buch ist reich und gut bebildert.

Seppelt, Dr. Franz, und Prof. Cl. Löffler: *Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart* (Kösel & Pustet). Vom katholischen Blickpunkt aus geschrieben, dabei durchaus auf wissenschaftlichen Bahnen sich bewegend, wenn auch natürlich für die beiden katholisch eingestellten Verfasser die Kirchlichkeit oberste Reglerin bleibt. Dabei ist man sichtlich um Objektivität bemüht, was insbesondere bei Behandlung der Lutherischen Reformation stark ins Auge fällt. Der von Löffler behandelte Teil geht bis in die jüngste Gegenwart, deren Einfluß und deren Strömungen in der Gesamtdarstellung stark verspürbar sind. Eine stattliche Bildergalerie zieht an unserem Auge vorüber, das Leben von 260 Völkerhirten, vom heiligen Petrus bis Pius XI. Dieser gewaltige Geschichtsstoff ist in einem einzigen, in der Schreibweise allerdings

manchmal etwas nüchtern gehaltenen Band zusammengedrängt. Für manchen vielleicht im Text empfundenen Mangel werden wir durch den ungemein fesselnden Bilderreichtum (über 900 Abbildungen) entschädigt.

Thesing, Dr. Curt: *Stammgeschichte der Liebe*. Mit 98 Textzeichnungen und 29 Abbildungen auf Tafeln (Brehm-Verlag). Ein mehr kompilatorisches Werk, dessen Titel jedoch ein wenig in die Irre führen könnte. Denn das Buch handelt vornehmlich vom Wesen des reinen Geschlechtstriebes. Es beginnt bei den Urtieren, gibt die Beobachtungen des geschlechtlichen Lebens der Zwitter wieder, schildert die mannigfachen Liebeskämpfe und Liebesspiele der Tiere und weist auch auf die vielfachen, übrigens längst bekannten sogenannten Perversionen im Tierreich hin. Im allgemeinen anregend und verständlich geschrieben, wirkt das Buch, namentlich im ersten Teil, wo sich Thesing gewissermaßen theoretisch über die Geschlechtlichkeit ausläßt, einigermaßen flach. Dann aber geht es flott und kenntnisreich weiter und so erhalten wir schließlich ein sehr brauchbares und durchaus anständig gehaltenes populäres Werk über das die Menschen immer lockende Thema der Geschlechtlichkeit. Einen besonderen Vorzug des Buches bilden die den Text unterstützenden Zeichnungen und Bildtafeln.

Trachtenbuch, Steirisches. Von Konrad Mautner und Viktor Geramb. 2. Lieferung: Die norisch-

pannonische Tracht (Römerzeit). Mit 57 Abbildungen und einer Karte. Herausgegeben von V. Geramb. 3. Lieferung: Das Mittelalter. Mit 41, darunter 12 farbigen Bildern (Leuschner & Lubensky, Graz). Das von uns im Vorjahre an dieser Stelle ausführlich gewürdigte, überaus verdienstliche Unternehmen ist nun bei der dritten Lieferung angelangt. Die zweite Lieferung handelt vom urtrachtlichen Gut, also dem ärmellosen Umhang, den Wickeln und Mänteln, vom Wetterfleck und dem Kapuzinermantel, dem Leibrock, der Bein- und Fußbekleidung, der Kopfbedeckung (dazu fesselnde Bilder eines gallischen Holzschuhmachers auf einem Denkstein in Reims, 2. Jahrhundert, und eines steirischen Holzschuhmachers aus Aussee, aufgenommen 1932). Das Heft verbreitet sich auch über trachtliche Sonderheiten (Mützen, Hauben, Pelzhüte im Leitha-Winkel, Schleier, Turban und das Birett in Pannonien). Sehr bemerkenswert im dritten Heft (Mittelalter) der

Hinweis, daß gemäß Tacitus die Kleidung der Germanen „nicht weit und wallend, sondern eng anliegend gewesen sei“, die die einzelnen Glieder hervortreten läßt, worin ihm die spätantiken und mittelalterlichen Darstellungen von Germanen recht geben. Diese Erscheinung findet man fast ausnahmslos in allen deutschen Buchmalereien einschließlich der österreichischen und in sonstigen mittelalterlichen Bildern (Fresken der Pürgger Johanneskapelle, Buchmalereien in steirischen Klöstern). Außerordentlich instruktiv die beigegebenen „Federproben“ (Randzeichnungen) des Sekauer Breviers, Ende des 13. Jahrhunderts (Abbildung 122 wirkt wie das Bild einer modernen Frau). Stellenweise könnte man glauben, in einer modernen illustrierten Modenzeitschrift zu blättern. Den Heften sind viele farbige Bilder beigegeben. Wir begrüßen nochmals herzlich das schöne durch und durch nationale Unternehmen und wünschen ihm auf seiner weiteren Fahrt bestes Gedeihen.

PHILOSOPHIE, RELIGION.

Aster: Geschichte der Philosophie (Kröner'sche Taschenausgabe). „Nicht eine Beantwortung der Frage, was ist Philosophie, muß einer Darstellung der Geschichte der Philosophie vorausgehen, sondern die Geschichte der Philosophie ist das einzige Mittel, uns jene Frage in wirklich umfassender Weise zu beantworten, freilich eine Geschichte der Philosophie, die nicht Daten, Lebensläufe

usw. berichtend aneinanderreihet, sondern eine Geschichte der philosophischen Problematik, die die innere Folgerichtigkeit dieser Entwicklung begreiflich macht. Die Geschichte der Philosophie ist daher selbst eine philosophische Disziplin.“ Mit diesen klaren Worten umschreibt der Gießener Philosoph seine Aufgabe. Er hat sie auch vorzüglich gelöst, meidet jede verflachende Popularität, ohne deshalb

unverständlich, trocken oder langweilig zu werden. Von jeder Parteilichkeit frei, ist das Werk vornehm und ruhig gehalten, in anschaulicher Darstellung fließt der Vortrag dahin. Daß über die philosophischen Romantiker, insbesondere Friedrich Schlegel, Adam Heinrich Müller, Adalbert von Haller, um nur von den Vertretern deutscher Romantik zu sprechen, so gut wie hinweggesehen wird, ist allerdings recht bedauerlich. Einen besonderen Vorzug des Buches bildet der Anhang: Literaturangaben zum weiteren Studium und ein Aufsatz: „Wie studiert man Philosophie.“ Der Gesamteindruck des Buches ist bestechend.

Beyer, Karl: Jüdischer Intellekt und deutscher Glaube (Armanen-Verlag). Deutscher Glaube und jüdischer Intellekt, das sei ein radikaler Gegensatz. Zum Juden gehöre die humanistische Gesinnung wie die Wolle zum Schafspelz. Anders der deutsche Mensch mit seinem deutschen Glauben. Nicht Judenhaß, sondern absolute Entfremdung sei notwendig. Unmöglich eine Gemeinschaft in Liebe und Haß, in den Dingen des Lebens und der Entscheidung. Grundformel jüdischen Wesens sei: „Mehr als andere (in allen Formen)“. Die jüdische Grundtendenz sei ein kalter, abstrakter, intellektueller, nicht aber ein blutvoller lebendiger Machtwille. In ihr sei nichts von der unbändigen und überschäumenden Urkraft des Alls. Gegen die jüdische Art müsse die Idee und der Ideen-Glaube stehen, der aber, um nicht von den ver-

gifteten Pfeilen des Skeptizismus und Relativismus getroffen zu werden, zum Gottesglauben werden müsse, einem Gottesglauben, der jedoch fern sein muß der jüdischen Gottesvorstellung. So ungefähr läßt sich Beyer aus, der schließlich das Glaubensbekenntnis der deutschen Christen oder, wie ihre Gegner sagen, der Neuheiden mehr oder weniger verklaustriert ablegt. Die Schrift ist gut und klar geschrieben, eröffnet aber keine neuen Perspektiven für das gerade jetzt vielfach und breit abgewandelte Thema.

Bibel, Katholische Bilderbibel des alten und neuen Testaments. Herausgegeben von Franz Albert, königlichem Divisionspfarrer (Johannes Günther-Verlag). Das vorliegende Werk erschien erstmalig im Jahre 1909 in Leipzig. Herausgeber war Franz Albert und Dr. theol. Franz Reimeringer. Überarbeitet hat es dann Professor Dr. Rauer im Jahre 1933. Es liegt ein großer Quartband vor uns, dessen Druck gut und deutlich ist. Einen Hinweis auf die Illustratoren oder irgend ein Verzeichnis dieser Art sucht man vergeblich. Nur aus dem Prospekt erfährt man, daß die Holzschnitte nach den Originalen von Schnorr von Carolsfeld, Schuhmachern u. a. gebracht wurden. Auch sonst ist vieles schablonenhaft. Das Werk hat sicherlich in vielen Kreisen Eingang gefunden. Den Anspruch auf ein buchkünstlerisches Erzeugnis kann es jedoch wohl nicht erheben.

Haecker, Theodor: Was ist der Mensch? (Jakob Heg-

ner). Ein bedeutendes, die großen Seinsfragen aufwerfendes Werk des großen streitbaren Katholiken, dem man sich wohl versagen, dessen starker Wirkung sich aber niemand, dem es in dieser Welt ernst ist, zu entziehen vermag. Es ist kaum möglich, den gewaltigen Gedankeninhalt der vorliegenden Schrift hier auch nur zu skizzieren. Haecker faßt den Menschen als geistiges Wesen auf, der zwar die unter ihm stehende Seinsordnung zu bestimmen vermag, niemals aber gewissermaßen sich selbst konstituieren könne. Denn der Mensch ist unmittelbar „ex nihilo“, von der Allmacht Gottes selber erschaffen. Jetzt lebt der Mensch im größten Chaos, da er die gegebenen Ordnungsverhältnisse gestört und verkehrt habe. Leib, Seele und Geist des Menschen stünden nicht mehr im richtigen Ordnungsverhältnis zueinander. So sei nun unser ganzes Menschendasein fast sinnlos geworden und verstoße völlig gegen die dem Menschen als *imago dei* gemäße Ordnung. Im Staate wie überhaupt im Politischen dürfte eben niemals die Macht, sondern immer nur die Gerechtigkeit entscheidend sein. Mit dieser ungemein dürftigen Skizzierung des mächtigen Gedankeninhaltes muß man hier vorlieb nehmen. Haecker gehört heute zu den großen deutschen Sprachgestaltern und sprachschöpferischen Menschen. „Was ist der Mensch“ muß wie Haeckers „Vergil“ und dessen „Dialog über das Christentum“ in die nicht gerade zahlreichen bedeutenden Werke der Gegenwart eingereiht werden.

Leibniz, Gottfried Wilhelm: Die Hauptwerke. Zusammengefaßt und übertragen von Gerhard Krüger. Mit einem Vorwort von Dietrich Mahnke (Kröner'sche Taschenausgabe). Eben hat Colerus seinen Leibniz-Roman veröffentlicht, jetzt legt uns in der Sammlung der Taschenausgaben der Kröner'sche Verlag eine Auswahl aus den Werken dieses Universalgenies vor. Sollte für Leibniz, der nicht nur ein Riesengeist, sondern auch ein „allseitig deutscher Tatenmensch, ein Mann der universellen Aktivität“ war, die Zeit gekommen sein? Vielleicht erweckt jetzt für ihn gerade sein Tatmenschen-tum ein bedeutsameres Interesse. Der Band ist wie alle ähnlichen Ausgaben in der Kröner'schen Sammlung gut betreut. Alles zum Verständnis des Philosophen und seines königlichen Baues Notwendige wird hier geboten, also auch das Wesentliche aus dem neuen System der „Natur“, „Die Monadologie“, „Theodicee“ und selbstverständlich auch die Schrift zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaft.

Montaigne: Die Essays und das Reisetagebuch in den Hauptkapiteln. Herausgegeben und verdeutscht von Prof. Paul Sakmann (Kröner'sche Taschenausgabe). Sehr richtig wird hier von Montaigne gesagt, daß er nur für Männer geschrieben habe, er, der auch unter Umständen dem Obscönen nicht ausgewichen ist, um — wir möchten beinahe sagen — männlich, bei der männlichen *verecundia* zu bleiben. Vor mehr als fünfundsiebenzig Jahren wurde das Werk des

großen Essayisten, dessen Welt-
ruhm auch in der heutigen Zeit
nicht zu verblassen vermochte, und
zwar in der bekannten Bode'schen
Übertragung von dem seinerzeit so
unternehmungslustigen Verlag Ge-
org Müller in München in einer
schönen Ausgabe neu gedruckt. Die-
ser siebenbändigen Ausgabe stellt
sich nun diese einbändige hand-
liche Taschenausgabe an die Seite.
Vielleicht trägt sie dazu bei, daß
man sich den großen Franzosen
auch heute wieder näher ansieht.
Denn auch das ist wahr, was hier
in der Einbegleitung gesagt wird:
daß nämlich dieser Franzose nahe
zum deutschen Geist gestanden sei
zu einer Zeit, da die Geister der
beiden Völker noch nicht ihre
eigenen Wege gegangen sind, die
auseinander führten. Montaigne darf
nicht zum alten Eisen geworfen
werden. Sein heller Geist wäre eine
gute Arznei für die mancherlei
modernen Krankheiten.

Muckermann, Friedrich
S. J.: Vom Rätsel der Zeit
(Kösel & Pustet). Der Mönch ist
nun abermals über die Schwelle
getreten, ganz gehörig ergreift er
sogar zur Reichsidee das wie im-
mer geläufige, gedankenklare Wort.
Seine „Schreibe“ ist wie seine
Rede, stets fesselt dieser weltliche
Mönch durch sein Wissen, seine
Klugheit, seinen leidenschaftlichen
Drang nach wirklichem Leben und
Erleben und seinen bei aller festen
konservativen Weltanschauung von
den Gesichtern der Zeit erhellten
Vortrag. In vielem, z. B. in der
Verurteilung des sogenannten libe-
ralistischen Schrifttums begegnet er

sich mit neueren Strömungen,
nicht selten aber finden wir ihn,
wenn schon nicht allein und grol-
lend, so doch abseits der jetzt so
beliebten und belebten Heerstraßen,
immer aber dabei heiß bemüht, am
Dome der deutschen Zukunft und
des neuen Reiches mitzubauen.

Ortega y Gasset, José:
Buch des Betrachters
(Deutsche Verlagsanstalt). Auch
dieses neueste, in's Deutsche über-
tragene Werk des so rasch zu groß-
sem Ansehen gelangten Spaniers
vereinigt alle Vorzüge des univer-
sellen Denkers, Gelehrten und
glanzvollen Schriftstellers. Ernst
Rob. Curtius hat treffend von ihm
gesagt, er sei vielleicht der einzige
Mensch in Europa, dem es gegeben
und gemäß sei, mit der gleichen
Intensität des Interesses, der glei-
chen Sicherheit des Urteiles, dem
gleichen Glanz der Formulierung
über Kant wie über Proust, über
Debussy wie über Scheler zu spre-
chen. Er ist eben, was Gründlich-
keit und Wissen anlangt, ohne
Zweifel bei den Deutschen in die
Schule gegangen, beeinflusst insbe-
sondere auch von Simmel und Mar-
burg, dabei sich in so manchem
auch mit Heidegger treffend; in der
Diktion, in der Art seiner Formu-
lierungen verleugnet er jedoch nie-
mals seine angeborene anmutige
Latinität. Und so ist es auch dies-
mal, wo er über „Phrase und Auf-
richtigkeit“, über „Reform der In-
telligenz“, über „Vitalität, Seele,
Geist“, „Über Goethe, von innen
bittend“, über Kant und Hegel
seine tiefsinnigen sprachhellen Be-
trachtungen anstellt, ein hoher Ge-

nuß, bei ihm zu verweilen. Man trennt sich von diesen Blättern nicht ohne im Innersten mit Geist gesättigt und zu tiefst befriedigt zu sein.

Pfleger, Karl: *Geister, die um Christus ringen* (Anton Pustet, Salzburg). Diese Geister sind bei Pfleger der Reihe nach: die Franzosen Charles Peguy, Leon Bloy und André Gide, der Engländer Chesterton und die Russen Dostojewski, Solovjeff und Berdjajew. Diesen Menschen ging es nach Pfleger um das Ganze des Lebens als Künstler, Literaten und Philosophen und darum, wie sie der „Gefangenschaft“ des unmittelbaren Daseins zu entrinnen vermöchten. „Der Atheisten sind viele, der Ungläubigen wenige.“ Und unter den Unchristen hätten es namentlich die Tiefen längst begriffen, daß wir heute im schrecklichsten Chaos stünden, aus dem nur die Sehnsucht nach und der Weg zu Christus herausführen. Pfleger ist alles andere denn ein Eiferer, er ist ein großer Verstehender, der sich in seine Gestalten mit großer Inbrunst versenkt. Sein Glaube ist durch seine universale Bildung mächtig untermauert, seine Sprache wird beflügelt durch eine glühende Seele. Es ist wahre Erquickung, sich ihm anzuvertrauen und sich ihm dann auch hinzugeben. Das einleitende Kapitel „Christus der Lebendige“ allein schon zeigt Pfleger als einen Geist von großen, über alles engere Nationale hinauswachsenden Maßen.

Platon: *Der Staat*. Deutsch von August Horneffer (Kröner-

sche Taschenausgabe). Horneffer meint, daß nicht Nachahmung, sondern den äußersten Ansporn der schöpferischen Kraft uns die Schau des Hellenentums zu bedeuten habe. Er zitiert auch das Wort Adolf Hitlers, „daß man sich durch die Verschiedenheit der einzelnen Völker die größere Rassengemeinschaft nicht zerreißen lassen solle“, wobei der Herausgeber hinzusetzt, „daß der Kampf, der heute tobt, um ganz große Ziele gehe, ein Kulturkampf um das Dasein, der Jahrtausende in sich verbindet und Griechen und Germanentum gemeinsam umschließt“.

Thieme, Karl: *Das alte Wahre*. Eine Bildungsgeschichte des Abendlandes (Jakob Hegner). Unmittelbar vor Drucklegung kommt uns noch dieses Buch zu. Wir können es daher nur in den Worten des Verfassers anzeigen. Im Dasein und Denken des Sokrates, Platon und Aristoteles, meint Thieme, sei die Forderung des wahren Menschenseins aufgestellt. Erfüllt ist sie in der Kirche Jesu Christi durch das Dasein einer Gemeinschaft der Heiligen; Mönche und Ritter zeigen seine Abwandlung im Stande des beschauenden und in dem des tätigen Lebens; die Scholastik formuliert das dazugehörige Bewußtsein. Damit sei der Aufbau der abendländischen Bildung vollendet. Die Wahrheit sei niemals dem abgesonderten Einzelnen zu erfassen gewährt, sondern nur dem Menschen in der Gemeinschaft. — Rasch gemachte Stichproben ergeben eine nicht gerade leichte Lektüre.

Thomas von Aquino: Summe der Theologie. Zusammengefaßt, eingeleitet und erläutert von Josef Bernhart. Band I (Kröner'sche Taschenausgabe). Wird das Interesse für Scholastik und ihren Meister, den großen Aquinaten, wach? Im Salzburger Verlag Anton Pustet ist jetzt eine große Gesamtausgabe des Thomas in vielen Bänden im Erscheinen und der Verlag Kröner hat gleichfalls nicht gezögert, uns in einem handlichen Band das Werk des bedeutenden Scholastikers nach Aufbau und Gedankengang zu vermitteln. Halten wir uns hier an das Wort des berühmten Rechtslehrers Ihering, der seinerzeit meinte, es sei für unsere Zeit ein schweres Versäumnis, die Gedanken dieses Mannes sich nicht zunutze gemacht zu haben. Er wenigstens hätte sein Werk — nämlich „Zweck im Recht“ — nicht

geschrieben, denn seine Grundgedanken fänden sich bereits bei jenem gewaltigen Denker in vollendeter Klarheit und prägnanter Fassung ausgesprochen. Dessen Riesenwerk von 631 Untersuchungen, die nahezu 3000 große Artikel umfassen, hat auch der Darwinist Huxley schon bewundert. Man wähle einzelne unserem Interesse näherliegende Kapitel aus und versenke sich in die Darlegung und Beweisführung. Man ist dann wirklich erstaunt, mit welcher Schärfe hier gedacht und geurteilt wird. Ruhig kann man sich in dem vorliegenden Band der Unterweisung des großen Aquinatenkenners Josef Bernhart anvertrauen, der uns in ungemein klarer Form und Folge die Kenntnis des berühmten Systems der katholischen Lehre vermittelt.

KUNST, THEATER USW.

Friedländer, Ludwig: Sittengeschichte Roms (Phaidon-Verlag). Auch diese neue Ausgabe ist nicht ohne Verdienst. Friedländers Sittengeschichte war längst vergriffen und wurde immer wieder gesucht. Nicht mit Unrecht weist der Verlag sie nach ihrem Werte an die Seite von Mommsens großem Geschichtswerk. Die vorliegende einbändige Neuauflage berücksichtigt allerdings nur den Haupttext des Originalwerkes; Anmerkungen und Erläuterungen sind weggeblieben. Das mindert natürlich den Wert der Ausgabe für diejenigen, die völligen Ersatz der alten Ausgabe in

allen wissenschaftlichen Belangen erhofften. Dafür hat der Herausgeber 122 Kupferdruckbilder von antiken Denkmälern darauf gegeben. Diese Zugabe gestaltet ohne Zweifel die Lektüre des Werkes noch fesselnder und reizvoller.

Grimm, Herman: Leben Michelangelos (Phaidon-Verlag). In der Reihe der kulturhistorischen Serie des Phaidon-Verlages durfte wohl das Hauptwerk Herman Grimms über das Leben Michelangelos, das zu einer außerordentlichen Darstellung der Renaissance emporwächst, nicht fehlen. Die ganze Galerie der herrschenden und führenden Geister in

der Kunst und Politik jener Zeit wandelt an uns vorüber. Das bedeutsame Werk wird uns hier nach der letzten von Grimm selbst besorgten Ausgabe in ungekürzter Form dargeboten, dem Texte wurde aber noch ein prächtiger Bilderatlas eingefügt, der nicht allein sämtliche Werke und viele Entwürfe Michelangelos dem Leser zur Anschauung bringt, sondern auch Werke einer großen Reihe der im Rahmen der Grimmschen Darstellung auftretenden Künstler, wie auch die Porträte der kunstliebenden Mediceer, der großen Herrschenden und der Päpste usw. Alles in allem auch ein Bilderwerk von erstaunlicher Weite und reproduktionstechnischer Güte.

— —: *Leben Raphaels* (Phaidon-Verlag). Die Ausgabe wurde nach der dritten Auflage, im wesentlichen ungekürzt, wiedergegeben, überdies die Essays „Raphael als Weltmacht“, „Raphael und Michelangelo“ und Raphaels Disputaaufsatz mit der gereimten Übertragung aller Raphael-Sonette beigefügt. Eingebettet ist außerdem noch Waetzolds ausgezeichnete Betrachtung über Herman Grimm aus dem Werk „Deutsche Kunsthistoriker“. Auch dieses Buch reiht sich in Form, Ausstattung und Bilderschmuck den übrigen Werken des Phaidon-Verlages würdig an.

Gregor, Josef: *Weltgeschichte des Theaters*. Mit einem Bilderanhang (Phaidon-Verlag). Eine imponierende Leistung des geradezu fanatischen Theaterfachmannes, des Leiters der

großen Theatersammlung der Wiener Nationalbibliothek. Alles in dieser umfangreichen Monographie ist lebensfrisch und springlebendig, ist doch die Darstellung eine Frucht der über den geliebten Gegenstand gehaltenen Vorträge. Gregor erfaßt den Begriff des Theaters im allerweitesten Sinn und legt die Wurzeln alles Theaters und Theatralischen bloß, wobei er nicht versäumt, seinen Blick auch auf die volksbildende Kunst der betreffenden Zeit zu werfen. Von den ägyptischen Mysterien, den japanischen Tempeltänzen an über die attischen und römischen Schauspiele zum Mimus im Mittelalter und den mittelalterlichen Mysterienspielen hinüber zur Renaissance, der Commedia dell' arte und Shakespeares überragender Bühnenkunst bis in unsere von so gewaltigen Strömungen bewegte Zeit geht der weite und immer an fesselnden Ausblicken reiche Weg. Ein mächtiger Stoff wird gemeistert, ein Werk, das Lesebuch und Nachschlagewerk zugleich ist, wird von einem Mann umfassender Sachkenntnis geboten, von einem, der dabei durchaus frei bleibt von der Leere öden Spezialistentums und dem es darum zu tun ist, das Theater vom allgemein Geistigen und vom Geschichtlichen her zu verstehen. Der Verlag hat sich dem Verfasser durch Beigabe von mehr als 300 trefflich wiedergegebenen Tiefdruckbildern und durch die ganze Ausstattung dieser Theaterencyklopädie in anerkennenswerter Weise an die Seite gestellt.

Justi, Karl: *Diego Ve-*

Lasquez und sein Jahrhundert (Phaidon-Verlag). Der Text dieser Neuausgabe hält sich an die zweite 1903 erschienene, von Justi selbst noch besorgte Ausgabe mit ganz wenigen von Ludwig Justi vorgenommenen, auch im Druck ersichtlichen Änderungen. Dem Haupttext angeschlossen sind das vom Neffen Karl Justi entworfene Lebensbildnis des großen Kunsthistorikers und die aus der Feder Waetzolds stammende, der Sammlung „Große Kunsthistoriker“ entnommene Würdigung des Gelehrten. Ähnlich wie bei Grimm Michelangelo nur den Mittelpunkt einer kulturgeschichtlichen Darstellung bildet, so hat auch Justi Velasquez nur zum Mittelpunkt der Schilderung eines bedeutenden Abschnittes der spanischen Kulturgeschichte gewählt. Justi ist das Urbild des großen, echten, deutschen humanistischen Menschen und Gelehrten, der unter Bücherschätzen aufwächst und der sogar um die Materialdauer seiner Bücher so besorgt war, daß er die Papierproben in der technischen Reichsanstalt auf ihr Fehlen von Holzgewebe und ihre Echtheit untersuchen ließ. Er war natürlich auch dem schönen Buch zugetan. So berichtet der Neffe in der beigegebenen Skizze, Justi habe einmal erzählt, er lese jetzt den Horaz in einer entzückenden Ausgabe des 18. Jahrhunderts, doch seine philosophischen Kollegen dürften das nicht wissen, da der Text so schlecht sei. Alles Superlativische war diesem weltlichen Mönche, der nur dem Dienst an der Wis-

senschaft lebte, verhaßt gewesen. (Er hegte übrigens auch gegen Nietzsche starke Abneigung.) Das historische Problem, das Justi sich stellt, ist auf ein Schlagwort gebracht: Held und Scene und das Rätsel des Genies. Dazu kommt die wunderbar gepflegte Prosa (Urteil eines Mannes, der selbst einer der größten deutschen Prosaisten war, nämlich des großen „Fragmentisten“ Jacob Philipp Fallmerayer). Ist der „Winckelmann“ das Buch des Denkers, der „Michelangelo“ das Buch des Dichters Justi, so ist der „Velasquez“ das Buch des Beobachters, das Bekenntnis eines „Sehenden“. Ein reiches Abbildungsmaterial und ein Bilderatlas mit Nachbildungen sämtlicher Gemälde Velasquez' geben der vorliegenden Ausgabe einen besonderen Glanz.

Kraus, Karl: Adolf Loos. Rede am Grabe 25. VIII. 1933 (Richard Lanyi). Der Nachruf für den sehr geschätzten und ebenso wieder umstrittenen Architekten. „Was Du bautest, war, was Du dachtest, Dein Beruf, Ausdruck und Siegel Deiner Berufung, in der Wohnstatt die Welt einzurichten.“ Die Schrift ist sehr schön gedruckt.

Machiavelli, Nicolo: Geschichte von Florenz (Phaidon-Verlag). Der deutsche Text stammt von Alfred von Reumont, da und dort wurde er überfeilt, auch wurden ihm verschiedenen Orten noch einige besondere Anmerkungen angeschlossen. Im Anhang finden wir Auszüge aus Machiavellis Briefen an Balìa. Die beigegebenen schönen Kupfertief-

drucke stellen Gemälde und Plastiken aus der Renaissance dar. Man weiß, welch hohe Kunst der Darstellung dem Florentiner in dieser Geschichte seiner Vaterstadt eigen, eine Kunst, die auch unter Deutschen wie bei Gregorovius und auch Heinrich Treitschke Nachahmung gefunden hat. Seine „Schreibe“, schön und klar, wird heute noch immer bewundert.

Winckelmann, J.: Geschichte der Kunst des Altertums. Vollständige Ausgabe (Phaidon-Verlag). Die Neuausgabe — ein Neudruck der ersten Ausgabe — hält sich auch äußerlich ganz im Rahmen der übrigen Kulturpublikationen des Verlages, der wohl in Verfolgung seiner Verlagsziele Winckelmann, diesen großen deutschen klassischen Prosaisten, nicht links liegen lassen mochte. Man weiß, welchen starken Einfluß das an sich vielfach überholte Werk Winckelmans auf die Zeit und die nachfolgende Generation übte. Dankbar begrüßt man es, daß im Anhang dieser Ausgabe drei Essays über Winckelmann, und zwar die Aufsätze von Herder und von Goethe, sowie die Würdigung Waetzolds abgedruckt und die

Kupferstiche der beiden ersten Ausgaben in Faksimile-Wiedergabe nebst einer großen Anzahl Kupfertiefdrucke nach Photographien antiker Denkmäler beigeschlossen sind.

Zeitlose Kunst. Gegenwartsnahe Werke aus früheren Epochen. 132 Aufnahmen. Gesammelt, gesichtet und erläutert von Ludwig Goldscheider (Phaidon-Verlag). Ein gewiß glücklicher Gedanke, der hier auch mit prächtigem Geschick durchgeführt wurde. Der Herausgeber erklärt, daß für ihn bei der sichtlich recht mühevoll gewesenen Auswahl nur das eigene Erlebnis bestimmend gewesen sei. Im wesentlichen wird man durch diese Subjektivität nicht gestört. Freilich, beim jeweilig beigegebenen Text, der gleichfalls sehr subjektiv gehalten ist, wird man des öfteren an die Bilderbeschriftungen gewisser Boulevard-Gazetten erinnert. Bei der Auswahl der Bilder war der Herausgeber ausgetretene Pfade zu vermeiden bemüht, so daß diese Bilder-Anthologie auch den Kunstkenner zu fesseln vermag. Die Wiedergabe des dargebotenen Materials läßt keinen Wunsch übrig.

BUCHKUNDE, BIBLIOGRAPHIE, BIBLIOPHILIE USW.

Englisch, Paul: Meister des Plagiaten oder die Kunst der Abschriftstellerei (Hannibal-Verlag, Berlin-Karlshorst). Englisch hat das an dieser Stelle seinerzeit angezeigte Heftchen Plagiat! Plagiat! erheblich

ausgeweitet. Es ist — hat man auch nur die hier gebotene Materialsammlung im Auge: 264 Autoren und Künstler! — eine ungemein verdienstvolle Arbeit. Zu einer grundlegenden wissenschaftlichen Arbeit, die sich mit dem Wesen, der Entwicklung

und insbesondere der verschiedenen Einstellung zum Plagiat und der Aneignung fremden Stoffes beschäftigt, ist es nicht gekommen. Vielleicht hatte Englisch gar nicht die Absicht. Er ist übrigens auch weit entfernt davon, literarische Schnüffelei zu betreiben. Plagiat ist für ihn nur die aus freier Entschließung eines Autors oder Künstlers betätigte Entnahme eines nicht unbedeutenden Gedanken-gutes anderer für sein Werk in der Absicht, solche Zwanganleihen nach ihrer Herkunft durch entsprechende Umgestaltung zu verwischen und den Anschein echten Schaffens damit beim Leser oder Beschauer zu erwecken. Über die Massenhaftigkeit der Fälle und der mehr oder weniger getarnten Entlehnungen gerät man ins Erstaunen. Für die vielen Quellennachweise, wie überhaupt für die Zusammentragung des Riesenstoffes, der in flüssiger, höchst anregender Form vorgetragen wird, muß man dem wissensreichen Autor dankbar sein.

Fischer, Anita, Dr.: Die Buchillustration der deutschen Romantik. Germanische Studien, Heft 145 (Verlag Dr. Emil Ebering). Es wird Runge, Brentano, die symbolische, ebenso die volkstümliche Illustration behandelt, auch die Taschenbuch-Illustration gewürdigt und die Grotteske E. T. A. Hoffmanns nicht außer Acht gelassen usw. Wir erhalten schließlich ein Verzeichnis der Abbildungen, die jedoch in den Druck nicht aufgenommen wurden. Die Verfasserin

kommt zu dem Urteil, daß die Buchillustration der Romantik als Ganzes nicht die entsprechende Begleiterscheinung der Werke war, für die sie bestimmt gewesen. Eine anfechtbare Behauptung, sowie denn überhaupt die vorliegende Arbeit im wesentlichen unbefriedigt läßt.

Gutenberg - Jahrbuch für 1933 — Gutenberg-Jahrbuch für 1934. Herausgegeben von A. Ruppel (Gutenberg-Gesellschaft). Auch im Jahrbuch für 1933 werden, wie noch stets bisher, die Stoffgebiete: Papier, Schrift, Type, Wiegendruckzeit, dann die Periode 1500—1900 und schließlich auch die moderne Druckkunst behandelt. Von den durchaus gehaltvollen Aufsätzen möchten wir hervorheben: Albert Windisch' Aufsatz: „Ehret die Künstler unserer Zeit“, den Artikel Hans Bohattas „Ulrich Han, der erste Wiener Buchdrucker“, Dr. Th. Längins Beitrag „Unbekannter Jahrgang (1614) der ältesten deutschen Wochenzeitungen“. Sehr beachtenswert auch die von Dr. Elfriede Leskien beigesteuerte Betrachtung über die Spiegelung der künstlerischen Strömungen der Goethe-Zeit in der damaligen deutschen Buchillustration, desgleichen der Aufsatz von Paul Stern über neue Versuche zur Gewinnung eines besseren Schriftbildes unserer Musiknoten. Ein bibliophiles Thema behandelt Prof. Dr. Georg Witkowski mit seinem aus einem Festvortrag entstandenen, an sich ausgezeichneten, in manchen Einzelheiten freilich auch

recht anfechtbaren Artikel „Bibliophilie und Weltkrise“, in der das alte, angesehene Bibliophilen-Haupt für eine „verinnerlichte“ Bibliophilie eintritt. Der Vortrag verdiente in einem ganz besonders schön ausgestatteten Sonderdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. In recht anregender Weise verbreitet sich Frau Dr. Annemarie Meiner über das Thema „Die Frau im Druckergewerbe“, dessen Untertitel lautet: „Aus den Notizen einer Geschichte der Frau im Druckergewerbe.“ Das Jahrbuch ist in der Baskerville-Antiqua der Schriftgießerei D. Stempel gesetzt (der Handeinband von Ernst Rehbein will uns bei all seiner Solidität noch immer nicht recht behagen). — Der 9. Jahrgang (1934) ist zum erstenmal in einer deutschen Schrift gesetzt, die auch für Ausländer nicht allzu schwer lesbar ist. Für fremdsprachige Aufsätze wurden eigens geschnittene Antiquaversalien benützt. Diese deutsche Schrift, die Wallau-Schrift heißt und sehr charaktervoll wirkt, stammt von dem leider so früh dahingegangenen großen Schriftmeister Rudolf Koch, der sie eigenhändig geschnitten hat. Heinrich Wallau hieß ein angesehener Mainzer Buchdrucker, nach dem die Schrift benannt wurde. Von Aufsätzen seien genannt: Alfred Schulte „Papiermühlen und Wasserzeichenforschung“, Friedrich Uehlhorn „Zu Geschichte der Breidenbach'schen Pilgerfahrt“, Mich. Dzikowski „Ein unbekanntes Bilderbuch Hans Sachs“, Josef Fritz „Eingewanderte

deutsche Buchdrucker in Ungarn im 19. Jahrhundert“ und F. H. Ehmke „Was bedeutet William Morris für unsere Zeit?“. Die Themata sind auch diesmal sehr abwechslungsreich. In beiden Jahrgängen hat sich wieder die emsige und sorgfältige Herausgeberhand Dr. A. Ruppels bewährt, dem das Gutenberg-Jahrbuch seine prächtige Aufwärtsentwicklung verdankt.

— — Veröffentlichung der Gutenberg-Gesellschaft XX: Gottfried Zedler „Gutenberg und Schöffler im Lichte des Mainzer Frühdruckes I: Die sogenannte Gutenberg-Bibel, sowie die mit der 42zeiligen Bibel-Type ausgeführten kleineren Drucke.“ Mit 9 Abbildungen im Text und 52 Tafeln. — Band XXI: Karl Schottenloher „Die Landshuter Buchdrucker des 16. Jahrhunderts.“ — Band XXIII: Gottfried Zedler „Gutenberg und Schöffler im Lichte des Mainzer Frühdruckes II: Gutenbergs älteste Type und die mit ihr hergestellten Drucke.“ (Sämtlich Gutenberg-Gesellschaft).

Die XX. Veröffentlichung der Gutenberg-Gesellschaft bildete den ersten Teil einer auf fünf Teile berechneten Darstellung des Mainzer Frühdruckes, welche Absicht später dann aufgegeben wurde, und zwar, wie Zedler schreibt, nicht nur aus Gründen der Wirtschaftsnot, sondern auch wegen der verständnislosen Aufnahme, die sein Werk „Von Coster zu Gutenberg“ gefunden habe. Zedler

verteidigt die These, daß die Geschichte der Erfindung des Buchdruckes ohne Hypothese nicht möglich sei. Für ihn sind Hypothesen gleichsam Prothesen, ohne die man sich nicht fortbewegen kann. Man weiß, daß für Zedler Gutenberg als Bibeldrucker nicht mehr in Frage kommt. Nach ihm ist Peter Schöffer der Drucker der 42zeiligen Bibel. Die 36zeilige Bibel sei, abgesehen von den ersten 5 Seiten, ein Nachdruck der 42zeiligen durch Johann Neumeister oder Neumeister. Allerdings stehe Schöffer als Drucker der 42zeiligen Bibel und des Psalters ganz auf den Schultern Gutenbergs. Diese Darstellung des Mainzer Frühdruckes entbehrt nach Zedlers Worten nicht der tiefen Tragik, als sich deutlich zeigt, daß andere da geerntet, wo Gutenberg gesät hat. Im Band XXIII der Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft setzt Zedler seine Forschungen fort und beharrt mit Festigkeit bei seinen Thesen. An Stelle der noch geplanten drei Bände zur Geschichte des Mainzer Frühdruckes will er eine alles umfassende Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst geben. — Im oben angeführten XX. Band der Veröffentlichungen gibt Schottenloher einen örtlichen druckgeschichtlichen Beitrag zu dem weitschichtigen Stoff des Anteiles der einzelnen Druckerwerkstätten und des heimatlichen Schriftstellerkreises an dem umfangreichen Schrifttum des 16. Jahrhunderts. Man hofft damit einen wichtigen Beitrag zu einer Gesamtbeschrei-

bung des deutschen Schrifttums im Zeitalter der deutschen Glaubensspaltung zu bringen.

— — Kleiner Führer durch das Gutenberg-Museum in Mainz. Abteilung I. Zusammengestellt von Dr. A. Ruppel und Dr. A. Tronier. — Scholderer Viktor: Vom italienischen Frühdruck. Festvortrag, gehalten in der Generalversammlung der Gutenberg-Gesellschaft Mainz 1933.

Die beiden letzten Erscheinungen der „Kleineren Drucke der Gutenberg-Gesellschaft“.

Jahrbuch für Exlibris und Gebrauchsgraphik, Band 28 (1933). Herausgegeben von der Österr. Exlibris-Gesellschaft: Dr. Hans Ankwicz-Kleehoven. Von Jahr zu Jahr wird die unter Leitung von Dr. Hans Ankwicz v. Kleehoven stehende Publikation schöner und ergiebiger. Dem Redaktor zur Seite stand diesmal Rudolf Köhl, der dem Ganzen die das Auge so warm ansprechende und durch die Bank geschmackvolle Ausstattung gab, die, ohne besondere Mätzchen, insbesondere in der Schrift und Formgestaltung außerordentlich apart wirkt. Höchsten fesselnd der Aufsatz von Karl Auer, der sein Thema über handgemalte Bucheignerzeichen fortsetzt und hier in der 5. Folge seiner Betrachtungen habsburgische Bildnis- und Wappeneignerzeichen vorlegt. Nicht viel weniger bemerkenswert der Beitrag von Dr. Julius Stawa über die alten Exlibris der Familie Starhemberg, deren Familienbiblio-

thek sich im Schloß Eferding bei Linz a. d. D. befindet. Über die letzten Arbeiten Alfr. Cossmanns auf dem Gebiete der Exlibris-Kunst und der Graphik referiert in eingehender Weise Dr. Theodor Alexander, in sehr unterrichtender und anregender Art dann der Herausgeber selbst über neuere Werke und neuere Namen auf dem Gebiete des österreichischen Exlibris. Dankenswert, daß man durch Dr. Richard Donin über den Graphiker Rudolf Köhl, welchem man ja auch den sich dem Auge so einschmeichelnden, in Rot und Silber gehaltenen Umschlag schuldet, Wesentliches erfährt. Auch das reiche Bildermaterial macht das Jahrbuch zu einer Augenweide.

Jahrbuch der Bücherpreise, XXVIII. Jahrgang. Besorgt von Gertrud Hebbeler. Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutschösterreich, Holland, der Schweiz, Skandinavien, der Tschechoslowakei, Ungarn (Harrassowitz). Das Jahrbuch erweist nach wie vor seine gute Brauchbarkeit trotz der diesmal infolge der Zeitverhältnisse notwendig gewordenen Kürzung des Inhaltes. Der Eindruck ist, daß im wesentlichen gute und seltene Werke noch immer gesucht und gekauft werden und ihnen gemäßige Preise erzielen. Es war ein Verdienst der seit einigen Jahren dem Jahrbuch vorstehenden Herausgeberin, auch das neuere Dichtungsgut bei der Verzeichnung der Auktionspreise heranzuziehen. Das geschieht auch diesmal,

so daß man auch über diesen Markt eine gute Übersicht zu gewinnen vermag. Im allgemeinen halten sich die Preise wie die ganzen vergangenen Jahre, natürlich ist immer ein mehr oder weniger kleines Auf und Ab zu registrieren. Die Ausstattung des Bandes ist nach wie vor solid und einwandfrei. Von einem „Notband“ kann also durchaus nicht die Rede sein. Eine Kleinigkeit noch: Es gibt kein „Deutschösterreich“, wie es der Titel anführt, eben nur ein Österreich, das heute an sich schon deutsch ist. Wir haben schon vor Jahren diese Korrektur verlangt. Vielleicht stellt man das endlich im Untertitel richtig.

Imprimatur IV. Herausgegeben vom Schriftenausschuß der Gesellschaft der Bücherfreunde, Hamburg, Siegfried Buchenau und Ernst L. Hauswedell (Deutscher Buchklub, Hamburg). Auch dieser 4. Jahrgang des „Imprimatur“ hinterläßt einen guten Gesamteindruck. Offensichtlich war man auch diesmal bemüht, Einseitigkeit möglichst zu vermeiden. Wir finden aus fast allen so weit reichenden Bezirken der Bibliophilie mitunter sogar recht bedeutsame Beiträge. Martin Beheim-Schwarzbach plaudert über das „verliebene Buch“ und nennt seinen Beitrag im Untertitel „Versuch einer Typologie des Schenkens“, Köstliches über die Persönlichkeit und das zuweilen sehr überschäumende Selbstgefühl Campes des Älteren erfahren wir aus dem Beitrag Otto Reiners „Über den jungdeutschen Verlag Hoffmann & Campe“, der bekannte

Fachmann auf dem Gebiete des Kinderbuches K. Hobrecker steuerte den Beitrag „Die Weltliteratur im Kinderbuch“ bei, über den Weltmann, Gelehrten und Mäzen Carl Friedr. Rumohr, den Verfasser der „Schule der Höflichkeit“ und von „Geist der Kochkunst“ entwirft Ernst Sander ein fesselndes Porträt, schließlich verbreiten sich Niemeyer und Ehmke sehr lehrreich über die deutsche Schrift. Der Band enthält auch zwei Bibliographien, eine über Bettina v. Arnim, die andere über Reimarus. Sehr willkommen muß man den Beitrag des leider so früh dahingegangenen Rudolf Koch heißen über die Neugestaltung des Notenbildes in Handschrift und Druck. Man weiß, daß Koch auf diesem Gebiet Neuschöpfer war. Höchst einseitig, zum Teile oberflächlich muß die bibliographische Zusammenstellung „Das Rüstzeug des Bibliophilen“ genannt werden, die von einem Herrn A. Horrodisch stammt, der sich in mitunter recht spaßig anmutenden Klassifikationen gefällt. Die Ausstattung — außer den 88 Schriftproben und etlichen Beilagen begleiten nicht weniger als 58 Abbildungen den Text — atmet wieder gediegene deutsche Buchkultur.

Lexikon des gesamten Buchwesens. Herausgegeben von Karl Löffler und Joachim Kirchner unter Mitwirkung von Wilhelm Olbrich. Lieferung I: A a - Benützung. (Hiersemann). Unmittelbar vor Drucklegung dieses Jahrganges kommt uns das erste Heft dieses seit vie-

len Jahren heiß ersehnten Lexikons zu. Ein halbwegs sicheres Urteil über Güte und Brauchbarkeit abzugeben, ist natürlich bei diesen ersten Schritten des Unternehmens nicht gut möglich. Wir behalten uns vor, Zug um Zug und Jahr für Jahr das Werk kritisch zu begleiten. Die Herausgeber erklären übrigens schon heute, daß ihnen der historische Gesichtspunkt wichtiger gewesen als der unbedingter Vollständigkeit. Der Mitarbeiterstab umfaßt 36 Fachleute, darunter da und dort einen, von dem wir glauben, daß er für das ihm zugeteilte Gebiet nicht gerade der rechte Mann am rechten Platze ist, und für die ohne Zweifel andere Persönlichkeiten heranzuziehen gewesen wären. Rasche Stichproben, die wir noch machen konnten, haben uns im allgemeinen befriedigt. Mit Genugtuung begrüßt man die einzelnen Artikeln beigefügten Literaturangaben, die freilich jeweilig dem Spezialisten kaum genügen werden. Äußerlich ist alles sehr übersichtlich gehalten. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Sagitz, Walter: Bibliographie des Nationalsozialismus (Albert Heine, Cottbus). Im Vergleich zu der nachfolgend genannten Bibliographie des nationalsozialistischen Schrifttums von Unger muß diese Bibliographie als ziemlich unzulänglich empfunden werden. Zunächst ist hier der Begriff „nationalsozialistisch“ wirklich viel zu weit gefaßt. Finden wir doch auch Werke

verzeichnet, die mit Nationalsozialismus aber schon gar nichts zu tun haben; es müßte denn sein, daß man alles Antimarxistische, ja alles, was der Bekämpfung der Linksgeistigkeit gilt, als Nationalsozialismus erklärt, so wie selbst jüdische Schriftsteller aufgeführt werden, wenn sie irgendeinmal eine Gelegenheitschrift gegen irgendeine Erscheinung der Sozialdemokratie veröffentlicht haben (so des Österreichers Siegmund Kaffs Gelegenheitsbroschüre „Der Sozialismus als Ware“ u. a.). Auf der anderen Seite ist es wieder zu begrüßen, daß wenigstens die wichtigsten Werke des antinationalsozialistischen Schrifttums aufgenommen wurden.

Unger, Erich, Dr.: Das Schrifttum des Nationalsozialismus 1919—1934. (Forschungsberichte zur Wissenschaft des Nationalsozialismus, Junker & Dünnhaupt). Im Gegensatz zu der eben angeführten Sagitzschen Arbeit haftet dieser Bibliographie keinerlei Dilettantismus an. Der Herausgeber hat Vollständigkeit angestrebt, die so weit ging, daß er z. B. in der Gruppe Rassenfrage bis in das vorige Jahrhundert zurückging. Gut gegliedert, zählt sie in fünf großen, viele Unterkapitel führenden, auch Zeitschriftenaufsätze enthaltenden Abteilungen 2585 Nummern auf, darunter freilich auch Schriften, die nach ihrer Bedeutungslosigkeit besser nicht verzeichnet worden wären. Gerade jetzt, da diese Zeilen in Satz gehen, hören wir, daß man in einer neuen (Titel-) Auflage dieser

Bibliographie einen neuen Namen gegeben hat, nämlich „Das Schrifttum zum Aufbau des neuen Reiches“. Die Titeländerung erfolgte auf Gebot der parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums. In der Tat umfaßt die Arbeit eine große Anzahl von Schriften, die über das Schrifttum des eigentlichen Nationalsozialismus weit hinausstreben. Vielleicht hätte es sich empfohlen, den einzelnen Titeln aufklärende Wertungen hinzuzufügen, wobei sich allerdings Subjektivität nicht hätte vermeiden lassen. Einer Bibliographie *raisonnée* gibt man vor jeder kahlen Bibliographie immer den Vorzug. Unter den Vorkämpfern des Nationalsozialismus werden u. a. genannt: Adolf Bartels, Chamberlain, Anton Drexler, Dietrich Eckart, Johann Gottl. Fichte, Th. Fritsch, Gobineau, Lagarde, Hermann Löns, Langbehn, Th. v. Pfordten, L. Schemann, Ungern-Sternberg, Hermann Wirth. In der Abteilung „Deutsch-österreich und Sudeten-Deutschum“ stoßen wir auf manches recht minderwertige Erzeugnis. Ungemein dankenswert, daß neben dem Verfasserverzeichnis auch ein vorzüglich gearbeitetes Sachwortverzeichnis vorhanden ist. Im wesentlichen wurde hier vorzügliche bibliographische Arbeit geleistet.

Sankt Wiborada. Bibliophiles Jahrbuch für katholisches Geistesleben. Herausgegeben von Dr. Hans Rost. I. Jahrgang (Wiborada-Verlag, Augsburg). Das Jahrbuch möchte der Zusammenfassung der Beziehungen zwischen

Kirche und Buch in alter und auch in neuer Zeit dienen, die Bibliophilie auf Grundlage katholischer Kultur pflegen. St. Wiborada nennt es sich nach der Klausnerin von St. Gallen (die auch unter dem Namen Weibrath angeführt wird). Aus einem vornehmen Geschlecht des Aargau stammend, widmete sie ihr Leben der Ausschmückung der Bücher. Als die Hunnen St. Gallen bedrohten, riet sie dem Abt: „Zuerst rette die Bücher — und dann erst die heiligen Gefäße und die übrige Habe des Klosters.“ Die einbrechenden Hunnen fanden sie in ihrer Zelle und zerspalteten ihr das Haupt. Die Aufsätze bewegen sich größtenteils um Themen, die die ausgedehnte, verdienstreiche ur-

alte katholische Buchkultur zum Gegenstand haben, also „Das Buch im Mittelalter“, „Die Bibliographien der Benediktiner“, „Die Karthäuser als Bücherfreunde“, „Die Klöster des Mittelalters und die Einbandkunst“, das „Erbe der Stifts- und Klosterbibliotheken in den öffentlichen Bibliotheken Deutschlands“. Es wird manches Interessante geboten. In der Rubrik Bücherschau, und zwar in der Abteilung „Bibliophilie, Zeitschriften und Jahrbücher“ wird allerdings so manches kaum Beachtenswerte verzeichnet. Der Druck des Buches weist recht mäßige Qualitäten auf. Das alles soll uns nicht hindern, dem Jahrbuch eine weitere Folge zu wünschen.

VERSCHIEDENES.

Tusculum-Bücher (Ernst Heimeran, München). 1. Antike Weisheit, lateinisch-griechisch-deutsch. Autor und Verlag sind hier eine Person. Das vorliegende Büchlein macht, wie so mancher Vorgänger in der Tusculum-Bücherei, wieder viel Freude. Der Schätzer antiker Weisheit wird hier gerne blättern. Heimeran nennt sich einen ungelerten Liebhaber der Antike. Er scheint aber doch ein sehr unterrichteter Mann zu sein. Urtext und Übertragung (nach bekannten und bewährten Übersetzungen) stehen einander gegenüber. Das Ganze ist eine reizvolle, auch nett ausgestattete Gabe.

2. Namensbüchlein. 400 Vornamen für Deutsche. Nach ihren Schicksalen erzählt und er-

läutert. Mit zahlreichen Zeichnungen. Ein vielleicht mehr denn je aktuelles, viel Auskunft und Belehrung vermittelndes und dabei durch und durch amüsantes Büchlein. Es soll damit, wie es im Vorwort heißt, unschlüssigen Eltern und die es werden wollen, das Nachsinnen erleichtert werden. Wie staunt man da über so manche Namensherkunft und so manches Namensschicksal. Würde man etwa hinter dem schlichten Alois einen Alwis = ganzwissend, hinter dem spanischen Alfons einen Adal und funs = bereit — fertig vermuten? Bemerkenswert, was wir in dem unterhaltsamen Büchlein über die Namenswandlung finden. Es gibt natürlich auch hier Moden: die Renaissance, den Humanismus, die

Reformation, den 30jährigen Krieg, dann englische und französische Moden, die Mode des Nordischen, dann auch die neueste der Lallnamen (Li, Lo, Lu) und die des Films. Es wird zu Zeiten stark ge-deutschtümelt: Ritterhold, Rich-mund, Wonna. Sogar eine Wollu-stina gibt es! Die Befreiungskriege bescheren uns eine Gneisenauette, Blücherine, Katzbachine!! Die ewige Wiederkunft des Gleichen! Glück-licherweise wurde von oberster reichsdeutscher Stelle aus die Hit-lerine verboten. Um 1500 tauchen die Doppelnamen auf und werden später dann im 18. Jahrhundert in Deutschland fast die Regel: Gott-hold Ephraim Lessing, Joh. Gottl. Fichte, Johann Wolfgang Goethe (welche Mode in unserer Zeit starke Nachahmung findet: Otto Julius Bierbaum, Otto Erich Hartleben, Rudolf Hans Bartsch, Franz Karl Ginzkey, Rudolf Alexander Schröder, Rainer Maria Rilke usf.). Das liebe Büchlein berücksichtigt gleichermaßen die süd- wie die norddeutschen Verhältnisse. Gearbeitet ist es auf Grund der For-schung von Arnold, Khull, Klein-

paul, Meisinger und Schnack. Wir danken Dr. Heimeran für den uns hier gebotenen Genuß.

Lehmann, Ernst Herbert: Geschichte des Konversationslexikons (Brockhaus). Unmittelbar vor Drucklegung liegt uns noch dieses gleichermaßen reizende wie lehrreiche Büchlein vor, das einen vorzüglichen Überblick über die Geschichte der Nachschlagewerke, angefangen von den lateinischen Sammelwerken und den alten chinesischen Mammutwerken bis zum heutigen großen Brockhaus bietet. Nicht weniger als 36 immer fesselnde Bildbeigaben, die zusammenzutragen nicht leicht gewesen sein muß, zieren das auch äußerlich liebgeratene Büchlein.

1. Nachtrag zur Schriftprobe der Officin Drugulin A. G. (Leipzig 1930).
2. Nachtrag (Leipzig 1933). — Intertype Walbaum - Antiqua und Kursiv (Drugulin). Sehr instruktive Musterbücher über die Entwicklung der Schrift, die auch von dem Schriftenreichtum der altberühmten deutschen Druckerstätte zeugen.

DEUTSCHE BIBLIOPHILE VEREINIGUNGEN
Gesellschaft der Bibliophilen e. V. Weimar

Begründet 1. Januar 1899

Geschäftsstelle: Berlin-Zehlendorf, Wilhelmstraße 4

Präsident:

Dr. h. c. Börries, Frh. v. Münchhausen.

Stellv. Präsident:

Geheimrat Dr. Ernst Volkmann (Danzig).

Sekretär:

Dr. Lothar Frh. v. Biedermann (Berlin).

Beisitzer: Gerhard Schulze, Leipzig C, Nordstraße 54 (Schatzmeister), Dr. h. c. Karl Klingspor (Offenbach a. M.), Carl Ernst Poeschel (Leipzig), Ernst Schulte-Strathaus (München), Dr. Heinr. Uhlendahl (Leipzig); Vorsitzender des Verwaltungsbeirates: Dr. Kurt Oxenius (Chemnitz).

WIENER BIBLIOPHILEN - GESELLSCHAFT

Begründet 3. März 1912

Vorsitzender:

Professor Hans Feigl (Wien).

II. Vorsitzender:

Regierungsrat Professor Dr. Michael Maria Rabenlechner (Wien).

Vorstand: Univ.-Prof. Dr. Robert F. Arnold (Wien), Dr. Fritz Brukner (Wien), Oberlandesgerichtsrat Dr. Hans Freiherr von Jaden (Wien), Kabinettsdirektor der Präsident-

schaftskanzlei Wilhelm v. Klastersky (Wien), Prinz Heinrich XXXIX. Reuß j. L. (Schloß Ernstbrunn, N.-Öst.), Rechtsanwalt Dr. Gustav Schönberg (Wien), Hofrat Ing. Artur Starek (Wien), Hofrat Hugo Thimig (Wien), Sektionsrat Dr. Kurt Thomasberger (Wien), Fedor v. Zobelitz †.

GESELLSCHAFT DER BÜCHERFREUNDE IN BOHMEN

Begründet 18. April 1918

Vorsitzender: Dr. Lothar Morecki (Prag).

SCHWEIZER BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT

Begründet 1921

Sitz: Bern, Präsident Dr. Wilh. Jos. Meyer (Bern).

Organ: Der Schweizer Sammler und Familienforscher; Le Collectionneur et Généalogiste Suisse. Apiarius-Verlag, Bern.

ORTLICHE VEREINIGUNGEN

Berliner Bibliophilen-Abend. Vorsitzender: Dr. h. c. Flodoard Frhr. von Biedermann.

Bremer Bibliophile Gesellschaft. Vorsitzender: Dr. h. c. Rudolf Alexander Schröder.

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz. I. Vorsitzender: Dr. Kurt Oxenius.

Dortmunder Bibliophilen-Abend. Vorsitzender: Dr. Erich Schulz.

Vereinigung der Bücherfreunde in Dresden. I. Vorsitzender: Wilhelm Wittke.

Eisenacher Bibliophilen-Vereinigung. Vorsitzender: Dr. Amandus Müller.

Frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft. Ehrenvorsitzender: Geheimrat Prof. Dr. Friedrich Ebrard. I. Vorsitzender: Paul Hirsch.

Vereinigung Göttinger Bücherfreunde. I. Vorsitzender: Prof. Dr. Erhard Riecke.

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg. Vorsitzender: Dr. Ernst L. Hauswedell.

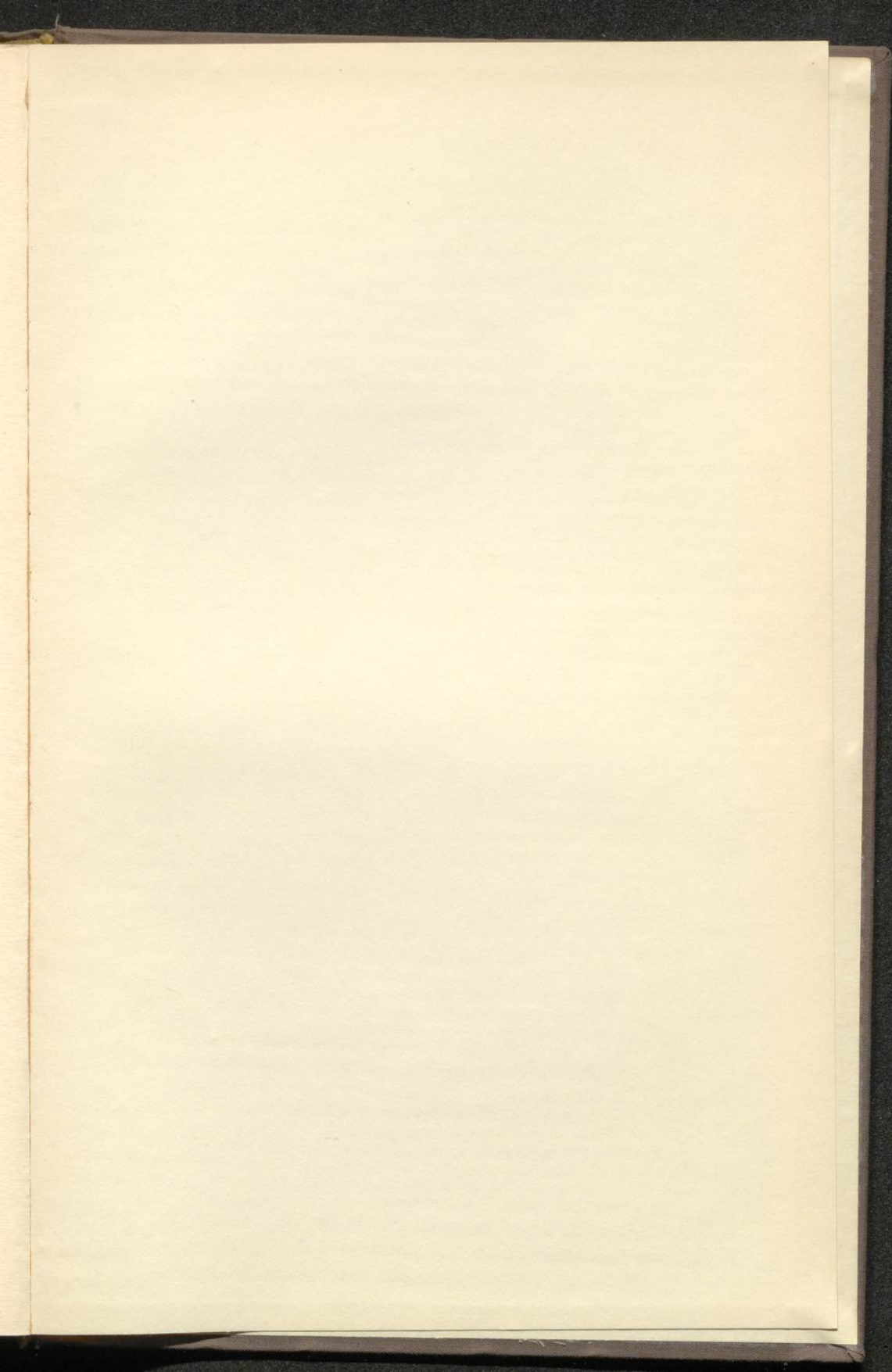
Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde. Vorsitzender: Kuno Ferdinand Graf von Hardenberg.

Bibliophilen-Gesellschaft in Köln. Vorsitzender: Definitor Georg M. Rody.

Leipziger Bibliophilen-Abend. Gründungsausschuß: Franz Adam Beyerlein, Anton Hiersemann, Carl Ernst Poeschel.

Gesellschaft der Münchner Bücherfreunde. Vorsitzender: Ernst Schulte-Strathaus.

Gutenberg-Gesellschaft, Mainz. I. Vorsitzender: Dr. Barth.
Maximilian-Gesellschaft. Vorsitzender: Exz. Dr. h. c.
Wilhelm Solf.



Geologische Karte des Rheinlandes
von Dr. G. Schimper
Verlag von Neumann, Neudamm
1861

